Thomas Keightley.

Geschichte von Indien.

Deutsch bearbeitet und bis auf die neueste Zeit fortgeführt

von

Julius Seybt.

Neue Ausgabe in zwei Bänden.

Erster Band.

Leipzig, 1867.
Verlag von G. Senf's Buchhandlung.


Okresní učitelská knihovna
v Jihlavě

Inhalt.

Erster Theil.

I. Ostindien unter mohamedanischer Herrschaft.

Zweiter Theil.

III. Vom Tode Lord Clive's bis zum Erlaß von Pitt's Indiabill.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Erster Theil.

I.

Ostindien unter mohamedanischer Herrschaft.

Erstes Kapitel.

Geographische Lage Ostindiens. — Seine Eintheilung. — Hindustan. — Das Stromsystem des Dekan. — Klima. — Naturerzeugnisse. — Thiere. — Mineralien.

Das Land, welches wir nach dem Beispiel der Alten Indien nennen, liegt auf der östlichen Erdhälfte zwischen dem 8. und 34. Grad nördlicher Breite, und dem 68. und 92. Grad östlicher Länge. Seine Länge von Norden bis Süden beträgt fast vierhundert geographische Meilen und seine größte Breite von Westen nach Osten dreihundertundzehn Meilen. Im Norden begrenzt es die gewaltige Alpenkette des Himalayagebirges, im Westen der Indus, im Osten das Hochland östlich vom Bramaputrastrom, während der indische Ocean seine Südküste bespült.

Diese Region zerfällt in zwei Theile, die ein Gebirgszug von einander scheidet. Der nördliche Theil bildet eine große, länglich viereckige Ebene, der südliche eine dreieckige Halbinsel; erstere führt den Namen Hindustan, letztere wird das Dekan genannt und der Gebirgszug, welcher zwischen ihnen die Grenze bildet, führt den Namen der Windhyaberge. Ihre Erhebung beginnt unweit der Halbinsel Guserat und setzt sich ostwärts nach dem Gangesfluß fort. Nur eine Insel von ansehnlicher Ausdehnung liegt an der Küste Indiens, die große Insel Ceylon, östlich von ihrer südlichen Spitze.

Der Theil Indiens, welchen wir Hindustan nennen, schließt folgende Landstriche in sich. Ostwärts vom Indus von seiner Mündung bis zu seiner Verbindung mit dem aus dem Beyah und Sutledsch entstehenden Garrah, dehnt sich eine große Sandwüste gleich denen in Afrika oder Arabien bis zu dem Arawalli-Höhenzug aus, der von dem westlichen

Windhyagebirge. Ersteres entsendet den Indus und seine fünf Nebenflüsse, nämlich den Dschelum, den Tschenab, den Ravi, den Beyah und den Sutledsch; ferner den Dschumna, den Ganges, den Kjusi und den Bramaputra mit ihren Zuflüssen. Im Windhyagebirge entspringen der Tschumbul, der Betwah, der Son und andere, die alle dem Dschumna und dem Ganges zufließen. Die Flüsse des Dekan, die an Größe den hindustanischen nachstehen, ergießen sich in das Meer auf beiden Seiten der Halbinsel und kommen meistens aus dem Windhyagebirge oder den westlichen Ghats. Auf der Westküste münden der Nerbudda und Tapti aus, die einzigen großen Ströme auf dieser Seite, und auf der andern Seite der Mehanoddie, der Godaveri, der Kistna, der Pelor, der Panar, der Keveri und andere von minderer Bedeutung.

Das Klima Ostindiens ist wegen der großen Ausdehnung des Landes und der großen Abstände in der Bodenerhebung der einzelnen Theile natürlich verschiedenartig; aber im Allgemeinen ist es wärmer, als in irgend einem Theile Europa's. Die Regenmenge, die jährlich in Indien fällt, ist weit größer als in irgend einer Gegend unsers Welttheiles. Der Regen tritt periodisch ein, wenn der Monsun oder Südwestwind von dem indischen Meere zu wehen anfängt. Auf der Westküste und im Hindustan dauert die Regenzeit vom Mai bis zum October, die heißesten Monate des Jahres hindurch, und gewaltige Gewitter gehen ihr vorher. Alsdann treten der Ganges und die anderen Flüsse aus und setzen das Land weit hin unter Wasser, sodaß zum Beispiel der größere Theil von Bengalen sich in einen großen See verwandelt. Daher werden wir oft in der Geschichte finden, daß militairische Operationen von dieser Jahreszeit unterbrochen werden. Wegen der Höhe der Ghats und des Tafellandes fühlt die Ostküste die frühzeitigen Wirkungen des Monsuns nicht und erst im Monat October, wo der Monsun aus Nordwesten weht, tritt hier die Regenzeit ein.

Die Erzeugnisse des Pflanzenreiches in Ostindien sind zahlreich und werthvoll. Der Tihkbaum, dessen Holz zum Schiffbau benutzt wird, der wunderbare Banyanbaum (Ficus indicus), die Kokospalme nebst anderen Palmen, die Akazien, der Bambus oder das Bambusrohr, welches eine so erstaunliche Größe erreicht und viele andere nützliche Bäume sind reichlich vorhanden. Zahlreiche Maulbeerbäume liefern der Seidenraupe

Nahrung; der Baumwollenbaum und die Baumwollenstaude sind überall vorhanden und Eben-, Sandel- und andere feine Hölzer wachsen im Ueberfluß in den Wäldern. Auch ist Indien von den frühesten Zeiten an wegen seines Ingwers, seines Pfeffers und anderer Gewürze berühmt; der Indigo verdankt ihm seinen Namen und es ist die Heimath des Zuckerrohres.

Reis gehört zu den berühmtesten Erzeugnissen Indiens; aber man irrt sich, wenn man es für das Hauptnahrungsmittel der Masse des Volkes hält. Allerdings ist er dies in Bengalen, in einem Theil von Behar und an der Küste der Halbinsel; aber Reis kann nur gebaut werden, wo an Wasser kein Mangel ist. Daher ist er in den Hochlanden Centralindiens und des Dekan ein Gegenstand des Luxus und das gewöhnliche Nahrungsmittel des Volks in Hindustan ist Weizen, im Dekan aber die Dschowarkörner, die Durrah der Araber (Holcus sorghum, die Sumpfhirse) und Badschra, kleine Körner, die in Trauben an rohrartigen Stengeln wachsen. Mangos, Melonen und Kürbisse, Pisangfeigen, Ananasse und andere wohlschmeckende Früchte gedeihen in größtem Ueberfluß.

Unter den Thieren Indiens ist der Elephant das berühmteste. Man verwendete ihn früher im Kriege; jetzt wird er aber nur noch als Lastthier benutzt. Die Kameele sind in Indien ebenfalls sehr zahlreich; die einheimischen Pferde aber sind klein und von geringer Güte; man benutzt sie nur zum Reiten. Das eigentliche Zugthier ist der Ochs, den man ohne Unterschied an den Pflug, den Lastwagen und die Kutsche spannt. Er ist von Farbe weiß, von feinen Gliedern und kommt fast so schnell vorwärts wie ein Pferd.

Edle Metalle bringt Indien nicht hervor, aber sein Eisen ist zu allen Zeiten berühmt gewesen. Diamanten und andere kostbare Steine werden in großer Anzahl gefunden. Die schönsten Perlen von der Welt rühren von den Austerbänken unweit der Insel Ceylon her. Steinsalz findet sich im Pendschab und Salpeter wird an verschiedenen Orten in großen Mengen gewonnen.

Zweites Kapitel.

Früheste Bewohner von Indien. — Die Hindu. — Ihre Colonien. — Religion. — Secten. — Sittenlehre. — Seelenwanderung. — Buddhisten. — Dschains. — Künste und Wissenschaften. — Gesetze des Manu. — Kasten. — Regierungsform.

Bei unsern Nachforschungen in der Geschichte jedes alten Landes ist eine der ersten Fragen, die sich uns darbietet und die nur selten befriedigend beantwortet werden kann: Wer waren seine ersten Bewohner und woher sind sie gekommen? Hinsichtlich Indiens läßt sich diese Frage nicht zufriedenstellender beantworten, als anderwärts. Seiner Natur und seiner Lage nach muß es einer der frühesten Wohnsitze des Menschengeschlechts gewesen sein und es scheint einiger Grund zu dem Glauben vorhanden zu sein, daß, wie in so vielen anderen Theilen der Welt, die ersten Bewohner einer tiefer stehenden Race angehört haben, die von einem höher begabten Geschlechte, das in ihr Land einfiel, unterjocht worden ist.

In den Dickichten und Schluchten des Windhyagebirges, in den großen Waldstrichen, die sich von Behar in Hindustan bis in das Dekan und an seiner Ostküste hinziehen, stößt man immer noch auf Stämme, die sich von den gebildeteren Bewohnern Indiens wesentlich unterscheiden. Man kennt sie unter verschiedenen Namen. Im Westen von Bengalen und in Behar heißen sie Kols; in dem großen Walddistrict und in dem daran grenzenden Theil des Windhyagebirges nennt man sie Gonds, westwärts von dem obengenannten Gebirge Bhils, und nach Guserat zu Kulis. In den südlichen Waldungen des Dekan kennt man sie unter der Benennung Kolaris, und ein allgemeiner Name für sie ist Paria, d. h. Bergbewohner. Sie sind von kleiner aber kräftiger Gestalt, dunkler Gesichtsfarbe und erinnern in ihren Gesichtszügen einigermaßen an die Neger. Sie gehen fast nackt, sind mit Bogen und Spießen bewaffnet und rauben und stehlen, wo sie nur können. Ihre Religion ist ein Aberglaube eigener Erfindung, obgleich sie auch ein oder zwei der Hindugötzen verehren. Geistige Getränke lieben sie mit Leidenschaft; sie essen Rindfleisch und Fleisch von Thieren, die eines natürlichen Todes gestorben

sind. Dem ächten Hindu sind sie ein Gegenstand des Greuels und Abscheues *).

Eine ganz andere Menschenart begegnet dem Auge in Hindustan und an den Küsten des Dekan. Die Bewohner dieser Gegenden sind schlank und fein gebaut, mit schönen, ovalen Gesichtern, langgeschlitzten Augen und langen Augenbrauen, dunklem, weichem und schlichtem Haar und olivenfarbiger Haut, die in den kühleren Strichen, und wo sie dem Wetter nicht viel ausgesetzt ist, auch weiß ist, wie bei nördlichen Völkerschaften. Mit einem Wort: Alles verräth ihre Verwandtschaft mit den Persern und stellt sie als einen Zweig der kaukasischen und japhetischen Familie dar, die nach ihnen die Indogermanische genannt wird. Ihre Sprache, das alte Sanskrit und dessen neuere Dialekte, sind offenbar mit dem Zend oder der Sprache der alten Perser, mit dem Griechischen, dem Lateinischen, dem Deutschen und vielen andern Sprachen des Westens verwandt, während das Tamulische, die Telingasprache und andere im Dekan übliche Mundarten klärlich einer ganz anderen Familie angehören. Die Mehrzahl der Gelehrten ist der Meinung, daß diese höher begabte Race mit den Persern aus einer gemeinsamen Heimath, den Hochlanden Mittelasiens, stamme und in Indien eingewandert sei, wo sie die eingebornen Stämme unterworfen und zu Sklaven gemacht habe. Lange Zeit bildete die Kette der Windhyaberge ihre südliche Grenze; aber endlich drangen sie auch in das Dekan ein und verbreiteten daselbst ihre Religion und ihre politischen Einrichtungen. Sie sendeten auch Colonien nach der Insel Ceylon aus und verbreiteten sich allmälig über die Inseln des indischen Archipels **). Man hat auch Grund zu vermuthen, daß sich eine Hinducolonie an der Küste von Afrika niedergelassen und von da den Nil abwärts gewandert ist und Aegypten die Einrichtungen gegeben hat, die denen Indiens so sehr ähneln. Dies muß aber natürlich lange vor dem Anfang unserer geschichtlichen Zeit geschehen sein.

*) Man hat jeden Grund in den Bhils die Urväter unserer Zigeuner zu vermuthen. Sie sind Schmiede und Roßtäuscher, Diebe, Taschenspieler und Tänzer und begierig auf Gold und Silber. In allen diesen Punkten stimmen sie mit den Zigeunern überein, deren Abkunft aus Ostindien historisch gewiß ist; aber die Zigeuner zeichnen sich durch ihre Mäßigkeit in geistigen Getränken aus.

**) Die Bewohner von Meisore und andere civilisirte Stämme im Dekan sind wahrscheinlich Nachkommen der Ureinwohner.

Die Religion und die staatlichen Einrichtungen eines Volks ziehen stets mit Recht vor Allem die Aufmerksamkeit des Beobachters auf sich. Die Religion der Hindus ist in der Gestalt, die sie jetzt hat und die sie seit dem Beginn unserer historischen Zeit gehabt, von allen denkbaren eines der verwickeltsten und entwürdigendsten polytheistischen Systeme; dennoch scheint es, wie jedes andere System, ursprünglich rein und einfach gewesen und nur allmälig der Verderbniß anheimgefallen zu sein. Dies entdeckt man durch eine Prüfung des Schriftenthums der Hindu, denn dieses Volk scheint von jeher mit der Kunst zu schreiben bekannt gewesen zu sein und seine Bücher beanspruchen ein weit höheres Alter, als die fast jedes andern Volks.

An der Spitze der Literatur der Hindu stehen die vier (oder vielmehr drei) Wedas, welche Hymnen und Gebete, Moralvorschriften und theologische Argumente enthalten. Nach dem, was sie über den Kalender sagen, schließt man, daß die späteste Zeit, der ihre Umwandlung in ihre gegenwärtige Gestalt zugeschrieben werden kann, das 14. Jahrhundert vor Christi Geburt ist. Das Religionssystem, welches diese ehrwürdigen Schriftdenkmäler predigen, ist ein reiner Monotheismus, verbunden mit der Anbetung von Genien, welche über die Elemente, die Sterne und Planeten herrschen. Auch personificirte Tugenden und Kräfte erscheinen unter ihnen, aber nicht in erster Reihe. Der allgemeine Grundgedanke des Religionssystems ist, daß jegliches Ding, „das Wesen sowohl als die Form alles Erschaffenen, seinen Ursprung dem Willen der durch sich selbst daseienden Ursache verdankt."

Die nächste Autorität ist das Gesetzbuch des Manu, auf welches wir ausführlicher zurückkommen und das dem 9. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung angehört. Dieses Buch enthält eine Darstellung der Schöpfung, nach welcher das höchste Wesen ein Weltei hervorbrachte, aus dem alle Dinge einschließlich der Gottheiten mittelbar oder unmittelbar entstanden sind. Diese Schöpfung besteht jedoch nur eine beschränkte Zeit und alsdann kehrt Alles in das Nichts zurück, indem Brama in dem göttlichen Wesen aufgeht. Die darin genannten niedern Gottheiten sind: Indra, die Luft; Agni, das Feuer; Waruna, das Wasser; Prithiwi, die Erde; Surnia, die Sonne; Tschandra, der Mond, und einige Gott-

heiten der Planeten; Dherma, die Gerechtigkeit und andere personificirte Eigenschaften.

Die beiden großen epischen Gedichte Ramayuna und die Mahabharata mit den zahlreichen Puranas, wie sie genannt werden, kommen zunächst und enthalten das reiche und vielgestaltige System des Volksglaubens und der Mythologie, welches seit mehr als zweitausend Jahren in Indien geherrscht hat. Nach diesem System erscheint die Gottheit in drei Personen, (Trimurti, d. h. drei Gestalten) nach ihren drei großen Thätigkeiten der Schöpfung, Erhaltung und Zerstörung. In diesen drei Gestalten führt sie die Namen: Brama, Wischnu und Siwa und mit jeder derselben ist ein weibliches Princip zur Bezeichnung seiner thätigen Kraft verbunden. Diese heißen: Seraswati, Lakschmi und Parwati. Letztere, die Kraft Siwa's, heißt auch Diwa, Baweni und Durga. Neben diesen Gottheiten und den obengenannten finden wir noch Paweni, den Wind; Kuwera, den Reichthum; Kema, die Liebe; Kartikia, den Krieg; Jema, den Richter der Todten, und Ganesa, welche über Eingänge und Anfänge wacht. Diese haben außerdem ihre Frauen und Begleiter und die Gesammtzahl der Bewohner des Hinduolymps, Götter, himmlische Sänger und Tänzer und andere, sollen sich auf mehr als dreihundert Millionen belaufen. Jede der großen Gottheiten hat einen eigenen Himmel und unter diesen himmlischen Wohnungen sind die berühmtesten und von der Poesie der Hindu am glänzendsten beschriebenen die des Siwa und des Indra.

Von den Göttern Griechenlands unterscheiden sich die Indiens dadurch, daß sie oft in seltsamer oder scheußlicher Gestalt dargestellt werden. Ganesa hat einen Elephantenkopf, Siwa ein Halsband von Todtenschädeln und ebenso seine Gemahlin, die in noch grauenhafterer Gestalt als er selbst erscheint. Eine Gottheit erhält eine Unzahl Köpfe oder Arme, um ihre Weisheit oder ihre Kraft anzudeuten; denn wir müssen hervorheben, daß alle diese Misgestaltungen dadurch entstanden sind, daß die Kunst zu buchstäblich der Sprache der Poesie und der Anbetung gefolgt ist.

Die Hindu zerfallen in zwei große Secten, in die Verehrer Wischnu's und Siwa's. Letztere sind bei weitem die zahlreichsten, aber die Literatur Indiens gehört hauptsächlich der ersteren Secte an. Die

zehn Avatars oder Fleischwerdungen Wischnu's, in welchen er zum Besten der Menschheit menschliche Gestalt annahm, bilden einen wichtigen Theil der religiösen Legenden der Priesterschaft. Der Vorwurf des großen epischen Gedichts der Ramajuna ist seine Eroberung des Dekan und Ceylons in der Gestalt eines Königs, Namens Rama. Eine wenn möglich noch berühmtere Erscheinung Wischnu's (obgleich nicht eine von den zehn Avatars) ist diejenige, wo er eines Königs Sohn wie Cyrus war, auferzogen von einem Hirten unter dem Namen Krischna, um ihn vor einem nach seinem Leben strebenden Tyrannen zu verbergen. Später besiegte und erschlug er den Tyrannen und in dem großen Gedicht der Mahabharata, welches die Kriege der verwandten Geschlechter der Pandus und der Kurus feiert, finden wir Krischna als den Verbündeten der Ersteren. Seine Jugendabenteuer unter den Gopis oder Milchmädchen werden von den Dichtern besungen und Krischna ist die Lieblingsgottheit der indischen Frauen.

Wir würden die uns gesteckten Grenzen weit überschreiten müssen, wenn wir alle die albernen Legenden der Hindureligion aufzählen und alle ihre zahlreichen Ceremonien und martervollen und mit Ekel erfüllenden Bußübungen beschreiben wollten. Wenn wir sie in Betracht ziehen und vornehmlich bedenken, daß es Grundsatz jeder Secte ist, daß der Glaube an ihren Gott alle Religion und Sittlichkeit ersetzt, so sollte man erwarten, den Charakter der Hindu jeder achtbaren Eigenschaft bar zu finden. Aber dies ist keineswegs der Fall; die Grundsätze der Sittlichkeit sind dem menschlichen Herzen zu tief eingepflanzt und zu wesentlich für das Gedeihen der Gesellschaft, als daß sie jemals ganz erlöschen könnten, und die Religionsbücher Indiens sind zu reich an sie betreffenden Vorschriften, um sie in Vergessenheit fallen zu lassen. Daher sprechen die aufrichtigsten Beobachter des Charakters der Hindu günstig von demselben und so schlüpfrig viele von den Legenden und Ceremonien der Hindureligion sind, so stehen doch die Frauen der Hindu, was Keuschheit und häusliche Tugend betrifft, weit über dem allgemeinen Durchschnitt in einigen christlichen Ländern.

Wie jedes andere Volk glauben die Hindu fest an ein zukünftiges Dasein. Ihre Hauptlehre über diesen Punkt ist die der Seelenwanderung, wonach die Seele, nachdem sie ihren gegenwärtigen Aufenthalt

verlassen, in einen andern Körper übergeht, und zwar entweder in den eines Menschen oder in den eines niedrigern Thieres, und da die Wahl des neuen Leibes von der Aufführung des Menschen in diesem Leben abhängt, so ist diese Lehre, abgesehen von den Folgen des allein seligmachenden Glaubens, nicht ohne sittliche Wirkung. Sie glauben auch, daß in den Zwischenzeiten der verschiedenen irdischen Lebensperioden die Seele je nach ihren Verdiensten in einem der zahlreichen Himmel ihrer Religion glücklich ist oder in einer der vielen Höllen gepeinigt wird.

Das hier in flüchtigen Umrissen geschilderte Religionssystem ist das vorherrschende, ja sogar fast das einzige, zu dem sich die neuern Hindu bekennen. Es wird Braminismus nach den Braminen genannt, die seine Lehrer sind. Aber fünf oder selbst zehn Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung bewerkstelligte eine Person, Namens Buddha, eine große Reformation. Er verwarf die Wedas und Puranas und den Unterschied der Kasten und lehrte, daß alle Menschen Brüder und gleich wären; daß Seligkeit im zukünftigen Leben, welche im Aufgehen in der Gottheit besteht, durch Uebung der Tugend, durch beschauliches Leben und durch Kasteiung des Leibes zu erlangen sei. Auch darf der Buddhist um keinen Preis auch nur das kleinste Insect seines Daseins berauben. Die Secte blühte lange in Indien, aber endlich gelang es den Braminen, unterstützt von der weltlichen Gewalt, sie durch Verfolgung zu unterdrücken. Ihre Anhänger hatten sich bereits über alle Länder nördlich und östlich von Indien verbreitet und man veranschlagt die Zahl ihrer Bekenner auf fast zwei Dritttheile der Bevölkerung Asiens. Jedenfalls kommt keine andere Religion ihr in der Ausdehnung ihrer Herrschaft nahe. Eine der seltsamsten Eigenheiten des Buddhismus ist seine staunenerregende Uebereinstimmung mit der römischen Kirche im Ritus, in den Ceremonien und in den Institutionen. Er hat z. B. gleich ihr Klöster beiderlei Geschlechts mit dem Gebot des Cölibats. Die Aehnlichkeit ist so stark, daß die frühern katholischen Missionaire sie als eine List des Teufels betrachteten, um die Menschen der Wahrheit abwendig zu machen.

Es giebt in Indien noch eine andere Secte, die Dschains, welche mit den Buddhisten in einigen Punkten übereinstimmt und wie diese den Braminismus verwirft. Aber sie ist nicht zahlreich und die Braminen haben längst die Macht verloren, Andersgläubige zu verfolgen.

Ein beschauliches Volk, wie die Hindu sind, mußte frühzeitig seine Gedanken auf metaphysische Gegenstände lenken. Wir finden daher, daß die Weisen Indiens mit alle den Theorien dieser Art, welche sich die Griechen oder die neueren Völker ausgebildet haben, schon vertraut waren. So war das System des vortrefflichen Bischof Berkeley, das er mit so viel Scharfsinn und Eleganz entwickelt und erläutert hat, in Indien Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung gekannt. Dasselbe war der Fall mit der atomistischen Theorie, welche Epikur seiner Philosophie zu Grunde legte.

In der Astronomie waren die Hindu den Griechen weit voraus. Sie kannten das Vorrücken der Tag- und Nachtgleichen, die Ursachen der Sonnen- und Mondfinsternisse und hatten Tabellen zu ihrer genauen Berechnung entworfen. Einer ihrer Weisen hatte die tägliche Umdrehung der Erde um ihre Axe entdeckt und sogar mit leidlicher Genauigkeit ihren Durchmesser berechnet. Eine Stelle in den Wedas behauptet, daß der Polarstern seine Stelle verändert; die Sternbilder werden in den Heldengedichten genannt und die Fixsterne als Weltkörper von ansehnlicher Größe, die mit ihrem eigenen Lichte leuchten, erwähnt. In der Geometrie hatten die Hindu Entdeckungen gemacht, zu denen Europa erst in neueren Zeiten gelangte. Von dieser Art war die Methode, den Flächeninhalt eines Dreiecks durch die Längenzahlen seiner Seiten und das Verhältniß des Radius zu der Peripherie auszusprechen. In der Arithmetik können sie den Ruhm beanspruchen, das Decimalsystem bei der Zählung erfunden zu haben. Aber in der Algebra sind die Verdienste der Hindu noch größer und Entdeckungen, die Europa erst im vorigen Jahrhundert gemacht hat, waren in Indien längst bekannte Sachen. Dies ist jedoch die jüngste ihrer Wissenschaften und die von ihr handelnden Werke sind alle seit dem Beginn unserer Zeitrechnung geschrieben. Endlich waren die Hindu mit der Trigonometrie vertraut, in welcher sie ebenfalls den Griechen weit voraus waren und Lehrsätze kannten, die Europa erst im 16. Jahrhundert entdeckte.

Alle Spitzfindigkeiten der Logik und der Grammatik sind in den Sanskritwerken über diese Gegenstände zu finden. Die reiche poetische Literatur Indiens wetteifert hinsichtlich der Verschiedenartigkeiten und Feinheiten der Versmaaße mit dem alten Griechenland, und die Sanskrit-

sprache hat, nach dem Urtheil der gründlichsten Sachkenner, in Bezug auf Reichthum, Schönheit, Biegsamkeit und kunstreichen Bau fast keine Nebenbuhlerin.

Die wunderbaren in Fels gehauenen Tempel von Ellora, Salsette, und Elephantina und die Pagoden*) an der Küste von Koromandel zeigen, daß die alten Hindu als Baukünstler und Bildhauer die Aegypter weit übertrafen. Daß in den entlegensten Zeiten die Hindu die Kunst des Schiffbaues verstanden und weite Reisen machten, beweisen ihre Colonien. In dem alten Gesetzbuch Manu's befindet sich auch ein Gesetz über die Zinsen, in welchem das auf Bottmerei dargeliehene Geld besonders erwähnt wird, und dies kann nur bei einem Volke stattfinden, das mit dem Seewesen vertraut ist.

Hinsichtlich des politischen Zustandes des alten Indiens ist das Gesetzbuch Manu's die große Autorität. Wir glauben jedoch, daß Diejenigen Unrecht haben, die dieses Gesetzbuch in demselben Lichte betrachten, wie das Justinianeische, den Code Napoleon oder ähnliche Werke — als ein System von Gesetzen und Vorschriften, welche wirklich in Kraft sind und als Landrecht gelten. Wir stimmen eher mit Denen überein, welche es für ein ideales System halten, gleich der Republik und den Gesetzen Cicero's, wo die wirkliche Verfassung und die wirklichen Gesetze des Staates als Grundlage genommen und diejenigen Zusätze gemacht werden, welche nach des Verfassers Meinung sie zu größerer Vollkommenheit bringen. Von diesem Gesichtspunkte aus, und wir glauben von keinem andern, lassen sich die darin den Braminen verliehenen, alles Maß überschreitenden Vorrechte und Befugnisse und die unerträglichen Vorschriften erklären, nach denen sie ihr Leben regeln sollen: Vorrechte und Befugnisse, die sie nie besaßen und Vorschriften, die sie nur zum Theil hätten befolgen können.

Die vornehmste Eigenthümlichkeit der Gesetze Manu's ist die Eintheilung des Volkes in Kasten**), gleich denen, welche im alten Aegypten

*) Wir werden die Gestalt einer Pagode später beschreiben. Der Name ist eine Verstümmelung des Sanskritwortes Bhahagavate, heiliges Haus.

**) Dieses wie so viele andere auf Indien bezügliche Worte verdanken wir den Portugiesen. In ihrer und in der spanischen Sprache heißt Casta Race, Art oder Stand; aber wir kennen die Abstammung des Wortes nicht.

bestanden. Es gab ihrer vier, nämlich die Braminen, die Kschatrias, die Waisyas und die Sutras; die ersteren sind dem Munde, die zweiten dem Arme, die dritten dem Schenkel und die vierten dem Fuße Brama's entsprossen.

Die Braminen waren keine Priesterkaste, wie allgemein aber vielleicht irrthümlich angegeben wird, denn wir lesen nirgends, daß sie die öffentliche Gottesverehrung leiteten, wie die Priester in Judäa oder in Aegypten. Sie scheinen vielmehr eine „Classe von Männern gewesen zu sein, welche während der ersten Hälfte ihres Lebens sich religiöser Forschung und Uebung widmeten und den Rest ihrer Tage in Selbstverleugnung und Armuth zubrachten" *). Sie waren thatsächlich ein Volk von Philosophen, bestimmt, die anderen Classen über ihre öffentlichen und häuslichen Pflichten zu belehren; denn obgleich die beiden anderen Kasten die Wedas lesen durften, so sollte doch der Bramine allein sie auslegen. Der König sollte einen Braminen zu seinem Berather haben und die Gerechtigkeit von Braminen verwaltet werden; aber der Bramine durfte nicht nach weltlichen Ehren und nach der Anhäufung von Reichthümern streben. Der Bramine mußte das erste Viertel seines Lebens als Schüler zubringen, wobei er seinem Lehrer jeden, auch den niedrigsten Dienst leisten mußte und sich durch Betteln von Haus zu Haus ernähren sollte. Im nächsten Viertel durfte er heirathen und mit Frau und Familie leben, mußte dabei aber den Pflichten seines Standes nachkommen, deren hauptsächlichste die Lehrpflicht war. War auch dieser Abschnitt vorüber, so war ihm vorgeschrieben, Einsiedler zu werden, sich in die Wälder zurückzuziehen, sich in Baumrinde oder Antilopenfelle zu kleiden, Haar und Nägel wachsen zu lassen, auf dem Erdboden zu schlafen, ohne Schutz gegen Regen oder Sonne, „ohne Feuer, ohne Obdach, im beständigen Schweigen und von Wurzeln und Früchten sich nährend." Im letzten Viertel darf der Bramine nach weniger strenger Vorschrift leben. Er kehrt in die Welt zurück, kleidet sich fast wie der gewöhnliche Bramine und ist aller Ceremonien und äußerlicher Formen überhoben. Sein einziger Beruf ist Beschaulichkeit, bis er endlich den Körper verläßt, „wie ein Vogel von dem Zweige eines Baumes nach Belieben fortfliegt."

*) Wilson, Anm. zu Mill. I. S. 191.

Das ist der Abriß eines Theiles von dem, was wir das Ideal des Lebens eines Braminen nennen möchten; denn obgleich einzelne es durchführen konnten und es wirklich durchgeführt haben, so konnten doch solchen Vorschriften niemals alle Mitglieder einer zahlreichen Gesellschaft nachkommen.

Die Kschatrias waren die Kriegerkaste; ihnen gebührte die königliche Würde und alle Stellen von Rang und Autorität; denn die Braminen legten nur die Gesetze aus und nahmen keinen Theil an der vollstreckenden Gewalt. Der Kschatria sollte das Volk vor dem Feinde schützen, Almosen geben, die Wedas lesen, opfern und sinnliche Genüsse meiden.

Der Waisya war bestimmt, das Land zu bauen, Vieh zu züchten, Handel zu treiben und Geld auf Zinsen zu leihen. Auch ihm war vorgeschrieben Almosen zu geben, zu opfern und die Wedas zu lesen.

Das Loos des Sutra war das ungünstigste. Er war der Knecht Aller, aber seine genaue Stellung läßt sich schwer bestimmen. In mancher Hinsicht glich er dem spartanischen Heloten; aber obgleich er in dem Gesetzbuch mit der größten Verachtung und als ob er nicht von einer Art mit den höheren Kasten wäre, behandelt wird, so war die Natur des Hindu doch zu allen Zeiten zu sanft, um im Leben die strenge Durchführung solcher Grundsätze zu gestatten und das Loos des Sutra war nicht so hart, wie das des Heloten oder des Leibeigenen im Mittelalter.

Die Männer der ersten drei Classen durften in die unter ihnen stehenden heirathen, aber dies war den Frauen nicht erlaubt. Wenn ein Weib aus der Braminenkaste einen Sutra zum Manne nahm, so war ihr Sohn ein Tschandala, „der Niedrigste der Sterblichen", und wenn er sich mit einem Weibe aus einer höheren Classe verband, so waren ihre Kinder, sagt das Gesetz, „schlechter als ihre Erzeuger". Aus solchen Ehen sind viele von den zahlreichen Unterabtheilungen der Kasten entstanden.

Die drei vornehmern Kasten werden auch durch den Namen der Zweimalgebornen ausgezeichnet. Dem Braminen ward in seinem fünfzehnten, dem Kschatria in seinem zweiundzwanzigsten, dem Waisya in seinem vierundzwanzigsten Jahre feierlich ein über die linke Schulter und die Brust gehendes Band umgelegt, das bei dem Ersten aus Baumwolle, bei dem Zweiten aus Kusagras und bei dem Dritten aus Schafwolle

verfertigt war. Dies ward als eine zweite Geburt betrachtet; der Sutra, den man nicht zu dieser Ehre zuließ, war nur ein Einmalgeborner.

Die Regierungsform Indiens war die unumschränkte Monarchie. Der König und alle seine Beamten gehörten der Kschatriakaste an. Wie es scheint, stand es dem Monarchen frei, seinen Nachfolger unter seinen Söhnen auszuwählen. Große Monarchien scheinen unbekannt gewesen zu sein, obgleich gelegentlich ein tüchtiger und kriegerischer Fürst mehrere von den kleinern Staaten gezwungen haben mag, seine Oberherrschaft anzuerkennen.

Das Einkommen rührte, wie bei allen Monarchien der alten Zeit, hauptsächlich von einem Antheil aus den Erzeugnissen des Landes her. Bei Getreide stieg dieser Antheil nach der Güte des Bodens von einem Zwölftel bis zu einem Sechstel; nöthigenfalls konnte ein Viertel gefordert werden. Dem König kam auch ein Sechstel von dem Ertrag der Bäume, vom Honig und anderen Naturerzeugnissen und von den Producten des Gewerbsfleißes zu. Endlich bestanden Abgaben von Kaufmannswaaren und für den Betrieb von Gewerben.

Das Land zerfiel in Civil- und Militairabtheilungen. Es gab Herren von einem Dorfe, von zehn, von hundert und von tausend Dörfern und über diesen standen Beamte von hohem Range, denen es oblag, sie zu beaufsichtigen und zu strafen, wenn sie sich Misbräuche erlaubten. Die Militairabtheilungen fielen nicht mit den Civilabtheilungen zusammen; in jeder derselben stand eine Abtheilung Truppen unter einem geprüften Befehlshaber. Muthmaßlich war ein Theil des Einkommens des Districtes für die Bezahlung des Officiers und seiner Mannschaften angewiesen.

Aller Wahrscheinlichkeit nach ist das Dorfsystem, das im neuern Indien von so großer Wichtigkeit ist, gleichzeitig mit dem Staate selbst entstanden; da aber die Gesetze des Manu nicht davon sprechen, so werden wir später darauf zurückkommen.

Dieser sehr unvollkommene Umriß soll einigen Begriff von den Zuständen Indiens vor der Zeit geben, wo der Kriegszug Alexanders des Großen zuerst Europäer in dieses Land führte und die Wißbegier auf seine Gelehrsamkeit, seine Gesetze und seine Einrichtungen lenkte. Selbst damals schon finden wir durch ein Vergleichen der Berichte der Griechen

mit den frühern Hinduautoritäten, daß eine Zeit des Verfalles eingetreten war, vornehmlich in der Religion. Götzendienerei und die damit verbundenen Greuel hatten sich über das Land verbreitet und die Suttis oder die Sitte, daß sich Frauen freiwillig mit den Leichen ihrer Gatten verbrannten, eine Sitte, welcher nicht einmal in den Gesetzen Manu's oder in den epischen Gedichten Erwähnung geschieht, war in Gebrauch gekommen. Auch die Mönchsorden, ein sicheres Zeichen des Verfalles der Religion, bestanden damals schon in Indien.

Drittes Kapitel.

Früheste Erwähnung von Indien. — Alexander der Große. — Griechisch-baktrisches Königreich. — Wikramaditya. — Das Kalifat. — Invasion Indiens. — Verfall des Kalifats. — Sebuktegin. — Mahmud von Ghusni. — Seine Einfälle in Indien. — Tempel von Somnat. — Charakter Mahmuds. — Ausgang seiner Dynastie.

Indien hat keine eigene Geschichte; unsere erste Kunde von ihm, wie von so vielen anderen Ländern, verdanken wir den Griechen. Herodot nennt bei seiner Beschreibung der Ausdehnung des persischen Reichs unter Darius I. Indien als eine seiner Provinzen; aber dies war nur ein Theil um den Indus, und da ein Streifen Land unter den Parapamisusbergen westlich von diesem Flusse als im Besitz der Indier befindlich erwähnt wird, so ist es zweifelhaft, ob sich die Herrschaft des persischen Monarchen bis in das Pendschab ausdehnte. Als Alexander der Große das persische Reich vernichtet hatte, führte ihn seine Eroberungssucht nach Indien. Er schlug die von allen Eroberern dieses Landes betretene Straße ein, indem er durch das Thal des Kabulflusses zog, den Indus wahrscheinlich da überschritt, wo jetzt Attok liegt, und das Pendschab bis zum Beyah eroberte. Ohne die Meuterei seiner Truppen, die ihn umzukehren zwang, hätte er den Ganges erreichen können. Da er wahrscheinlich beabsichtigte, noch einmal nach Indien zu kommen, trug er Sorge durch Vergrößerung der Gebiete der beiden Radschas Taxiles und Porus, von denen der Erste sein Verbündeter, der Zweite sein mächtigster Gegner gewesen war, sich einen Einfluß zu begründen. Sein Tod

und die Verwirrung, in welche sein Reich verfiel, machten jedoch allen Plänen zur Unterjochung Indiens ein Ende. Die Fürsten des macedonischen Reiches, welche sich in Baktrien festsetzten, besaßen das Thal des Kabul und dehnten ihre Ansprüche auf Indien aus, und Menander, einer dieser Fürsten, drang bis an den Dschumna vor; aber es war ein mächtiges eingebornes Reich vorhanden, welches die Griechen das der Prasier nannten, und dessen Hauptstadt, Palibathra, an dem Zusammenfluß des Ganges und des Son lag. Mit den Beherrschern dieses Reiches schlossen die syrischen Könige Seleukus und Antiochus Bündnisse gegen den Fürsten Baktriens, dessen Herrschaft schließlich von den Horden des Norden gestürzt ward. Dem Bestehen dieses Bündnisses verdanken wir hauptsächlich unsere Kenntniß von Indien aus dieser Zeit, denn Megasthenes, der Gesandte des Seleukus, hielt sich viele Jahre an dem Hofe von Palibathra auf*).

Die Geschichte Indiens wird von dieser Zeit an sehr dunkel. Aus den Büchern der Hindu und aus Inschriften ersehen wir, daß die damals in Baktrien sitzenden Stämme häufig Einfälle in das Pendschab machten, und daß die mit dem Sturz des Buddhismus endigenden religiösen Streitigkeiten während dieser Zeit wütheten; aber trotzdem stellen alte Berichte den Zustand des Landes als sehr blühend dar. Der Hof der Fürsten, deren Name Wikramaditya war und die von Ayadho, dem jetzigen Audh, aus ihre Herrschaft bis nach dem Dekan erstreckten, war wegen seiner Pracht und des Schutzes berühmt, den dort Künste und Wissenschaften genossen. Am Hofe des ersten Fürsten dieses Namens lebte wenige Jahre vor der christlichen Zeitrechnung Kâlidasa, der Verfasser des herrlichen Drama's Sakuntala. Der auswärtige Handel ward während dieser Zeit sehr ausgedehnt betrieben, und die Erzeugnisse Indiens wur-

*) Der Fürst, mit dem Seleukus sich verband, wird Sandrakottus genannt. Sir W. Jones fiel die Aehnlichkeit dieses Namens mit Tschandragoptas auf, d. h. der vom Mond Beschützte, ein berühmter Name in der Geschichte der Hindu. Die Geschichte der beiden, welche Usurpatoren waren, stimmt in der That überein und so ward der erste Punkt in der Chronologie Indiens festgestellt. Palibathra ist im Sanskrit Pataliputra, dessen Ruinen noch bei dem jetzigen Patna zu sehen sind. Den Son nennt Megasthenes Erannoboas, eine gräcisirte Form seines Sanskritnamens Hiranyavahas, d. h. der Goldarmige.

den über das persische, das römische und andere Reiche verbreitet; aber über der innern Geschichte schwebt Dunkel.

Während Indien sich der Ruhe erfreute, trat der Prophet der Araber auf. Die Bewohner der Wüste, von Begeisterung ergriffen, stürzten sich auf die entnervten und schwachen Reiche von Rom und Persien und überall folgte der Sieg ihren Fahnen. Ihre Herrschaft dehnte sich bald vom Ebro bis zum Oxus aus. Die Kalifen oder Nachfolger des Propheten hatten schließlich ihren Sitz in Bagdad am Tigris aufgeschlagen; ihr Reich erstreckte sich bis nach Kabul hinein, und ohne das Erlöschen der Begeisterung, die ausbrechenden innern Kriege und die Erschlaffung und Entartung, die bei lange bestehender Herrschaft im Orient stets eintreten, hätte ein großer Theil von Indien erobert werden können.

Die Truppen der Kalifen traten in Indien als der angreifende Theil auf. Unter der Regierung des Kalifen Walid I. bemächtigten sich die Einwohner von Dewal Sind eines arabischen Schiffes. Auf die an Dahir, den Radschah dieses Landes, gelangende Aufforderung zur Ersatzleistung gab er zur Antwort, daß Dewal nicht unter seiner Herrschaft stehe. Mit dieser Antwort nicht befriedigt, sendete der Statthalter des Kalifen in Basra von Schiras aus, unter dem Befehl seines Neffen Mohamed Kasim, eines Jünglings von nur zwanzig Jahren, eine Truppenmasse von 6000 Mann ab, um das Gebiet des Hindufürsten mit Krieg zu überziehen (711). Kasim führte sein kleines Heer in Sicherheit durch die Wüste Mekran, welche unter dem Namen Gedrosia Alexander dem Großen beinahe so verderblich geworden wäre. Er erschien vor Dewal, welches er bezwang, überschritt, von dort weiter vorrückend, den Indus bei Merun (jetzt Haiderabad), von wo er in nördlicher Richtung gegen Alor, damals die Hauptstadt von Sind und jetzt nur noch in Trümmern vorhanden, vorrückte. Seine Streitkräfte waren indeß durch eine Schaar von 2000 Reitern aus Persien verstärkt worden; aber der Radschah erwartete ihn mit einem Heer von 50,000 Mann. In Erwägung der großen Ungleichheit der Kräfte beschloß Kasim klüglich, sich vertheidigungsweise zu verhalten und nahm eine feste Stellung ein, in welcher er den Angriff der Feinde abwartete. Das Glück begünstigte ihn; eine aus den Reihen der Araber geschleuderte Feuerkugel traf den Elephanten, welcher den Radschah trug, sodaß er von Schrecken erfüllt von

dem Schlachtfelde wegeilte, und sich mit seinen Reitern in den nahen Fluß stürzte. Ein Ereigniß dieser Art wirkt, wie wir später noch oft sehen werden, entscheidend für eine Schlacht in Indien, und obgleich Dahir ein Pferd bestieg und keine Anstrengung sparte, um seine Truppen zu sammeln, so war doch der Tag unwiederbringlich verloren und er hatte nur den Trost, tapfer kämpfend inmitten der feindlichen Reiterei zu fallen. Seine Wittwe vertheidigte die Stadt, als der Feind sie angriff, mit einem ihres verstorbenen Gatten würdigen Muthe, bis die Lebensmittel ausgingen. Alsdann schlug sie der Besatzung vor, sich nach indischer Sitte dem Tode zu weihen. Ihre Truppen stimmten dem bei; Scheiterhaufen wurden angezündet, in deren Flammen Frauen und Kinder freiwillig den Tod fanden; die Krieger aber, nachdem sie sich gebadet und den Göttern geweiht hatten, öffneten die Thore, stürzten sich mit dem Schwert in der Hand unter die Feinde und fielen bald unter deren Streichen. Kasim fügte den Indiern noch eine große Niederlage bei und eroberte so sämmtliche Besitzungen des Radschah Dahir, welche Multan, die südliche Spitze des Pendschab, eingeschlossen zu haben scheinen.

Es war stets bei den Moslem Sitte, jedem Volke, das sich ihren Waffen unterworfen, die Ausübung seiner Religion zu gestatten. In dem gegenwärtigen Falle sollte diese Regel in der gewöhnlichen Weise befolgt werden; aber in den mit Sturm eingenommenen Städten waren die Hindutempel niedergerissen und die Pfründen der Braminen zum Besten des Staats mit Beschlag belegt worden, und die Einkünfte wieder herauszugeben und die Tempel neu aufzubauen, schien dem zarten Gewissen Kasims über die Duldung hinauszugehen. Er frug deshalb bei dem Kalifen an, welcher antwortete, daß diejenigen, welche sich unterworfen hätten, berechtigt wären, die Vorrechte von Unterthanen zu genießen; es sollte ihnen daher erlaubt sein, ihre Tempel wieder aufzubauen und ihren Gottesdienst auszuüben; die Ländereien und Schätze der Braminen sollten ihnen zurückgegeben werden und die drei Procent von den Einkünften, die sie bisher genossen, sollten ihnen auch in Zukunft verbleiben.

Unter den Gefangenen, die Kasim in die Hände gefallen waren, befanden sich auch zwei Töchter des gestürzten Radschah. Die Schönheit der Hindu stand bei den Arabern immer in hoher Schätzung und diese

beiden Mädchen waren so schön, daß sie würdig erschienen, dem Beherrscher der Gläubigen als Geschenk dargebracht zu werden. Sie wurden daher nach Damaskus, dem damaligen Sitz des Kalifats, gebracht; aber als sie vor Walid erschienen, brach die ältere der beiden Prinzessinnen in Thränen aus und erklärte, daß sie seiner Beachtung unwürdig sei, da Kasim sie entehrt habe. Von Wuth erfüllt befahl der Kalif, Kasim in eine frische Thierhaut zu nähen und nach Damaskus zu schicken. Der Befehl ward ausgeführt und als die Hinduprinzessin die Leiche des mohamedanischen Feldherrn erblickte, rief sie frohlockend aus, daß Kasim unschuldig sei, daß sie also den Tod ihres Vaters und den Untergang ihres Hauses gerächt habe.

Die Eroberungen Kasims in Indien blieben ungefähr fünfunddreißig Jahre in dem Besitz der Moslem. Alsdann aber standen die Hindu gegen dieselben auf und verjagten sie, und mehr als zwei Jahrhunderte vergingen, ehe sie wieder in Indien erschienen.

Das Kalifat hatte dasselbe Schicksal, wie alle orientalischen Reiche; die von ihm abhängigen Fürsten entarteten und glückliche Empörer gründeten unabhängige Staaten. Das Haus Ommajahs, das durch die Ermordung Ali's, des Schwiegersohnes und vierten Nachfolgers des Propheten zur kaiserlichen Würde gelangt war, herrschte von Damaskus aus neunzig Jahre lang über den Osten und den Westen. Alsdann aber entstand gegen dasselbe in Khorasan, der nördlichen Provinz Persiens, ein Aufstand zu Gunsten der Nachkömmlinge des Abbas, des Onkels des Propheten. Die Empörer waren siegreich, konnten aber den westlichen Theil des Reiches nicht bezwingen, das auf diese Weise getheilt blieb. Bagdad, welches sie am Ufer des Tigris erbauten, ward die Hauptstadt der abbasidischen Kalifen. Die Namen Harun-er-Raschid und seines Sohnes Almamun verleihen dieser Linie Glanz; aber nach dem Tode des letztern versanken die Kalifen in Trägheit und Ohnmacht und glückliche Abenteurer machten sich unabhängig, vorzüglich in den östlichen Theilen des Reiches, wo die Bevölkerung vorwiegend türkisch und von kriegerischem und räuberischem Charakter war. Eine der berühmtesten dieser Häuptlingsfamilien waren die Samani, welche von jenseit des Oxus kamen und hundertundzwanzig Jahre lang den östlichen Theil von Persien besaßen. Der fünfte der Fürsten dieses Hauses hatte einen Scla-

ven, Namens Alptegin, den er wegen seiner Fähigkeiten allmälig emporhob, bis er ihn zum Statthalter der Provinz Khorasan machte. Nach dem Tode des Fürsten beriethen die Häuptlinge, welcher von den Söhnen sein Nachfolger sein sollte und da Alptegin sich zufällig gegen den ausgesprochen hatte, der gewählt wurde, so verlor er seine Statthalterschaft und sein Leben war bedroht. Begleitet von einer treuen Schaar, zog er sich in die Gebirge des gegenwärtigen Afghanistan zurück und wählte zu seinem Wohnsitz Ghusni, wo er den Anstrengungen seiner Feinde trotzen konnte. Von hier aus herrschte er über die benachbarte Landschaft vierzehn Jahre lang. Er gab die Hand seiner einzigen Tochter einem türkischen Sclaven, Sebuktegin, den er emporgehoben hatte, wie er von dem Samanifürsten emporgehoben worden war, und ernannte ihn zu seinem Nachfolger.

Da die Besitzungen Sebuktegins sich über das ganze Thal erstreckten, durch welches der Kabul dem Indus zufließt, hatten die in der Nachbarschaft wohnenden Hindu von den Einfällen seiner rauhen und kriegerischen Unterthanen viel zu leiden. Dscheipal, der Radschah von Lahore, hielt die Gelegenheit für günstig zu einem Angriff auf den unruhigen Nachbar und führte ein Heer an die Ausmündung des Kabulthales jenseits Peschawer. Die beiden Heere trafen sich hier, aber ehe sie den Kampf beginnen konnten, trat ein heftiges Ungewitter ein, welches die Hindu so entmuthigte, daß der Radschah es für rathsam fand, einen Vergleich vorzuschlagen. Sebuktegin war anfangs abgeneigt, zu unterhandeln, aber er ließ endlich gegen fünfzig Elephanten und das Versprechen einer großen Summe Geld den Radschah unbelästigt abziehen.

Boten trafen bald darauf in Lahore ein, um das versprochene Geld in Empfang zu nehmen; aber der Radschah warf sie ins Gefängniß und rückte, unterstützt von mehreren ihm verbündeten Radschahs Hindustans, mit einer Heeresmacht von 100,000 Reitern und einem viel zahlreichern Troß gegen das Kabulthal vor. Sebuktegin hatte zwar eine weniger zahlreiche Streitmacht, aber er verließ sich auf ihre Ueberlegenheit in Kriegszucht, Kraft und Muth und zögerte nicht, die Schlacht zu beginnen, die er auch durch eine Aufeinanderfolge von gut geleiteten Reiterangriffen in der entschiedensten Weise gewann. Mit großem Blutvergießen wurden die Hindu in den Indus getrieben und die Schätze ihres

Lagers fielen dem Sieger zur Beute. Das ganze Land bis zum Indus unterwarf sich Sebuktegin, der wieder heimzog, nachdem er einen Statthalter mit 10,000 Mann in Peschawer zurückgelassen, um seine Herrschaft über diese Provinzen aufrecht zu erhalten.

Bald darauf führte Sebuktegin seine Streitkräfte über den Oxus, um dem Samanifürsten gegen die Horden der östlichen Tataren zu helfen. Zur Belohnung für den geleisteten Zuzug ward er in seiner Statthalterschaft bestätigt und die von Khorasan seinem Sohne Mahmud übertragen. Er starb auf dem Rückmarsch nach Ghusni.

Mahmud, der in seinem dreißigsten Jahre stand und von Jugend auf zum Krieger erzogen worden war, befand sich gerade in seiner Statthalterschaft, als sein Vater starb. Deshalb entschloß sich sein jüngerer Bruder Ismael, der sich der in Ghusni angesammelten Schätze bemächtigt hatte, und dadurch in Stand gesetzt war, sich die Unterstützung der Häuptlinge und des Heeres zu sichern, ihm das Reich streitig zu machen. Nachdem Mahmud vergeblich den Weg des Vergleiches versucht hatte, kam es zu einer Schlacht, in welcher Ismael geschlagen und gefangen genommen ward. Er blieb Zeit seines Lebens in Haft, ohne mit mehr Strenge behandelt zu werden, als die Sicherheit unbedingt nothwendig machte.

Durch Benutzung des gesunkenen Zustandes des Kalifats und des Verfalls der Macht der Samani machte sich Mahmud sehr bald unabhängig und nahm, nachdem ihm von dem Kalifen die Herrschaft über Khorasan übertragen worden war, den Titel Sultan an, als der erste mohamedanische Fürst, der ihn führte (999).

Mahmud war tapfer, klug und energisch; er war ein tüchtiger Feldherr, für den Ruhm mit Leidenschaft erglüht, voller Eifer für den Islam und begierig nach Schätzen; Ruhe war daher seinem Charakter und seiner Lage fremd. Allerdings hätte er leicht Eroberungen in Westen machen und sein Gebiet möglicherweise bis zum mittelländischen Meere ausdehnen können. Aber Indien war für den Sultan von Ghusni viel verlockender. Demnach führte er im vierten Jahre seiner Regierung (1001) ein Heer das Kabulthal entlang und stieß bei Peschawer auf die Truppen Dscheipals von Lahore. Der Radschah erlitt eine Niederlage und gerieth in Gefangenschaft und der Sieger durchzog das ganze Pendschab, überschritt den Garra und erstürmte und plünderte die Stadt

Butinda. Er kehrte mit der Beute nach Ghusni zurück, nachdem er Dscheipal und die anderen Hindugefangenen gegen ein Lösegeld und das Versprechen eines Tributs freigelassen hatte. Eines Lebens müde, in dem ihn so viele Unglücksfälle getroffen, oder vielleicht aus Aberglauben übergab der Radschah bei seiner Rückkehr nach Lahore sein Reich seinem Sohne Enungpal, bestieg einen Scheiterhaufen, zündete ihn eigenhändig an und starb in den Flammen.

Mahmud überschritt noch einmal den Indus, um einen Radschah zu bestrafen, der sich geweigert hatte, seinen Theil an dem Dscheipal auferlegten Tribut zu bezahlen. Sein dritter Kriegszug (1004) galt der Züchtigung des Afghanenhäuptlings von Multan, Abu-'l-Futtih-Lodi, der, obgleich Moslem, sich empört und ein Bündniß mit Enungpal von Lahore geschlossen hatte. Die Truppen Enungpals trafen mit dem Heere Mahmuds bei Peschawer zusammen und der Radschah ward geschlagen und mußte sich nach Kaschmir flüchten. Mahmud rückte dann weiter vor und belagerte Multan. Nach sieben Tagen nahm er die Unterwerfung des Häuptlings an; denn er hatte Nachricht empfangen, daß die Tataren in den nördlichen Theil seines Reiches eingefallen waren. Er übertrug daher die Besorgung der Angelegenheiten Indiens Sewuk-pal, einem bekehrten Hindu, und kehrte in aller Eile nach Ghusni zurück. Eine Schlacht in der Nähe von Balkh, in welcher Mahmud fünfhundert indische Elephanten mit großem Vortheil verwendete, endigte mit einem entscheidenden Sieg für ihn und der überwundene Feind eilte über den Oxus zurück. Die Annäherung des Winters hielt Mahmud ab, über diesen Fluß zu gehen, und seinen Sieg zu verfolgen.

Da der Sultan jetzt freie Hand hatte, beschloß er, sich an Enungpal für dessen letzten Angriff zu rächen und zog Truppen zu einem vierten Kriegszug nach Indien zusammen (1008). Auf die Nachricht davon versammelte Enungpal die Radschahs der Staaten, die seinem Vater geholfen hatten und stellte ihnen die gemeinsame Gefahr vor, da, wenn er erst besiegt wäre, der Feind auch über sie herfallen würde. Seine Gründe machten Eindruck und ein noch größeres Heer, als bis jetzt versammelt gewesen, rückte gegen Peschawer vor. Der Anblick der Uebermacht schüchterte Mahmud fast ein und er verhielt sich vertheidigungsweise. Sein Lager war von Hindutruppen eingeschlossen und die Guckars, ein Hoch-

länderstamm, drangen sogar in seine Verschanzungen und richteten ein großes Blutbad unter seiner Reiterei an. Endlich verschaffte ihm einer der in der indischen Kriegführung so häufigen Zufälle den Sieg. Der Elephant, auf welchem Enungpal ritt, ergriff die Flucht und verschwand von dem Schlachtfelde; in der Meinung, von ihrem Fürsten verlassen zu sein, wichen die Hindu allmälig; die Truppen Mahmuds drängten nach; die Flucht ward allgemein und das Gemetzel wie gewöhnlich unbeschreiblich. Mahmud rückte in das Pendschab ein und auf das Gerücht von dem ungeheueren Reichthum, der in dem Tempel von Nagarcot, welcher auf einem Hügel am Fuße des Himalayagebirgs in dem Landstrich zwischen dem Ravi und dem Begehfluß sich erhob, aufbewahrt sein sollte, beschloß er, sich zum Besitzer desselben zu machen. Da die Besatzung vor der letzten Schlacht zu dem Heere gestoßen war, leisteten die Priester keinen Widerstand und die seit Jahrhunderten aufgehäuften Schätze wurden nach Ghusni gebracht, wo sie der Sieger während eines dreitägigen Festes seinen Unterthanen zur Schau ausstellte.

Im Jahre 1010 eroberte Mahmud Multan und brachte Abu-'l-Futtih nach Ghusni, wo er Zeit seines Lebens als Gefangener blieb. Das Jahr darauf drang er noch weiter in Indien vor als bisher, denn er nahm die Stadt Tabesan unweit des Dschumna ein, plünderte ihren reichen Tempel und führte zahllose Gefangene nach Ghusni.

Zwei Raubzüge nach dem herrlichen Thale Kaschmirs folgten und auf der Rückkehr von dem letzten derselben litt das Heer des Sultans schwer von der Witterung; alsdann wendete sich Mahmud gegen Norden und unterwarf den ganzen Landstrich zwischen dem Oxus und dem Jaxartes, worauf er abermals an Indien und an Beute dachte.

Auf diesem seinem neunten Kriegszug (1017) beschloß er, bis zum heiligen Ganges vorzudringen. Mit einer Heeresmacht von 100,000 Reitern und 20,000 Fußgängern brach er von Peschawer auf und hielt sich dicht am Fuße des Gebirges, wo die Flüsse des Pendschab am leichtesten zu überschreiten sind, bis er den Dschumna hinter sich hatte. Dann wendete er sich südwärts und führte seine Truppen vor die Mauern von Kanudsch, einer Stadt, die als sehr reich und prächtig beschrieben wird und deren Trümmer jetzt noch so viel Raum einnehmen sollen, wie London. Der Radschah, auf Widerstand nicht vorbereitet, ergab sich und seine

Familie dem Sultan, der ihn als Freund und Verbündeten aufnahm und die Stadt unversehrt ließ. Wieder nordwärts ziehend, überschritt Mahmud von Neuem den Dschumna und eroberte, plünderte und zerstörte die Stadt Muttra, einen der vornehmsten heiligen Plätze der Hindu. Dann kehrte er mit Beute beladen und mit Schaaren von Gefangenen nach Ghusni zurück.

Mahmud erschien zum zehnten Male (1022) in Indien, um dem Radschah von Khanudsch zu helfen, den der Radschah von Kalindscher angegriffen hatte. Aber sein Verbündeter war vor seiner Ankunft vernichtet und weder auf diesem Kriegszug noch auf einem, welchen er im nächsten Jahre unternahm, gelang es dem Sultan, ihn zu rächen. Da Dscheipal II., der Radschah von Lahore, so unklug war, ihm feindlich entgegenzutreten, als er Kanudsch zu Hilfe zog, beraubte er ihn seiner Besitzungen und schlug dieselben zu Ghusni. Dies war die erste dauernde Festsetzung der Mohamedaner östlich vom Indus und führte zu ihrer spätern Herrschaft über Indien.

Auf seinem zwölften und letzten Kriegszug nach Indien (1024) wendete sich Mahmud, anstatt wie früher ostwärts, gegen Süden. Auf einem Vorgebirge der Halbinsel Guserat stand ein Tempel Namens Somnat, gewidmet dem Gott Siwa und berühmt wegen seiner Heiligkeit und seines Reichthums. Die Kunde von seinen Schätzen entflammte den Eifer des frommen Sultans und er beschloß, dieses Haus der Abgötterei zu zerstören. Sein Heer versammelte sich in Multan und da die Sandwüste zu durchziehen war, um Guserat zu erreichen, brachte er zwanzigtausend Kameele zusammen, um Lebensmittel und Wasser zu tragen und befahl seinen Kriegern, sich so reichlich als möglich mit allem Nothwendigen zu versehen. So legte er ohne Verlust eine Strecke von siebzig Meilen durch ein Land zurück, das bald aus blosem Sand, bald aus hartem, nacktem Thonboden besteht und erreichte endlich in Sicherheit Adschmir auf der Ostseite des Arawalligebirges. Der dortige Radschah und sein Volk flohen aus der Stadt, welche Mahmud plünderte und darauf, nachdem er die Ebene westlich vom Arawalligebirge durchzogen, erreichte er endlich Guserat und erschien in dessen Hauptstadt Anhalwara, deren Radschah sich bei seiner Annäherung flüchtete. Ohne sich hier aufzuhalten, eilte er weiter nach Somnat, dem Ziel seiner Wünsche. Er fand

den Tempel auf drei Seiten vom Meere umgeben und die Landzunge stark befestigt. Die Besatzung leistete in den Werken den verzweifeltsten Widerstand, den die Hindu so oft bei der Vertheidigung fester Plätze gezeigt haben. Am dritten Tage erschienen die benachbarten Radschahs mit zahlreicher Streitmacht zum Entsatz des Tempels, und Mahmud mußte die Belagerung unterbrechen, um ihnen entgegenzutreten. Während die Schlacht am heftigsten wüthete, traf der Radschah von Anhalwara mit seinen Truppen ein und die Moslem fingen an, zu weichen. Mahmud warf sich auf die Erde, rief Gottes Hilfe an, sprang dann auf sein Pferd, sprach seinen Truppen Muth zu und sprengte gegen den Feind; seine Krieger, entschlossen, ihren Fürsten nicht zu verlassen, stürzten ihm nach; der Feind wich vor dem Ungestüm ihres Angriffes, floh mit dem Verlust von fünftausend Mann und die Besatzung, jetzt der Hoffnung auf Entsatz entsagend, warf sich in ihre Boote und überließ den Tempel seinem Schicksal.

Als Mahmud in den Tempel eintrat, war er von seiner Pracht geblendet. Sechsundfünfzig Pfeiler, wird erzählt, kunstreich geschnitzt und mit kostbaren Steinen verziert, trugen das Dach, und an einer schweren goldenen Kette hing die Lampe, welche dem Tempel Licht gab. Wie der Sieger sich dem Götzenbild näherte, um es zu zerschmettern, warfen sich ihm die Priester zu Füßen und boten ein unermeßliches Lösegeld, wenn er es unversehrt lassen wollte. Mahmud besann sich und seine Officiere wollten ihm zureden, das Gebot anzunehmen, als er mit dem Ausruf, er wolle lieber als der Zerstörer, denn als der Verkäufer von Götzenbildern genannt sein, seine Streitaxt erhob und das Bild damit traf. Andere folgten seinem Beispiel und eine große Menge Diamanten und andere Edelsteine, die im Innern versteckt gewesen waren, rollten heraus und belohnten ihn für seinen Eifer und seine Frömmigkeit. *)

*) So erzählt Ferischta die Begebenheit. Nach Wilson führen die frühern mohamedanischen Schriftsteller keine von diesen Einzelheiten an und er bezweifelt daher die ganze Geschichte. Somnat, sagt er, war ein bloser Linga oder Steincylinder, und kein Bild. Mahmud, wird erzählt, nahm die Thore des Tempels mit sich fort und schmückte damit sein Grab in Ghusni, von wo sie oder ihre Nachfolger vor einigen Jahren nach Indien zurückgebracht worden sind — eine Maßregel, die nach Vieler Meinung nicht sehr weise war.

Die Schätze, welche der Sultan erbeutete, waren ungeheuer und das Klima von Guserat, wo er einige Zeit blieb, gefiel ihm so sehr, daß er daran dachte, Kabul seinem Sohne zu überlassen und hier seinen dauernden Aufenthalt zu nehmen. Bei näherer Erwägung aber gab er den Gedanken auf, und machte sich, nachdem er einen Hindufürsten über das Land gesetzt hatte, bereit, mit seinem Heere nach Hause zurückzukehren. Da seine Truppen sehr an Zahl abgenommen hatten und er in Erfahrung gebracht hatte, daß die Radschahs von Adschmir und Anhalwara eine Streitmacht gesammelt, um sich ihm entgegenzustellen, so hielt er es nicht für rathsam, auf dem Wege, den er gekommen war, zurückzukehren. Er beschloß daher, einen neuen zu versuchen, welcher die Sandwüsten östlich von Sind entlang führte. Die Entbehrungen und Leiden, welche seine Truppen auf diesem Marsche zu erdulden hatten, hauptsächlich während dreier Tage, wo die Führer ihnen einen falschen Weg gezeigt hatten, sind nicht zu beschreiben. Verzweiflung bemächtigte sich Aller und Viele starben in tobendem Wahnsinn; als sie endlich eine Wasserpfütze fanden, sahen sie darin das unmittelbare Eingreifen der Vorsehung. Endlich waren ihre Leiden überstanden und sie erreichten Multan, von wo sie nach Ghusni zurückkehrten. Aber vor dem Ende des Jahres erschien der unermüdliche Mahmud abermals am Indus, um die Bewohner seines östlichen Ufers, die Dschuts, zu züchtigen, die seine Truppen auf ihrem Marsch von Guserat belästigt hatten. Sie flüchteten sich auf die Inseln des Stromes, aber Mahmud, der für Boote gesorgt hatte, verfolgte sie in ihre Schlupfwinkel und vernichtete sie fast vollständig.

Mahmud kehrte nicht wieder nach Indien zurück. Der zerrüttete Zustand Persiens lockte jetzt seinen Ehrgeiz und in den drei noch übrigen Jahren seiner Regierung gelang es ihm, sich fast dieses ganzen Landes zu bemächtigen. Er starb in Ghusni am 20. April 1030 nach einer thätigen Regierung von dreiunddreißig Jahren. Sultan Mahmud von Ghusni ist einer der berühmtesten Namen der orientalischen Geschichte, wo Kraft, Gerechtigkeit und Großmuth die Eigenschaften sind, welche einem Herrscher am meisten Lob erwerben. Denn obgleich Mahmud den Reichthum liebte, und unersättlich in der Aneignung desselben war, wendete er ihn doch freigebig zur Belohnung des Verdienstes und zur Förderung der Literatur und Wissenschaft an. Er stiftete in seiner

Hauptstadt eine Universität, die er glanzvoll ausstattete und mit einem Museum und einer bändereichen Bibliothek versah. Ihm verdankt Persien die Erhaltung seiner mythischen und poetischen Geschichtsbücher, das Schah-nami von Ferdusi, dem er die Arbeit übertrug, sie in Verse zu bringen. Leider ist die ungroßmüthige Behandlung, die er dem Dichter angedeihen ließ, ein Flecken auf seinem Gedächtniß. Mahmud zierte auch Ghusni mit großartigen Bauwerken nach dem Muster derer, die er in Kanudsch und Mutra bewunderte und sein Adel folgte untereinander wetteifernd seinem Beispiele. Sein eignes Grabmal und die Moschee, welche den Namen Himmelsbraut führt, sind die berühmtesten seiner Bauten. Nach dem Tode Mahmuds besaßen seine Nachkommen den Thron von Ghusni noch ungefähr ein halbes Jahrhundert lang; aber sie lagen fast in beständigem Kriege mit den seldschukkischen Türken und anderen Stämmen im Norden und Osten ihrer Besitzungen, und konnten nur wenig von ihrer Aufmerksamkeit Indien zuwenden. Lahore blieb jedoch der Sitz ihrer Macht in diesem Lande; und der Feldherr eines dieser Fürsten führte 1098 ein Heer über den Ganges. Die beiden letzten Herrscher dieses Hauses wählten, nach der Vertreibung ihrer Dynastie aus Ghusni durch die Afghanenhäuptlinge von Ghor, Lahore zu ihrem Aufenthalt. Den letzten dieser Monarchen Khusru Melik besiegten die Ghorier im Jahre 1186 und der Herrscherstamm von Ghusni starb mit ihm aus.

Viertes Kapitel.

Die Dynastie Ghor. — Schuhab-ed-din. — Seine Eroberungen. — Sclavenkönige. — Khutb-ed-din. — Schems-ed-din. — Altumsch. — Einfall der Mongolen in Indien. — Rukn-ed-din. — Die Sultana Rezia. — Nasir-ed-din. — Anekdoten. — Bulbun. — Kei Kobad. — Ausgang der Dynastie.

Gheias-ed-din, der 1157 in Ghor auf den Thron gelangte, erwählte, bewogen von der starken Familienzuneigung, welche dieses Haus auszeichnete, seinen Bruder Schubhab-ed-din, dessen kriegerische Begabung groß war, zum Mitregenten. Er hatte nie Grund, seine Großmuth zu bereuen.

Die Augen Schuhab=ed=dins wendeten sich auf Indien, sowie die Brüder im Norden und Westen ihres Gebietes die Ruhe gesichert hatten, und seine Eroberungen in diesem Lande waren so ausgedehnt, daß er mit Recht als der eigentliche Begründer des mohamedanischen Reiches in Indien betrachtet werden kann. Im Jahre 1176 begann er seine Erobererlaufbahn durch die Wegnahme der Stadt Utsch am Rande der Wüste unweit des Zusammenflusses der Ströme des Pendschab mit dem Indus. Zwei Jahre später fiel er in Guserat ein, erlitt aber eine Niederlage und hatte auf seinem Rückzug ähnliche Entbehrungen und Leiden zu erdulden, wie vor ihm Sultan Mahmud. Er wendete dann seine Waffen gegen Khusru Melik, den Fürsten von Lahore aus der Ghusni=Dynastie, und zwang ihn, ihm seinen Sohn als Geisel zu überlassen. Zunächst überschwemmte er mit seinen Truppen Sind bis zur Meeresküste. Abermals führte er Krieg mit Khusru von Lahore, der ein Bündniß mit den Gukars abgeschlossen hatte, und dadurch so gefährlich erschien, daß Schuhab=ed=din es für das Beste hielt, seine Zuflucht zur List zu nehmen. Unter dem Vorgeben, einen Angriff von Khorasan her zu fürchten, machte er Khusru Friedensvorschläge und schickte ihm als Pfand für seine Aufrichtigkeit seinen Sohn, der noch als Geisel in seiner Macht war. Khusru verließ unvorsichtig Lahore und ging ihm entgegen; Schuhab=ed=din aber stellte sich an die Spitze eines starken Reitertrupps, schlich sich heimlich zwischen seinen Gegner und dessen Hauptstadt, umringte dann dessen Lager und zwang ihn, sich zu ergeben. (1186). Khusru und seine Familie wurden zu Gheias=ed=din geschickt, der sie für den Rest ihres Lebens in ein Schloß einsperrte.

Nachdem die rivalisirende mohamedanische Macht in Indien auf diese Weise gestürzt und vernichtet war, hatte Schuhab=ed=din nur noch die eingebornen Fürsten zu bekämpfen, und der Mangel an Einigkeit unter ihnen, verbunden mit der mangelhaften Disciplin und Kriegserfahrung ihrer Truppen, wenn man sie mit den abgehärteten Kriegern vergleicht, die er in den Gebirgen jenseit des Indus und Oxus warb, mußte ihm einen großen Vortheil über sie geben. Dennoch war der Kampf hart und Keiner fiel, ohne tapfern Widerstand geleistet zu haben.

Sein erster Angriff (1191) galt Pritwi, dem Radschah von Delhi und Adschmir. Auf der großen Ebene nördlich von ersterer Stadt, zwi-

schen Tanesar und Karnal kam es zur Schlacht. Die Mohamedaner befolgten dieselbe Taktik, wie die türkischen Stämme zu allen Zeiten ihrer Geschichte, indem sie mit Reiterschaaren wiederholt auf den Feind stürzten und so eine ununterbrochene Reihenfolge von Angriffen unterhielten; die Hindu dagegen hielten sich zusammen und bemühten sich, dem Gegner in die Flanke zu kommen und ihn zu umringen. Diesmal gewann die letztere Taktik die Oberhand. Während Schuhab-ed-din die Mitte angriff, erfuhr er, daß seine Flügel gewichen waren und mußte bald bemerken, daß er umzingelt war. Sofort stürzte er sich in das dichteste Gewühl der Feinde und erreichte und verwundete den Bruder des Radschah, bekam aber dabei selbst eine Wunde und wäre vom Pferde gesunken, wenn nicht einer seiner Begleiter sich hinter ihn gesetzt und ihn von der Wahlstatt getragen hätte. Die Niederlage der Moslem war vollständig und die Sieger verfolgten sie zehn Meilen weit.

Schuhab-ed-din kehrte nach Ghusni zurück, wo er zwei Jahre lang blieb, allem Anschein nach mit Vergnügungen beschäftigt; aber im Geheimen über seiner Niederlage brütend, deren Erinnerung ihn aller Ruhe beraubte; denn wie er einem alten Rathe sagte: „er schlief nie ruhig und erwachte nie anders als in Kummer und Sorge." Endlich im Jahre 1193 brach er mit einem ansehnlichen Heere abermals zu einem Eroberungszug nach Indien auf.

Pritwi und seine Verbündeten, die von seiner Annäherung Kunde bekommen, hatten eine so gewaltige Streitmacht versammelt, daß, als Schuhab-ed-din erschien, die Radschahs ihm sagen ließen, wenn er klug wäre, wollten sie ihm unbelästigt den Rückzug gestatten. Er heuchelte große Besorgniß, wollte nur der Feldherr seines Bruders sein und sprach davon, wegen Verhaltungsbefehlen nach Hause zu schicken. Nachdem er sie aber auf diese Weise sicher gemacht, überschritt er eines Morgens mit Tagesanbruch den Fluß, der die beiden Lager von einander trennte und fiel mit Wuth über die unvorbereiteten Hindu her. Ihr Lager war jedoch so ausgedehnt, daß ein Theil der Truppen Zeit bekam, sich zu formiren, und während dieser den Fortschritten der Angreifenden entgegentrat, sammelten sich die Flüchtlinge hinter ihm und das ganze Heer rückte dann in vier Linien vor. Schuhab-ed-din und seine Leute wichen beständig fechtend zurück, bis sie die Hindu zur Auflösung ihrer

Reihen verlockt hatten, und dann machte eine Schaar von 12,000 auserwählten Reitern, alle im stählernen Harnisch, einen wüthenden Angriff und, wie Ferischta sagt, „das ganze gewaltige Heer stürzte, einmal erschüttert, wie ein großes Gebäude zusammen und ward in seinen eigenen Trümmern begraben."

Viele Hinduhäuptlinge fielen im Kampfe. Pritwi gerieth in Gefangenschaft und wurde in kaltem Blute hingerichtet. Die Stadt Adschmir ward eingenommen, ein Theil ihrer Einwohner niedergemetzelt und die Uebrigen in die Sclaverei geschickt. Schuhab-ed-din kehrte dann nach Ghusni zurück und übergab den Befehl in Indien seinem Feldherrn Khutb-ed-din, der nach sehr kurzer Zeit die Stadt Delhi einnahm.

Das nächste Jahr sah Schuhab-ed-din abermals in Indien, wo er den Radschah von Kanutsch schlug *) und die Stadt dieses Namens einnahm, sowie auch Benares am Ganges, eine der heiligsten Städte der Hindu. Er kehrte dann nach Ghusni zurück und fiel im nächsten Jahre von Neuem in Indien ein, wo er die starke Festung Gwalior, südlich von Agra, belagerte; aber von Unruhen in Khorasan nach Hause gerufen, überließ er die Leitung der Belagerung Khutb-ed-din, welcher die Veste einnahm. Sie war kaum gefallen, als Nachricht eintraf, der von Schuhab-ed-din über Adschmir gesetzte Radschah werde von den Radschahs von Guserat und Negor hart bedrängt. Khutb-ed-din eilte zu seinem Entsatz herbei, erlitt aber eine Niederlage und entkam schwer verwundet nur mit Mühe nach Adschmir. Nachdem er von Ghusni Verstärkungen an sich gezogen, zwang er die Radschahs, die Belagerung aufzuheben und zog dann gegen Guserat, wo er die Hauptstadt Anhalwara einnahm und mit einer Besatzung versah. Unterdessen hatte ein anderer von Schuhab-ed-din's Feldherren Audh und das nördliche Behar unterworfen und später seine Siege durch die Eroberung des Restes von Behar und des größern Theils von Bengalen vervollständigt.

Schuhab-ed-din bestieg nach dem Tode seines Bruders (1202) als Alleinherrscher den Thron. Er war damals in einem Krieg mit dem Schah von Kharismien begriffen, der vor Kurzem auf den Trümmern der Seldschukkenmacht emporgekommen war; und, obgleich der Sieg Anfangs

*) Der Radschah fiel in der Schlacht und man erkannte seine Leiche, wie erzählt wird, an den falschen Zähnen.

ihm günstig war, erlitt er doch zuletzt eine vollständige Niederlage. Da sich ein Gerücht verbreitete, er sei todt, fielen mehrere seiner Unterfeldherren von ihm ab. Einer erklärte sich in Multan für unabhängig und die aus dem Gebirge hervorbrechenden Gukars verheerten das Pendschab und bemächtigten sich Lahores. Khutb-ed-din jedoch blieb unerschüttert in seiner Treue und der unermüdliche Sultan sah sich bald in den Stand gesetzt, die Empörer zu unterwerfen. Das Pendschab ward wieder gewonnen und die Gukars wurden sogar bewogen, den mohamedanischen Glauben anzunehmen. Schuhab-ed-din trat die Rückreise nach Ghusni an. Als er den Indus erreichte, befahl er, sein Zelt dicht am Strome aufzuschlagen, damit er die kühle Luft genießen könne. Während der Nacht schwammen einige Gukars, die Verwandte in den letzten Gefechten verloren hatte, und auf eine Gelegenheit zur Rache lauerten, über den Strom, schlichen sich unbeobachtet in das Zelt und tödteten den König mit mehreren Wunden (1205).

Die Herrschaft des Hauses Ghor endigte mit Schuhab-ed-din; denn obgleich ihm sein Neffe Mahmud folgte, war die Autorität dieses Fürsten doch rein nominell und er starb nach einer Regierung von nur fünf oder sechs Jahren. Eine Reihe von innern Erschütterungen folgte und alle Gebiete westlich von Indus fielen zuletzt an die Beherrscher von Kharismien. Mahmud hatte bei seiner Thronbesteigung die Insignien des Königthums und den Königstitel an Khutb-ed-din geschickt, der ihm Zeit seines Lebens so treu blieb, wie seinem Vorgänger. Nach dem Tode Mahmuds erklärte er sich für unabhängig, und ward der Begründer einer Herrscherdynastie in Indien.

Die Dynastie, welche Khutb-ed-din stiftete, wird die der Sklavenkönige genannt, denn sowohl er, wie sein Nachfolger, in dessen Familie die Dynastie fortlebte, hatten ursprünglich dem Sclavenstande angehört.

Die Sclaverei im Orient ist, wie bekannt, nicht der erniedrigende Zustand, wie in den freien Staaten des alten Europa. Der Sclave wird als Mitglied der Familie betrachtet; er wird, wenn er es verdient, mit Rücksicht behandelt, heirathet oft die Tochter seines Herrn oder erbt sein Vermögen, wenn keine Leibeserben vorhanden sind, und wenn der Herr ehrgeizige Pläne verfolgt und Herrscher wird, gelangen seine treuen Sclaven, wenn sie Fähigkeiten besitzen, zu bürgerlichen und militärischen

Aemtern. Von dieser Art war Khutb-ed-dins Laufbahn gewesen. Er war von Geburt ein Türke, und als Kind nach Nischapur in Khorasan gekommen und an einen reichen Mann verkauft worden. Sein Herr erkannte die guten geistigen Anlagen des Knaben und ließ ihn in der persischen und arabischen Sprache unterrichten. Nach seinem Tode wurde Khutb-ed-din verkauft und kam in den Besitz eines Kaufmanns, der ihn Schuhab-ed-din schenkte und unter diesem fähigen und scharfblickenden Fürsten stieg er rasch empor. Wir haben gesehen, wie musterhaft seine Treue gegen diesen neuen Herrn war, und zur Ehre Schuhab-ed-dins muß gesagt werden, daß seine Anhänglichkeit an seinen Diener eben so fest war, und daß er niemals den geringsten Mangel an Vertrauen zeigte, oder ihm die Laune eines Despoten fühlen ließ.

Khutb-ed-din hatte die Tochter eines andern Sclaven seines verstorbenen Herrn, Namens Eldos, der jetzt in Ghusni herrschte, geheirathet. Ohne auf diese Verwandtschaft Rücksicht zu nehmen, machte Eldos Anspruch auf die Herrschaft über Indien und bemächtigte sich Lahore's. Khutb-ed-din aber trieb ihn sehr rasch über den Indus zurück und nahm nun selbst Ghusni in Besitz. Aber Eldos verjagte ihn bald darauf wieder und er kehrte nach Indien zurück, wo er die noch übrige kurze Zeit seiner Regierung in Ruhe verlebte. Er saß nur vier Jahre auf dem Thron, aber er hatte Indien zwanzig Jahre lang als Stellvertreter Schuhab-ed-dins und seines Nachfolgers regiert.

Ihm folgte sein Sohn Eram, ein Fürst ohne alle Fähigkeit, den nach einjähriger Regierung sein Schwager Altumsch entthronte (1211).

Schems-ed-din Altumsch war ebenfalls ursprünglich ein türkischer Sclave. Man erzählt sich, er sei von adeligem Hause und wie der Patriarch Joseph aus Neid von seinen leiblichen Brüdern verkauft worden. Khutb-ed-din gab für ihn 50,000 Silberstücke — ein Beweis für seine großen Talente und Fähigkeiten. Er stieg rasch durch verschiedene Stellungen empor und war zur Zeit seiner Empörung Statthalter von Behar. Obgleich eine große Anzahl von Führern des Heeres ihn eingeladen hatten, den Thron zu besteigen, waren doch viele Andere gegen ihn, und er gelangte nicht ohne eine Schlacht zur Herrschaft. Auch Eldos, den die Kharismier aus Ghusni vertrieben hatten, machte einen Versuch,

sich Indiens zu bemächtigen, aber Altumsch schlug ihn und nahm ihn gefangen (1215), und er beschloß sein Leben im Kerker.

Während der Regierung des Altumsch begann der berühmte Tschingis-Khan, der die verschiedenen Stämme der Mogulen und Tataren *) unter seiner Herrschaft vereinigt hatte, Verwüstung über ganz Asien zu verbreiten. Er brach wie ein Ungewitter in Kharismien ein, dessen Sultan seine Gesandten ermordet hatte, schlug seine Truppen mit großem Blutvergießen und unterwarf sich alle seine Besitzungen. Bei der Verfolgung des tapfern Sohnes und Nachfolgers dieses Sultans, Dschenal-ed-din, überschritten die Mogulen den Indus und metzelten auf der Rückkehr mit der ihnen eigenthümlichen Grausamkeit, da die Lebensmittel ausgingen, lieber 10,000 indische Gefangene nieder, als daß sie ihnen die Freiheit gegeben hätten.

Altumsch machte sich alle mohamedanischen Häuptlinge in Indien, die nach Unabhängigkeit strebten, unterthan. Im Laufe seiner Regierung unterwarf er Malwa, das bis dahin unangegriffen geblieben war, und machte sich so zum obersten Beherrscher über ganz Indien nördlich vom Meere und dem Windhyagebirge. Natürlich war nach örtlichen und anderen Verhältnissen seine Autorität größer oder geringer. Er starb 1236 nach fünfundzwanzigjähriger Regierung.

Auf Altumsch folgte sein Sohn Rukn-ed-din. Anders als sein tapferer Vater, lebte der neue Monarch in der Gesellschaft von Tänzerinnen, Schauspielern und Possenreißern, und überließ die Staatsangelegenheiten seiner Mutter. Diese Frau, ursprünglich eine türkische Sclavin, zeigte sich so grausam, indem sie z. B. die Frauen von Altumschs Harem (wahrscheinlich ihre früheren Nebenbuhlerinnen) hinrichten ließ, daß sehr bald ein Aufstand ausbrach, der mit der Absetzung und dem Tode Rukn-ed-dins nach nur siebenmonatlicher Regierung und mit einem

*) Die Mongolen oder Mogulen und die Tataren sind vielfach mit einander verwechselt worden. Den Unterschied setzt Schmidt auseinander: Siehe Bohlen, das alte Indien, Thl. I. S. 101. — Die Namen rühren von Tschingis-Khan her, der die Stämme mit breiten Gesichtern, stumpfer Nase und gelber Haut, welche China und andere Länder eroberten, Köka-Monghül, das heißt himmlisches Volk, nannte, und die Stämme aus dem obern Asien, welche ihnen unterthan waren, Tatar, d. h. Zinspflichtige. Letztere waren meistens Türken und gehörten der weißen kaukasischen Race an. Türke und Tatar sind daher fast gleichbedeutend.

in dem mohamedanischen Orient fast einzig dastehenden Ereigniß, der Erhebung Rezia's, der ältesten Tochter des Altumsch, auf den Thron endete.

„Sultana Rezia,“ sagt Ferischta, „war mit jeder fürstlichen Tugend ausgestattet, und Diejenigen, welche ihre Handlungen am strengsten prüfen, werden in ihr keinen andern Fehler finden, als daß sie ein Weib war.“ Ihr Vater hatte ihre Anlagen bemerkt und genährt und pflegte ihr sogar, wenn er in den Krieg zog, die Regentschaft, zu übertragen. Er sähe, sagte er, daß seine Söhne sich dem Wein, den Frauen, dem Spiel und der Verehrung der Winde (d. h. der Schmeichelei) hingäben, und müßte deshalb glauben, daß die Regierung für ihre Schultern zu schwer zu tragen wäre, während Rezia, obgleich ein Weib, den Kopf und das Herz eines Mannes habe und besser sei als zwanzig solche Söhne.

Die Sultana legte ihre Frauenkleider ab, kleidete sich in den königlichen Kaftan, saß jeden Tag öffentlich zu Gericht und schenkte Jedem Gehör, der ihr nahte. Eine Partei, an deren Spitze der vorige Wessir stand, widersetzte sich jedoch ihrer Erhebung und schlug sogar eins ihrer Heere; aber es gelang ihr, die Häuptlinge mit einander zu entzweien und der Bund löste sich auf. Sie hätte jetzt vielleicht lange und glücklich regieren können, hätte sie nicht an einem Fehler gelitten, der von Frauen, die zur Regierung gelangen, unzertrennlich zu sein scheint — sie hatte einen Günstling. Dieser Mann, Namens Dschummul, war ursprünglich ein Abyssinischer Sclave und daher im Vergleich mit afrikanischen und türkischen Officieren von dunkler Gesichtsfarbe. Sie ernannte ihn erst zum Oberstallmeister und erhob ihn dann zu dem wichtigen Posten des Emir-el-Omra (Befehlshaber der Befehlshaber) oder obersten Führer ihres Heeres. Es wird jedoch nicht behauptet, daß sie ihm auf unerlaubte Weise ihre Gunst zugewendet hätte; die einzige Anklage, die man gegen sie ausspricht, ist, daß sie ihm erlaubte, sie aufs Pferd zu heben.

Ein türkischer Häuptling Namens Altunia empörte sich zuerst. Die Königin zog mit Truppen gegen ihn, aber in ihrem Heere brach eine Meuterei aus. Dschummul wurde erschlagen und sie selbst gefangengenommen und dem Empörer ausgeliefert. Ihr Bruder Biram ward jetzt auf den Thron gesetzt, aber die gefangene Königin war unterdessen die Gemahlin Altunias geworden und Beide rückten an der Spitze eines

Heeres gegen Delhi vor, um den Thron wieder zu gewinnen. Das Glück zeigte sich ihnen jedoch ungünstig und sie mußten Rettung in der Flucht suchen. An der Spitze einer zweiten Armee drang Rezia nochmals gegen Delhi vor; aber ihre aus Indiern bestehenden Truppen waren, wie Ferischta bemerkt, den Tataren im Dienste Birams nicht gewachsen; sie wurde geschlagen; die Königin und ihr Gatte fielen auf der Flucht in Gefangenschaft und wurden grausam hingerichtet (1239).

Die Regierung Birams und seines Nachfolgers Mesaud bietet wenig Interesse dar. Unter Letzterem (1244) brachen die Mogulen vom Nordosten durch Tibet in Bengalen ein, die einzige der Geschichte bekannte Invasion Indiens von dieser Seite *).

Den Thron bestieg jetzt Nasir-ed-din, ein Enkel des Altumsch (1246), den man bei dem Tode dieses Monarchen in den Kerker geworfen hatte, wo er blieb, bis ihm Mesaud die Freiheit schenkte und als Statthalter nach Beradsch schickte. Das weise und politische Verhalten, welches er in diesem Amte an den Tag legte, empfahl ihn, wie erzählt wird, den Omras, die ihn auf den erledigten Thron setzten. Er verlieh das Wessiramt dem Gheias-ed-din Bulbun, einem Manne von großen Gaben, der bei allen Unruhen während der letzten Regierung eine thätige Rolle gespielt hatte. Die Regierung dieses Fürsten, welche zwanzig Jahre dauerte, wird von der gewöhnlichen Reihenfolge von Aufständen der Vasallen, Intriguen der Höfe und Einfällen der Mogulen ausgefüllt. Er starb 1266 ohne Erben und der Wessir Bulbun folgte ihm.

Man erzählt von Nasir-ed-din, daß er sich als Gefangener seinen Unterhalt mit dem Abschreiben von Büchern erworben und daß er diese Beschäftigung auch noch fortgesetzt, als er auf dem Throne saß. Als er einmal einen selbst geschriebenen Koran einem seiner Omras zeigte, hob Letzterer ein Wort hervor, welches seiner Behauptung nach falsch war; der König stimmte ihm bei und schloß das Wort mit einem Kreis ein. Als der Omra fort war, löschte er den Kreis wieder aus. „Ich wußte," sagte er zu einem der Anwesenden, „daß das Wort richtig ist, aber ich

*) Mill scheint die Wahrheit dieser Angabe zu bezweifeln; aber, wie Wilson bemerkt, ist es nicht lange her, daß ein chinesisches Heer in Nepal einfiel. Im weitern Verlauf der Geschichte werden wir sehen, daß eine indische Armee abgeschickt wurde, um in China einzufallen.

hielt es für besser, es auszustreichen, als einem armen Manne wehe zu thun, indem ich ihn beschämte."

Dieser Fürst hatte keine Kebsweiber und nur eine Frau, welche die ganze Wirthschaft selbst besorgen mußte. Eines Tages klagte sie, daß sie sich die Finger beim Brotbacken verbrannt habe und verlangte eine Magd als Gehilfin; aber er gab zur Antwort, er sei nur ein Verwalter des Staates und wolle ihm keine unnöthigen Ausgaben aufbürden. Er ermahnte sie, in ihrer Pflicht fortzufahren und Gott würde sie belohnen.

Gheias-ed-din Bulbun war von Geburt ein Türke und mit dem Kaiser Altumsch verwandt. Als Jüngling gerieth er in die Gefangenschaft der Mogulen und ward nach Bagdad geschleppt, um als Sclave verkauft zu werden. Ein frommer und gelehrter Mann ward sein Besitzer, der, als er seine Herkunft erfuhr, ihn nach Delhi zu Altumsch brachte, der ihn freigebig belohnte. Altumsch gab Bulbun die Hand einer seiner Töchter, nachdem er nach der Reihe mehrere bürgerliche und militairische Aemter bekleidet hatte.

Auf dem Throne erwies sich Bulbun als ein Tyrann. Während der Regierungszeit des Altumsch hatten vierzig der vornehmsten Sclaven, zu denen er selbst gehörte, einen Vertrag gegenseitiger Unterstützung abgeschlossen und die meisten derselben waren zu hohen Stellungen gelangt. Jetzt wünschte er, einem solchen System ein Ende zu machen und es gelang ihm, seine noch lebenden Bundesgenossen zu beseitigen. Er machte es zur Regel, nur Männern von Geburt Aemter anzuvertrauen und vermied sogar jeden Verkehr mit Leuten niederer Herkunft. Ebenso schloß er aus Grundsatz Hindu vom Amte aus. Er führte strenge Forstgesetze ein und verbot jetzt sogar den mäßigen Genuß von Wein, während er in seiner Jugend darin geschwelgt hatte. Bei Aufständen bestrafte er nicht blos die Führer, sondern auch die niedrigsten Theilnehmer.

Die Verheerungen der Mogulen hatten eine solche Ausdehnung gewonnen, daß es wenige königliche Häuser in Asien gab, von denen nicht Mitglieder in Armuth versunken oder in die Verbannung getrieben waren. Viele von diesen Prinzen suchten eine Zuflucht wo sie fast allein zu finden war, an dem Hofe Bulbuns. Auch Schriftsteller und Gelehrte sammelten sich um ihn und zierten durch ihre Anwesenheit den Palast seines

ältesten Sohnes Mohamed, der die Literatur liebte und aufmunterte. Aber des Kaisers zweiter Sohn, Kira, war ein Vergnügling und sein Palast war der Tummelplatz von Schauspielern, Musikanten und Possenreißern.

Die Hindubevölkerung in dem Landstrich zwischen dem Dschumna und dem Ganges und weiter südwärts war nie vollständig unterworfen worden und von ihren Raubeinfällen hatten die angrenzenden Gegenden aufs Schwerste zu leiden. Bulbun schickte seine Truppen gegen sie und ließ sie ohne Gnade niedermetzeln und viele Meilen Waldungen ausrotten, die ihnen Schlupfwinkel darboten. Togral, der Statthalter von Bengalen, hatte sich unabhängig gemacht und behielt Anfangs gegen die wider ihn ausgeschickten Truppen die Oberhand. Aber der Kaiser, obgleich fast achtzig Jahre alt, zog gegen ihn selbst ins Feld (1285) und der Empörer verlor sehr bald Sieg und Leben. Unbarmherzig traf die Rache Bulbuns seine Anhänger und Leute von allen Ständen wurden hingerichtet.

Während Bulbun beschäftigt war, im Osten die Empörung zu bekämpfen, lag es seinem tapfern Sohne Mohamed ob, den Westen gegen die Einfälle der Mogulen zu vertheidigen. Ein Heer wurde von ihm geschlagen und zurückgetrieben, aber bald erschien ein anderes; der Prinz errang zwar einen vollständigen Sieg über dasselbe, fand aber bei der Verfolgung einer Abtheilung der feindlichen Reiterei seinen Tod. Der Verlust seines besten und tüchtigsten Sohnes, verbunden mit der Last der Regierungssorgen, wurde selbst für das rauhe und strenge Gemüth Bulbuns zu viel und er sank unter dem Schicksalsschlage (1286). Die Omras setzten Kei Kobad, den Sohn Bakarra Khans, des Statthalters von Bengalen, eines der Söhne Bulbuns, auf den Thron.

Kei Kobad, ein Jüngling von achtzehn Jahren, gab sich ganz dem Vergnügen hin; „er weihte sich der Liebe und der Gesellschaft von Mädchen mit silbernen Leibern und moschusduftenden Locken.“ Der Adel folgte dem Beispiel des Monarchen, lebte ebenfalls nur für den Genuß und lockeres Leben und Ueppigkeit herrschten überall. In der Hoffnung, sich selbst der Krone zu bemächtigen, munterte der Wessir Neisam-ed-din den jungen Fürsten zu allen seinen Ausschweifungen auf, und um ihm das aus Türken bestehende Heer abwendig zu machen, machte er ihm

dessen Treue verdächtig und überredete ihn, die Hauptleute desselben zu einem Gelag einzuladen und sie während desselben ermorden zu lassen.

Auf die Nachricht von diesen Vorgängen am Hofe brach Bakarra Khan an der Spitze seiner Armee auf, um den Sachen eine bessere Gestalt zu geben. Von seinem Wessir begleitet, zog ihm der Kaiser entgegen. Als die beiden Heere sich gegenüber standen, verlangte der Vater eine Zusammenkunft mit seinem Sohne, die ihm gewährt wurde, trotz der Bemühungen des Wessirs, der aber beschloß, sie für Bakarra Khan so demüthigend als möglich zu machen. Dieser Fürst ließ sich Alles gefallen, bis er, nachdem er vor seinem Sohne erschienen war und sich wiederholt verneigt hatte, den König immer noch unbeweglich auf seinem Throne sitzen sah. Von diesem äußersten Zeichen kindlicher Unehrerbietigkeit überwältigt, brach er in Thränen aus. Kei Kobad, der, wie die meisten Wollüstlinge, von Charakter mehr schwach als schlecht war, ward gerührt. Die Ermahnungen seines Wessirs vergessend, sprang er vom Throne und eilte, sich seinem Vater zu Füßen zu werfen; aber dieser kam ihm mit offenen Armen entgegen; sie fielen sich weinend um den Hals und alle Anwesenden waren von dem Anblicke gerührt. Doch die gute Wirkung dauerte nicht lange und da Bakarra Khan nach mehreren Zusammenkünften fand, daß der Einfluß des Wessirs durch friedliche Mittel nicht zu beseitigen war, kehrte er nach Bengalen zurück und überließ den Sohn seinem Schicksal.

Dieses Schicksal ließ nicht lange auf sich warten. Kei Kobad richtete sich durch Ausschweifungen rasch zu Grunde und ließ den Wessir, in dem er zu spät die Ursache seines Unglücks erkannte, durch Gift umbringen. Die Zügel der Regierung, die er selbst nicht halten konnte, wurden ein Gegenstand des Streites zwischen den vornehmsten Omras, die sich in zwei Parteien spalteten, die Türken und die Afghanen, und die Zwistigkeiten endigten mit dem Siege der Letzteren, der Ermordung Kei Kobads und der Erhebung Dschellal-ed-din Khildschi's auf den Thron (1288). Der unglückliche Kei Kabad hatte nur zwei Jahre regiert.

Fünftes Kapitel.

Das Haus Khildschi. — Dschellal-ed-din. — Erste Invasion des Dekan. — Ela-ed-din. — Vorfall mit Dewal Dewi. — Blutbad unter den Mogulen. — Mobarek. — Das Haus Toghlak. — Ghasi Khan. — Schah Mohamed. — Versuchter Einfall in China. — Geldzeichen. — Mohamedanisches Königreich im Dekan. — Firus-ed-din. — Timur fällt in Indien ein. — Die Seinds. — Das Haus Lodi. — Bihlol. — Sekunder. — Ibrahim. — Ende der Afghanenherrschaft in Indien.

Dschellal-ed-din war siebenzig Jahre alt, als er den indischen Thron bestieg. Milde und Wohlwollen, Eigenschaften, die bei einem orientalischen Monarchen fast Laster sind, zeichnen seinen Charakter aus. Er verzieh Empörern und traf Straffällige nur mit gelinder Ahndung; daher erschlaffte die Regierung; Statthalter bezahlten ihren Tribut nicht; Räuberbanden bildeten sich und die Straßen wurden unsicher.

Während der Regierung dieses Monarchen wurden die Eroberungen der Moslem bis in das Dekan ausgedehnt, das in den drei Jahrhunderten seit dem Erscheinen der Mohamedaner in Indien bis jetzt unangegriffen geblieben war. Des Kaisers Neffe, Ela-ed-din, war von einem ganz andern Charakter. Nach einem Aufstand gegen Empörer in Bundelkund und Malwa, der ihm Gelegenheit gegeben, Beute zu erwerben und Truppen zu sammeln, brach er 1294 an der Spitze von nur 8000 Mann von Karrah (zwischen dem Dschumna und dem Ganges), dem Sitze seiner Regierung, auf, durchzog den großen Wald, der sich von da bis in das Dekan erstreckt und erreichte, ohne auf Widerstand zu stoßen, Elitschpur in Berar; denn er gab vor, den Dienst seines Oheims aus Aerger verlassen zu haben und gewillt zu sein, in den eines Hinduradschahs zu treten. Dann wendete er sich westwärts und erschien bald vor Deogiri (jetzt Dauletabad), der Hauptstadt des Marattenlandes, dem eigentlichen Ziel seiner Expedition. Er fand Radschah Kamdeo fast unvorbereitet, sich zu vertheidigen. Die Stadt ward eingenommen und geplündert, nachdem sich der Radschah, nach kurzem Widerstande, mit allen Mannschaften, die er zusammenraffen konnte, in das nahe fast unangreifbare Bergschloß zurückgezogen hatte. Hier belagerte ihn Ela-ed-din, der sich mit seinen Truppen für die Vorhut des königlichen Heeres ausgab, und der eingeschüchterte Radschah hatte wirklich schon einen Vertrag abgeschlossen, kraft dessen er sich ergab, als sein Sohn mit einem in Eile gesammelten Heere

zurückkehrte und voll Vertrauen auf seine Uebermacht die Belagerer angriff. Der Sieg verblieb jedoch bei Ela-ed-din, der nun seine Bedingungen steigerte; aber der Radschah beschloß, sich zu halten, bis seine Verbündeten ihm zu Hilfe kommen würden. Jetzt erst entdeckten die Belagerten, daß sie in ihrer Eile, die Burg zu verproviantiren, Säcke mit Salz anstatt Säcke mit Getreide genommen hatten, und daß daher ihre Lebensmittel fast auf der Neige waren. Uebergabe war die Folge und der Sieger gewann dadurch einen großen Schatz an baarem Gelde und Juwelen und Elitschpur mit den dazu gehörigen Landstrichen. Ela-ed-din zog sich alsdann durch Kandesch nach Malwa zurück.

Dieser Kriegszug spricht, wenn man die Schwäche der Heeresmacht und die Schwierigkeiten des Marsches durch Gebirge und Wälder bedenkt, sehr bedeutend für die militairische Begabung Ela-ed-dins. Es ist daher sehr zu bedauern, daß er damit Verrätherei gegen seinen vortrefflichen Oheim verband. Er heuchelte die Besorgniß, sich durch sein selbstständiges Handeln des Königs Zorn zugezogen zu haben und verlockte den arglosen Greis, fast ohne alle Begleitung nach Karrah zu kommen. Ela-ed-din fiel ihm zu Füßen; der König hob ihn auf, klopfte ihm auf die Wange und machte ihm zärtliche Vorwürfe, einem Oheim zu mistrauen, der ihn auferzogen und wie sein eigenes Kind liebte, als auf ein gegebenes Zeichen Mörder aus einem Versteck hervorstürzten und ihn durchbohrten. Sein Haupt ward dann auf einen Spieß gesteckt und durch die Stadt getragen (1295). Ela-ed-din nahm nun sofort die Königswürde an und ließ, da er die Familie des verstorbenen Königs in seine Gewalt bekommen hatte, dessen beide Söhne hinrichten.

Aus dem kräftigen Charakter Ela-ed-dins läßt sich leicht schließen, daß seine Regierung ruhmreich im Kriege war; aber auch seine innere Verwaltung war gut und allgemeiner Wohlstand herrschte unter seinen Unterthanen. Sein erster Kriegszug war gegen Guserat gerichtet, welches nun zum ersten Male dauernd erobert ward. Alsdann belästigten ihn mehrere Jahre hintereinander die Einfälle der Mogulen. Während einem derselben, der dem Ansehen nach mehr Eroberung als Plünderung wie bisher zum Zweck hatte, kamen sie bis Delhi und jagten das indische Heer und die Landbewohner vor sich her in die Stadt (1298). Die dadurch verursachte Hungersnoth veranlaßte Ela-ed-din, seinen Plan, sich

vertheidigungsweise zu verhalten, aufzugeben und seine Truppen in die Schlacht zu führen. Wie erzählt wird, sicherte ihm die Geschicklichkeit seines Generals Safar Khan den Sieg; aber die Dienste dieses fähigen Mannes hatten bereits die Eifersucht des Königs und seines Bruders Elif Khan erregt und als Letzterer den Feldherrn bei der Verfolgung ohne Unterstützung ließ, kehrte eine Abtheilung Mogulen um und hieb ihn und den ihn begleitenden kleinen Trupp nieder. Während der folgenden sieben Jahre wiederholten sich die Einfälle der Mogulen in verschiedenen Zwischenräumen, aber ohne Erfolg; alsdann hörten sie für viele Jahre auf.

Obgleich sehr belästigt von den Einfällen der Mogulen, hegte Ela-ed-din doch immer noch seine Pläne gegen das Dekan, und als jene endlich aufgehört hatten, schickte er ein Heer gegen den Radschah von Deogiri, der seinen Tribut nicht bezahlt hatte (1306). Der Befehlshaber dieser Truppen war ein Verschnittener, Namens Melik Kafur, der seinem frühern Herrn, einem Kaufmann in Guserat, weggenommen worden und in den Besitz des Königs gekommen war. Er gewann rasch die Gunst desselben und gelangte natürlich zu den höchsten Aemtern, wodurch er sich ebenso natürlich die Abneigung und den Haß des Adels zuzog. Auf diesem Kriegszug handelte er mit Kraft und der Radschah mußte sich unterwerfen und ihn nach Delhi begleiten, wo ihn jedoch der König freundlich empfing und mit Ehren entließ.

Bei dieser Gelegenheit ereignete sich folgender Vorfall. Als zur Zeit des Einfalls in Guserat der Radschah sich geflüchtet hatte, war seine Gemahlin Kaula Dewi in Gefangenschaft gerathen und dem Harem Ela-ed-dins einverleibt worden, dessen Gunst sie sich bald in hohem Grade erwarb. Auf die Kunde von dem neuen Kriegszug bat sie, alles Mögliche zu versuchen, ihr ihre Tochter Dewal Dewi wieder zu verschaffen, die sich bei ihrem Vater, dem verbannten Radschah, befand. Alp Khan, der Statthalter von Guserat, erhielt demnach Befehl, diese Angelegenheit zu ordnen und nachdem er vergeblich durch Unterhandlungen seinen Zweck zu erreichen versucht hatte, marschirte er mit seinen Truppen gegen den Radschah. Der Sohn des Ram Deo von Deogiri hatte um Dewal Dewi geworben, aber der Radschputfürst hatte einen Maratten als Gatten für seine Tochter verschmäht. Jetzt erschien ihm diese Ehe als das geringere Uebel und er gab seine Einwilligung und schickte Dewal Dewi unter

bewaffneter Begleitung nach Deogiri. Seine Truppen wurden von Alp Khan geschlagen, aber das half nichts, denn die Prinzessin war nicht mehr da, und Alp Khan war noch einen Tagemarsch von Deogiri entfernt, wo Kafur zu ihm stoßen sollte, als eine seiner Streifparteien, die sich die wunderbaren Höhlen von Ellora ansehen wollte, mit der Escorte der Prinzessin zusammentraf und diese letztere gefangennahm, ohne sie zu kennen. Alp Khan verlor keine Zeit, sie nach Delhi zu schicken, und der älteste Sohn des Königs, von ihrer ungewöhnlichen Schönheit besiegt, wählte sie bald darauf zu seiner Gemahlin. Dieser Vorfall ist, wie Mr. Elphinstone äußert, bemerkenswerth, weil er zeigt, in welchem Grade sich bereits die Hindu und Mohamedaner vermischten, und weil er zugleich beiläufig zuerst die Höhlen von Ellora in Erwähnung bringt.

Kafur fiel später (1309) in Telingana ein, eroberte das feste Schloß Warangol, das eine über Bengalen abgeschickte Expedition vergeblich belagert hatte und machte den Radschah zinspflichtig. Im folgenden Jahre zog er gegen den Radschah von Karnata, den er schlug und zum Gefangenen machte. Er unterwarf den ganzen östlichen Theil dieses Gebiets südlich bis zu der sogenannten Adamsbrücke der Insel Ceylon gegenüber. Im Jahre 1312 rückte Kafur abermals im Dekan ein, wo er den regierenden Radschah von Deogiri hinrichten ließ und das Land vollständiger unterwarf.

Unmäßigkeit und Ueppigkeit hatten mittlerweile die Gesundheit Ela-ed-dins zu Grunde gerichtet und Kafur hatte unbegrenzten Einfluß über ihn gewonnen. Dieser fähige aber gewissenlose Mann wagte jetzt, seine Augen nach dem Throne zu erheben. In dieser Absicht suchte er den König gegen seine Kinder einzunehmen, indem er vorgab, sie stellten seinem Leben nach; er bemühte sich auch, jeden Mann von Rang oder Einfluß, der seinem Streben in den Weg treten konnte, zu entfernen oder zu verderben. Es war ihm bereits gelungen, die Königin und die beiden ältesten Prinzen in den Kerker werfen zu lassen und er hatte einen Befehl erlangt, Alp Khan bei Seite zu schaffen, als die Kunde von Aufständen, die in Guserat und im Dekan ausgebrochen waren, den König in so heftige Wuth versetzten, daß ihn seine Anfälle an den Rand des Grabes brachten; Kafur soll sein Ende durch Gift beschleunigt haben (1316). Ela-ed-din hatte einundzwanzig Jahre regiert.

Eine der Handlungen dieses Monarchen war die Niedermetzelung der bekehrten Mogulen. Zu verschiedenen Zeiten waren Abtheilungen dieses Volksstamms bewogen worden, den mohamedanischen Glauben anzunehmen und in den Dienst des Kaisers zu treten. Zu allen Zeiten haben sie sich widerspenstig und anmaßend gezeigt. Ela-ed-din, der ihren Charakter kannte, entließ sie alle ohne Ausnahme plötzlich, aber ohne sichtbare Ursache, aus seinem Dienst. Voller Verzweiflung, aller Mittel, sich zu ernähren, beraubt zu sein, verschworen sich einige, den Monarchen zu ermorden. Der Plan ward jedoch entdeckt und der König befahl, ohne eine Untersuchung anzustellen, alle ohne Ausnahme, Schuldige und Unschuldige, wie man sagt 15,000 an der Zahl, niederzumetzeln und ihre Familien in die Sclaverei zu verkaufen.

Kafur legte ein echtes oder verfälschtes Testament des verstorbenen Monarchen vor, welches seinen noch im Kindesalter stehenden Sohn Omar zum König und Kafur zu dessen Vormund ernannte, und er ließ sofort die beiden ältesten Prinzen blenden und schickte Mörder ab, um Mobarik, den dritten Sohn, zu tödten. Aber sie ließen sich bewegen, ihm das Leben zu schenken und da Kafur kurz darauf durch eine Verschwörung der königlichen Leibwache umkam, bestieg Mobarik ohne Widerstand den Thron. Er erwies sich als ein sinnlicher, blutdürstiger Tyrann, der sich den niedrigsten Ausschweifungen ergab und sein ganzes Vertrauen einem bekehrten Hindu, Namens Khusru Khan, schenkte. Nachdem dieser Mann Malabar, zu dessen Eroberung er ausgeschickt ward, unterjocht und von dort einen großen Schatz mitgebracht hatte, richtete er seine Thätigkeit darauf, den Adel zu vernichten oder vom Hofe zu verdrängen und zog in die Hauptstadt lauter Hindutruppen seiner eigenen Kaste. Alsdann wagte er die That, die er lange im Sinn gehabt hatte: er brachte seinen Herrn und alle Mitglieder der königlichen Familie um und bestieg selbst den Thron*). Aber Ghasi Khan Toghlak, der Statthalter des Pendschab, verweigerte ihm den Gehorsam, marschirte mit seinen disciplinirten Trup-

*) „Es blieb nur noch das Heer zu bestechen übrig,“ sagt Ferischta, „welches nichts Besseres liebte als eine Revolution; denn es bekam bei solchen Gelegenheiten stets ein Geschenk von sechs Monaten Sold, das sofort dem Schatz entnommen ward.“ Mill weist hin auf das ähnliche Benehmen der Prätorianer in Rom als ein Beispiel der Aehnlichkeit der militairischen Gewaltherrschaft der verschiedensten Nationen.

pen gegen Delhi und machte seinem Leben und seiner Regierung zugleich ein Ende. Da kein Mitglied des Hauses Khildschi mehr am Leben war, übernahm Toghlak selbst mit der allgemeinen Zustimmung des Volks die königliche Würde.

Der neue Monarch war der Sohn eines der türkischen Sclaven Bulbuns von einer indischen Mutter. Seine Regierung fing tadellos an und er zeigte sich während ihrer kurzen Dauer kraftvoll und wohlthätig.

Ein Kriegszug gegen das Dekan unter dem ältesten Sohne des Königs, Dschuna Khan, war ohne Erfolg. Es gelang ihm nicht, das Fort Warangol zu nehmen; Krankheiten brachen in seinem Lager aus; einige seiner Hauptleute desertirten mit ihren Mannschaften; auf seinem Rückzug nach Deogiri verfolgten ihn die Hindu und brachten ihm große Verluste bei und er erreichte nur mit 3000 Mann Delhi. Das nächste Jahr war er glücklicher, denn er nahm Warangol und machte den Radschah zum Gefangenen.

Der König begab sich nun selbst nach Bengalen (1324), wo Bakarra Khan, der Sohn Bulbuns, immer noch Statthalter war, und der Sohn des früheren Sclaven seines Vaters erlaubte ihm, die Zeichen der königlichen Würde zu tragen. Als Toghlak sich auf seiner Rückkehr der Hauptstadt näherte, empfing ihn sein ältester Sohn in einem prachtvollen hölzernen Pavillon, der zu diesem Zweck besonders errichtet war. Während der Empfangsfeierlichkeiten stürzte das Gebäude ein und der König und sein zweiter und Lieblingssohn wurden von den Trümmern erschlagen; dem ältesten Sohn, der zufällig abwesend war, geschah nichts. Es ist allerdings möglich, daß das Unglück reiner Zufall war, aber die Wahrscheinlichkeit absichtlicher Tödtung ist auf der andern Seite so stark, daß sie nach unserer Meinung fast zur Gewißheit wird.

Dschuna nahm bei seiner Thronbesteigung den Namen Schah Mohamed an. Er feierte seinen Regierungsantritt mit großer Pracht und vertheilte mit der größten Verschwendung Geschenke an seine Freunde und an Gelehrte. Er selbst war der gelehrteste und beredteste Prinz seiner Zeit, vertraut mit Sprachen, Literatur und Philosophie, regelmäßig und selbst streng in der Beobachtung religiöser Gebräuche, enthaltsam in Wein und Vergnügungen, tapfer und großmüthig auf dem Schlachtfelde und am Hofe. Aber alle diese schönen Eigenschaften, die ihm zum

Gegenstand der Bewunderung machten, wurden werthlos durch eine Verderbtheit des Gemüths, die an Wahnsinn grenzte, und eine Gleichgiltigkeit gegen menschliches Unglück bei der Verfolgung der ausschweifenden Pläne seines Ehrgeizes.

In der ersten Zeit seiner Regierung vollendete er die Eroberung des Dekan. Da nun sein Ehrgeiz in Indien keinen Gegenstand mehr fand, beschloß er, der Besieger Persiens und selbst China's zu werden. Gegen Persien versammelte er ein zahlreiches Heer, das, nachdem es seine Schätze aufgezehrt, wegen Mangel an Sold auseinanderlief und das Land plünderte und verheerte. Um China zu erobern, schickte er ein Heer von 100,000 Reitern durch das Himalayagebirge, um der Hauptarmee den Weg zu bahnen. Wie erzählt wird, erreichte diese Streitmacht die Grenzen China's, fand aber dort eine so zahlreiche Armee zu ihrem Empfange bereit, daß sie, ohne einen Angriff zu wagen, umkehrte und ihren Rückzug antrat. Sie litt dabei sogar mehr, als die eine solche Bewegung für gewöhnlich begleitenden Unfälle. Sie ward von den Bergbewohnern überfallen, von dem verfolgenden Feinde niedergemetzelt, und verhungerte halb aus Mangel an Lebensmitteln, ertrank fast in fürchterlichen Regengüssen und verirrte sich in undurchdringlichen Dschungeln. Nach Verlauf von fünfzehn Tagen war fast kein Mann mehr am Leben und so endete der großartige Plan zur Eroberung von China.

Zur Herstellung seiner zerrütteten Finanzen griff Mohamed nun zu einem neuen Auskunftsmittel. Er hatte von dem Papiergeld China's gehört, wo es erfunden worden ist, und beschloß, es nachzuahmen, zu welchem Zwecke er kupferne Zeichen als Stellvertreter gewisser Geldsummen ausgab. Aber Mohamed hatte nicht bedacht, daß, wenn ein solcher Plan gelingen soll, Vertrauen auf das Wort und die Zahlungsfähigkeit der Regierung vorhanden sein muß, und er mußte erfahren, daß er mit aller seiner Macht seine Geldzeichen nicht in allgemeinen Verkehr bringen konnte. Er richtete durch den Versuch viel Unheil an, aber seine Finanzen blieben so zerrüttet, wie sie waren. Er erhöhte dann die Steuern und die Landleute, zur Verzweiflung getrieben, ließen ihre Ländereien im Stich und flüchteten sich in die Wälder. Von wilder Wuth erfüllt, beschloß der Monarch, sich wenigstens zu rächen. Er bot seine Truppen auf, wie zu einer großen Jagd, ließ von ihnen einen Strich Land umzingeln, all-

mälig den Kreis enger ziehen und schließlich alle Bauern niedermetzeln, als ob sie Wild oder Raubthiere wären. Die natürliche Folge war Hungersnoth mit allen sie begleitenden Leiden.

Aufstände brachen dann aus. Die Empörungen im Pendschab und in Malwa waren leicht unterdrückt, aber der Statthalter von Bengalen machte sich unabhängig und blieb es (1340). Die Hindustaaten im Dekan entledigten sich fast alle des mohamedanischen Joches. Als bei einer Empörung in seinem Lande sich sein eigner Neffe an die Spitze stellte, der, als er in Gefangenschaft fiel, lebendig geschunden wurde, begab sich der König selbst mit einem Heere hin und die Lage von Deogiri gefiel ihm so sehr, daß er beschloß, es zu seiner Hauptstadt zu machen. Sofort mußten sämmtliche Einwohner von Delhi ihre Heimath verlassen und in diese Stadt ziehen, der er den Namen Dauletabad beilegte. Alsdann gestattete er den Bewohnern zweimal, nach Delhi zurückzukehren und trieb sie zweimal wieder nach dem Dekan, das eine Mal mitten in einer Hungersnoth. Auch dieser Plan schlug vollständig fehl, nachdem er Tausende in Elend und in den Tod gestürzt. Das sind die Launen des Despotismus.

Die Zahl der Mogulen im Dienste der indischen Monarchen hatte fortwährend zugenommen und sie bildeten jetzt einen großen Theil des kaiserlichen Heeres. Als eine Abtheilung dieser Truppen, welche in Guserat als Besatzung lag, sich empörte rückte Mohamed gegen sie. Sie zogen sich in das Dekan zurück und bemächtigten sich Dauletabads. Der König folgte ihnen und belagerte diese Stadt und er hatte sie fast bezwungen, als Nachrichten von Ruhestörungen in Guserat ihn dorthin riefen. Er überließ die Leitung der Belagerung einem seiner Omras, den aber die Mogulen schlugen und nach Malwa trieben und ehe Mohamed sich gegen sie wenden konnte, erkrankte er und starb nach einer Regierung von siebenundzwanzig Jahren (1351).

Während der Regierung Schah Mohameds besuchte der maurische Reisende Ibn Batuta Indien. Mohamed ernannte ihn zum Richter mit einem sehr anständigen Gehalt und verwendete ihn später als Gesandten in China.

Nach dem Tode Mohameds kehrten die Mogulen nach dem Dekan zurück und gründeten dort ein unabhängiges Königreich. Ihr erster

König war einer ihrer Häuptlinge Namens Ismael, ein Afghane von Geburt, der kurz darauf zu Gunsten Sufir Khans, eines seiner tüchtigsten Officiere, abdankte. Dieser, der ursprünglich Hussun hieß, war ebenfalls ein Afghane. Er war früher, wie erzählt wird, der Sclave eines braminischen Astrologen in Delhi und fand eines Tages beim Umpflügen eines Stück Landes, das ihm der Bramine geschenkt hatte, einen Schatz; er theilte sein Glück seinem Herrn mit, welcher den König davon in Kenntniß setzte und dieser machte Hussun zum Hauptmann über hundert Pferde. Der Bramine weissagte ihm eine glänzende Laufbahn und machte sich aus; sein Minister zu sein, wenn er König des Dekan würde. Die Prophezeiung traf, wie wir gesehen haben, ein und Sufir hielt dem Braminen Wort. Dieser Fürst starb 1357 nach einer elfjährigen Regierung, während welcher er seine Herrschaft über den größten Theil des Dekan ausbreitete. Der Titel, welchen er auf dem Throne führte, war Ela-ed-din Hussun Gangu Bahmeni und nach letzterem Namen wird seine Dynastie genannt.

Auf Schah Mohamed folgte sein Neffe Firus-ed-din. Dieser Monarch erkannte die Unabhängigkeit der Königreiche Bengalen und Dekan an; er traf vortreffliche finanzielle und gesetzliche Einrichtungen; er hinterließ eine große Anzahl öffentlicher Bauten, wie Brücken, Bäder, Gasthäuser, Hospitäler, Moscheen, Wasserbehälter 2c. Das bedeutendste seiner Werke war der nach ihm genannte Canal aus dem Flusse Dschumna nach dem Gagur, der zum Theil in unseren Tagen zum unendlichen Vortheil der angrenzenden Gegenden wiederhergestellt worden ist.

Firus starb im Jahre 1388, und in den folgenden sechs Jahren nahmen hintereinander vier Fürsten aus dem Hause Toghlak den Thron ein. Während der Regierung des letzten dieser Fürsten, Namens Mahmud, machten sich mehrere Provinzen unabhängig, und schließlich überschwemmte und verheerte ein Einfall der Mogulen, wie ihn Indien noch nicht gesehen, das Land. Wir haben gesehen, wie die in den Ebenen Central-Asiens herumstreifenden Horden, unter Tschingis Khan vereinigt, Verwüstung und Unglück fast bis an die Grenzen der Erde verbreiteten. Eine ähnliche Geißel zur Peinigung der Welt erstand jetzt in der Person Timurs (gewöhnlich Tamerlan genannt), der, obgleich von Geburt ein Türke und von Religion ein Mohamedaner, durch seine überlegenen

Talente die Türken und Mogulen zu vereinigen wußte und in seinen Eroberungs- und Raubzügen fast so groß war wie Tschingis Khan.

Indien, das der mogulische Eroberer verschont hatte, war bestimmt, die Beute Timur's zu werden. Nachdem der Enkel dieses Fürsten, Pir Mohamed, die Afghanen in den Gebirgen von Soliman unterworfen hatte, ging er 1398 über den Indus und belagerte Multan. Timur selbst zog denselben Weg wie Alexander, überschritt das Gebirge des Hindu Kusch und erschien vor Kabul. Anstatt jedoch wie dieser Eroberer dem Fluß Kabul zu folgen, wendete er sich südwärts durch das Gebirge (wahrscheinlich den Lauf des Kurrum entlang) nach Bannu, überschritt den Indus und den Dschelum und zog die Ufer dieses Flusses hinab nach der Stadt Tulumba. Dieser Stadt legte er eine schwere Kriegssteuer auf und seine Truppen plünderten sie dann und metzelten die Einwohner nieder — ohne seinen Befehl, wird uns versichert; denn das war das Loos der meisten Städte, die er einnahm; die Truppen dieses strengsten und despotischsten aller Feldherren wagten seltsamerweise bei solchen Gelegenheiten, ungehorsam zu sein und blieben stets straflos!

Nachdem Timur sich durch seinen Enkel von Multan verstärkt sah, überschritt er den Garra oder Sutledsch und zog quer durch die Sandwüste in fast gerader Linie auf Delhi los. Unterwegs nahm er Adschudin und Butner und die Bewohner dieser letztern Stadt wurden wie gewöhnlich durch Misverständniß niedergemetzelt. Die indische Armee erlitt eine Niederlage unter den Mauern von Delhi; der König flüchtete sich nach Guserat und Timur ward als Kaiser von Indien ausgerufen. Die gewöhnlichen Ereignisse fanden in Delhi statt. Der Monarch erhob schwere Kriegssteuern; seine Truppen fingen an zu plündern; es kam zu einigem Widerstand und dieser führte zu einem allgemeinen Blutbad und zum Niederbrennen der Stadt. Fünf Tage lang blieb Timur ruhiger Zuschauer aller dieser Greuel, ganz in Anspruch genommen von einem Fest zur Feier seines Sieges. Als seine Truppen des Blutvergießens und der Plünderung müde waren, gab er Befehl zum Aufbruch und am Tage vor seiner Abreise stattete er in der vom Schah Firus an dem Dschumna erbauten prächtigen Moschee „der göttlichen Majestät den aufrichtigen und demüthigen Tribut dankerfüllten Preises ab."

Mit Beute beladen und unzählige Gefangene aus allen Ständen und von beiden Geschlechtern mit sich schleppend, zog er nordwärts nach Mirut, wo, wie gewöhnlich, seine Truppen ein allgemeines Blutbad anrichteten. Er überschritt dann den Ganges, marschirte bis in die Nähe von Hardwar, wo dieser Strom aus dem Gebirge tritt und dann westwärts den Fuß des Gebirges entlang bis Dschommu, nördlich von Lahore; alsdann wendete er sich südlich, und beschäftigte sich, nachdem er Indien auf der gewöhnlichen Straße verlassen, mit Vorbereitungen zu einem Einfall in Vorderasien, um dort dem Sultan der Osmanen, Bajasid, entgegenzutreten. Seine Heimsuchung Indiens, welche ungefähr ein Jahr dauerte, war wie die Erscheinung eines Vernichtungsengels gewesen; er ließ Zerrüttung, Hungersnoth und Pest hinter sich.

Mahmud kehrte nach Delhi zurück; aber es gelang ihm nicht, sein Ansehen wieder geltend zu machen. Nach seinem Tode (1412) ward die Regierung ziemlich ungenügend im Namen Timurs von Khiser Khan, dem Statthalter von Pendschab, verwaltet. Da Khiser ein Seiud oder Abkömmling des Propheten war, so hat man seiner Dynastie, zu der noch drei seiner Nachfolger gehören, den Namen der Seiuds gegeben.

Das Reich schrumpfte unter diesen Fürsten fast auf die Hauptstadt zusammen; Ela-ed-din, der letzte derselben, war froh, den Thron an Bihlol Khan Lodi, den Besitzer des Pendschab, abzutreten und sich nach Budajun, einer Stadt ungefähr hundert englische Meilen östlich von Delhi, zurückzuziehen (1450).

Bihlol gehörte dem Afghanenstamme Lodi an. Sein Großvater Ibrahim war ein reicher Kaufmann, der sich an den Hof des Schah Firus begab und von diesem zum Statthalter von Multan ernannt ward. Seine Söhne gelangten zu Macht und Ansehen, und sein Enkel machte sich zum Herrn des Pendschab, als das Haus Lodi die schwachen Seiuds zu vernichten drohte; der letzte derselben mußte, wie wir gesehen haben, den Thron von Delhi ihm überlassen. Während einer thätigen Regierung von neununddreißig Jahren dehnte Bihlol das Reich wieder zu einer ansehnlichen Größe aus. Es reichte jetzt bis an das Himalayagebirge im Norden und bis an den Ganges und Benares in Osten. Ferischta erzählt, daß als Bihlol noch ein Jüngling und ein bloser Privatmann gewesen, ihm seine zukünftige Würde prophezeit worden sei. Als

er eines Tages einen berühmten Derwisch seine Ehrerbietung bezeigte, rief dieser Letztere, während Bihlol vor ihm saß, in einem Anfall von Begeisterung aus: „Wer giebt mir 2000 Rupien für das Reich Delhi?“ Bihlol gab zur Antwort, sein ganzes Vermögen bestehe aus 1600 Rupien, aber diese wolle er hingeben, und er ließ sie sogleich holen und übergab sie dem heiligen Manne, der ihm die Hand auf das Haupt legte und ihn als König begrüßte. Als seine Bekannten den Jüngling wegen der Thorheit ausspotteten, erwiederte er: „Wenn die Prophezeiung einträfe, hätte er einen billigen Kauf gemacht; wenn nicht, so könnte ihm der Segen eines heiligen Mannes nichts schaden.“ Als er zur Herrschaft gelangte, theilte er seine Schätze unter seine Freunde und lebte mit ihnen auf dem vertrautesten Fuße. Er ließ sich sehr selten bewegen, den Thron zu besteigen und entschuldigte sich damit, „daß es ihm genüge, wenn die Welt wisse, er sei König, ohne daß er seine Würde eitel zur Schau zu tragen brauche.“ Obgleich nicht gelehrt, begünstigte er doch die Literatur und war freigebig gegen Schriftsteller.

Sekunder Lodi, der Sohn und Nachfolger Bihlols, war ebenfalls ein Mann von Talent und im Allgemeinen gerecht und freigebig. Dennoch tritt zuerst unter seiner Regierung Verfolgungssucht gegen die Hindureligion an den Tag; denn es ist merkwürdig, wie duldsam mohamedanische Beherrscher Indiens bis dahin gewesen waren. Sekunder zerstörte die Hindutempel und verbot Wallfahrten und das Baden in den heiligen Flüssen an Festtagen. Einen Braminen, welcher in einem Streit mit einem Moslem, der ihm Götzendienerei vorwarf, geantwortet hatte, „er halte dafür, daß derselbe Gott von Allen verehrt werde, weshalb ihm die Religion des Hindu und des Mohamedaners als gleich gut erscheine“, lud der Moslem vor den Kasi oder den Richter der Stadt. Als der König davon hörte, rief er die vornehmsten Gottesgelehrten zur Berathung über diesen Vorfall zusammen, und sie entschieden, daß der Bramine zwischen Bekehrung oder Tod wählen müsse. Er weigerte sich, von seinem mildern Glauben abzufallen und starb als Märtyrer. Ein frommer Moslem wagte es, Sekunder wegen seines Verbots der Wallfahrten Vorstellungen zu machen. „Elender“, rief der König, indem er das Schwert zog, „willst Du Abgötterei vertheidigen?“ „Nein“, entgegnete Jener, „aber ich behaupte, daß Könige ihre Unterthanen nicht verfolgen dürfen.“ Diese

4*

Antwort tilgte den Zorn des Monarchen. Als Sekunder einmal gegen einen seiner Brüder zum Kriege auszog, betete ein Kalendar oder Bettelmönch um Glück für ihn. „Bitte um Sieg für Den, der am Besten das Wohl seiner Unterthanen fördert", sagte bei dieser Gelegenheit der Fürst zu dem Beter. Sekunder starb 1509 nach fast zwanzigjähriger Regierung.

Sein Sohn und Nachfolger Ibrahim besaß von seinen Tugenden nur den Muth. Sein Stolz war unerträglich; einer seiner Grundsätze war, daß Könige keine Verwandten hätten und alle in gleicher Weise ihre Sclaven seien. Die Omras von dem Stamme Lodi, die bisher das Vorrecht genossen hatten, in der Anwesenheit des Königs zu sitzen, mußten jetzt mit auf der Brust gekreuzten Armen um den Thron stehen. Natürlich führte dieses Benehmen des Monarchen zu Aufständen und Empörungen. Anfangs gelang es Ibrahim, dieselben zu unterdrücken, aber endlich (1524) rief Daulat Khan Lodi, Statthalter im Pendschab, Baber zu Hilfe, einen Fürsten aus dem Hause Timur's, der in Kabul herrschte, und Baber, der bereits als Verwandter Timur's auf die Herrschaft über Indien Anspruch erhoben hatte, folgte dem Ruf mit Freuden. Er schlug eine Armee, die sich ihm entgegenstellte, nahm Lahore und einige andere Städte und befand sich auf dem Marsch nach Delhi, als Unruhen in Balkh ihn nach Kabul zurückriefen. Nachdem er hier die Ruhe wieder hergestellt, kehrte er nach Indien zurück und stieß bei Paniput auf der Straße nach Delhi (1526) auf das Heer des Sultans Ibrahim, angeblich 100,000 Mann mit 1000 Elephanten stark. Da Baber's Streitkräfte nicht mehr als 12,000 Mann zählten, beschloß er, sich vertheidigungsweise zu verhalten. Er band seine Geschütze mit Stricken von zusammengedrehten Lederriemen zusammen, stellte Infanterie dahinter und legte Brustwehren vor der Fronte an; auch seine Flanken schützte er mit Befestigungen. Ibrahim verschanzte seine Stellung ebenfalls; aber anstatt einen Angriff abzuwarten, versuchte er, die feindlichen Linien zu erstürmen. Der Angriff ward abgeschlagen und hatte eine vollständige Niederlage seines Heeres zur Folge. Der Boden war mit den Leichen der Erschlagenen bedeckt und unter ihnen lag der Leichnam Ibrahims. Mit ihm ging die Herrschaft der Afghanen in Ostindien zu Ende und der Thron fiel an das Haus Timur's, die größte und letzte der mohamedanischen Dynastien, welche in diesen weiten Regionen geherrscht haben.

Sechstes Kapitel.

Sultan Baber. — Seine Jugendabenteuer. — Eroberung Indiens. — Sein Charakter. — Humajun. — Seine Flucht aus Indien. — Geburt Akbar's. — Humajun's Abenteuer. — Er gelangt wieder in den Besitz von Kabul und Ostindien. — Sein Tod. — Schier Schah. — Selim. Mohamed.

Baber, der Stifter des Mogulreichs in Indien, war ein Nachkomme Timur's im sechsten Gliede. Sein Vater war Omar Scheikh Mirza, der sich mit einer moguliſchen Prinzessin aus dem Haus der Tschingis vermählt hatte. Bei der Theilung der Besitzungen seines Vaters fiel Bochara mit Samarkand an einen seiner Brüder, Balkh an einen andern und Kabul an einen dritten, während Baber die reiche und fruchtbare Provinz Ferghana am obern Jaxartes erhielt. Baber war nur zwölf Jahre alt, als der Tod seines Vaters (1494) ihm einen Thron und einen Krieg mit zweien seiner Oheime hinterließ. Das Ableben dieser Fürsten begünstigte ihn und in der darauf folgenden Verwirrung wagte dieser Monarch von funfzehn Jahren, die Eroberung von Samarkand zu versuchen, und obgleich sein Unternehmen mehr als einmal fehlschlug, gelang es ihm zuletzt doch (1497).

Sein Ehrgeiz ging jedoch über seine Kräfte; während er noch in Samarkand beschäftigt war, empörte sich einer seiner vornehmsten Hauptleute, Namens Tambol, in Ferghana und nach einer Regierung von nur hundert Tagen mußte Baber Samarkand verlassen, das sogleich wieder von ihm abfiel. Eine heftige Krankheit brachte ihn bis an den Rand des Grabes und als er wieder genas, war sowohl Ferghana wie Samarkand verloren gegangen. Dennoch verzweifelte er nicht; mit wenigen Truppen von seinem Oheim unterstützt, gelang es ihm, sich wieder in Besitz von Ferghana zu setzen (1499) und während er mit dessen Eroberung beschäftigt war, empfing er Einladungen, nach Samarkand zurückzukehren. Ehe er aber dort eintraf, erfuhr er, daß sowohl Samarkand wie Bochara in die Hand der Usbeken*) gefallen waren, deren Macht sich damals fühlbar zu machen begann. Unterdessen hatte aber auch Tambol sich wieder

*) Die Usbeken waren Türken mit einer Beimischung von Mogulen. Sie haben immer noch den Landstrich jenseit des Oxus im Besitz.

Ferghana's bemächtigt und Baber sah sich genöthigt, in den rauhen Gebirgen südlich von diesem Lande eine Zuflucht zu suchen. Als er dort Kunde erhielt, daß Scheibani, der Khan der Usbeken, auf einem Kriegszug abwesend war, beschloß er, mit blos 240 Begleitern abermals einen Versuch auf Samarkand zu machen. Er drang bei Nacht in die Stadt, überwältigte die Wachen und die Bürger erklärten sich für ihn. Bald fiel ihm das ganze Land zu und Scheibani mußte sich nach Bochara zurückziehen. Vergeblich versuchte Baber, die benachbarten Fürsten zu einem Bund zum gegenseitigen Schutz gegen die Usbeken zu bewegen. Er mußte allein eine Schlacht liefern und wurde, in Folge der Raubsucht seiner mogulischen Truppen, welche auseinanderliefen, um das Gepäck zu plündern, vollständig geschlagen. Er schloß sich nun in Samarkand ein, von wo er, nachdem er vier Monate lang Belagerung und Hungersnoth ausgehalten, abermals seine Sicherheit in der Flucht suchen mußte.

Baber lebte jetzt zwei Jahre lang in Armuth und Noth. So tief sank die Wagschaale seines Glücks, daß er fest entschlossen war, sich nach China zurückzuziehen, um dort seine Tage in Dunkelheit zu beschließen. Es gelang ihm jedoch noch einmal, sich in Besitz von Ferghana zu setzen; aber Tambol rief die Usbeken zu Hilfe und Baber mußte nach einem hartnäckigen Kampfe in den Straßen der Stadt fliehen und gerieth unterwegs in Gefangenschaft. Zwar erlangte er seine Freiheit wieder, aber da das ganze Land jenseit des Oxus in den Händen der Usbeken war, nahm er für immer Abschied von seinem geliebten Ferghana und versuchte sein Glück in südlicheren Regionen. Er betrat Baktrien mit nicht mehr als 2 bis 300 Begleitern, die meisten nur mit Keulen bewaffnet, und mit zwei Zelten, von denen das Beste für seine Mutter bei Seite gesetzt war. Aber die dortigen Truppen erklärten sich für ihn und an ihrer Spitze zog er nach Kabul (1504), das sich ihm sofort unterwarf und das er nie wieder verlor. Diejenigen, welche diesen flüchtigen Umriß der Thaten und Abenteuer Baber's lesen, werden sich wundern, zu hören, daß er noch nicht dreiundzwanzig Jahre alt war, und doch ist das die reine Wahrheit.

Kämpfe mit seinen alten Feinden, den Usbeken, mit den Gebirgsstämmen von Afghanistan und mit seinen Verwandten aus dem Hause Timur beschäftigten Baber mehrere Jahre lang und er lief zu Zeiten nicht minder große Gefahren, als in seiner Jugend. Endlich wendete er

seine Gedanken auf Indien und ward, wie wir gesehen haben, der Beherrscher dieses Landes.

Nach der Schlacht von Paniput öffneten Delhi und Agra dem Sieger ihre Thore. Aber der ganze Landstrich im Osten, wo verschiedene Afghanenhäuptlinge mehr oder minder unabhängig waren, blieb noch zu unterwerfen übrig. Zudem stellte sich der Sommer mit solch übermäßiger Hitze ein, daß seine Truppen sie nicht ertragen konnten, und laut nach Kabul zurückgeführt zu werden verlangten. Einige trafen sogar Vorbereitungen, ohne Erlaubniß heimzukehren. Jetzt versammelte Baber seine Officiere und stellte ihnen vor, daß es eine Schmach sein würde, da Indien das große Ziel ihrer Anstrengungen gewesen, es jetzt zu verlassen und setzte hinzu, daß er bleiben würde, aber Alle, die es wünschen, nach Kabul zurückkehren könnten. Diese Festigkeit hatte auf die größere Anzahl die gewünschte Wirkung, obgleich Einige nicht bleiben wollten. Als aber die Afghanenhäuptlinge sahen, daß Baber's Einfall nicht wie der Timur's wie ein Sturm vorüberbrausen würde, sondern daß er entschlossen sei, im Lande zu bleiben, unterwarfen sich die meisten und andere brachte Baber's Sohn Humajun zum Gehorsam.

Nach der Unterwerfung der Mohamedaner mußte nun Baber gegen die Hindu zu Felde ziehen. Sanga, Radschah von Mewar, rückte, unterstützt von anderen Radschahs und von Mahmud, einem Prinzen aus dem Hause Timur, mit einem starken Heere gegen Sikri, noch nicht zwanzig englische Meilen von Agra, vor. Die Vorhut von Baber's Heer ward mit großem Verlust zurückgetrieben, aber mit dem gewöhnlichen Mangel an Kriegskunst, der die Hindu auszeichnet, zogen sich die Sieger zurück, anstatt ihren Vortheil zu verfolgen und zu vervollständigen, und gestatteten ihrem Gegner, eine Stellung einzunehmen und sie zu befestigen. Zum Unglück für Baber traf zu dieser Zeit in seinem Lager ein berühmter Sterndeuter ein, der aus der Stellung des Planeten Mars eine vollständige Niederlage der königlichen Armee weissagte. Diese ungelegene Prophezeiung entmuthigte sowohl Officiere wie Mannschaften und die Ausreißer wurden immer zahlreicher. Baber, obgleich er den Astrologen und seine Vorherverkündigung verachtete, sah, wie gefährlich sie wirkte; er nahm daher, um ihr entgegenzuarbeiten, seine Zuflucht zur Religion; er bereute seine Sünden, entsagte dem Genuß des Weines, that ein Ge-

lübde, seinen Bart wachsen zu lassen und Steuern zu vermindern, versammelte dann seine Officiere und wendete sich mit kräftigen Worten an ihr Ehrgefühl. Sie schworen auf den Koran, zu siegen oder zu sterben. Dann stellte er sein Heer vor seinem Lager auf, sprengte die Linie entlang und sprach den Truppen Muth zu. Die Hindu rückten zum Angriff vor, wurden aber vollständig geschlagen; mehrere der Radschahs blieben und Sanga rettete sich mit Mühe. Nach dem Siege näherte sich der Sterndeuter dem Sultan, um ihm Glück zu wünschen. Aber Baber schimpfte ihn tüchtig aus, gab ihm dann ein ansehnliches Geschenk und gebot ihm, seine Lande zu verlassen (1527).

Die Unterjochung der Hinduradschahs und Afghanenhäuptlinge beschäftigte jetzt den thätigen Sultan und überall begleitete ihn der Sieg. Da der Afghanenkönig von Bengalen entschlossen zu sein schien, das nördliche Behar zu behalten, das zur Krone Delhi gehörte, überschritt Baber den Ganges an der Spitze einer Armee; alsdann ging er auch über den Gagra, hinter welchem das bengalische Heer aufgestellt war und schlug es rasch aus dem Felde, sodaß der König von Bengalen gern um Frieden bat. Baber verfolgte nun eine Horde Afghanen, welche sich der Stadt Lacknau in Audh bemächtigt hatte. Sie zogen sich bei seiner Annäherung zurück und eine Abtheilung seiner Truppen jagte sie über den Ganges und den Dschumna (1528).

Dies war die letzte von Sultan Baber's Kriegsthaten. Er scheint jetzt in Siechthum verfallen zu sein und sein Tod fand in folgender ungewöhnlichen Weise statt. Sein Sohn Humajun litt an einer sehr schweren Krankheit und der Arzt hatte ihn bereits aufgegeben, als Baber, nach einem im Orient häufigen Aberglauben, erklärte, sein Leben für das des Prinzen opfern zu wollen. Er schritt demnach dreimal um das Bett des Kranken, betete dann einige Augenblicke und fühlte sich nun so stark von dem Gelingen seines Versuches überzeugt, daß er wiederholt ausrief, „ich habe die Krankheit fortgenommen". Von dieser Stunde an fing die Gesundheit Humajun's an, sich zu bessern, und Baber ward immer schwächer. Als er die Nähe des Todes fühlte, berief er seine Söhne und seine Minister an sein Lager, setzte ihnen seine letzten Wünsche auseinander und empfahl ihnen, einig zu bleiben. Alsdann verschied er am 26. Decem-

ber 1530 im fünfzigsten Jahre seines Alters, im achtunddreißigsten seiner Regierung und im fünften seiner Herrschaft in Indien.

Der Charakter Sultan Baber's macht den wohlthuendsten Eindruck von allen, denen wir in der orientalischen Geschichte begegnen. Wir kennen ihn auch am Besten, denn wir besitzen seine Autobiographie, von ihm selbst niedergeschriebene Denkwürdigkeiten, die uns seine Gedanken und seine Gefühle ebensogut wie seine Handlungen darlegen. Hier lernen wir seine Liebhaberei für Pflanzen und Blumen, seine unverstellte Bewunderung schöner Landschaften, seinen Geschmack an einfachen und natürlichen Vergnügungen, sein geselliges und liebenswürdiges Wesen, sein wohlwollendes und menschenfreundliches Herz und seinen heiteren und immer hoffnungsvollen Muth kennen, den kein Unglück beugen konnte. Es macht Freude, ihn erzählen zu hören, wie er sich nie so wohl befunden habe, als wie er nach seiner Flucht aus Samarkand endlich ein reichliches Mahl und einen ruhigen Schlaf genossen und sich für den Augenblick frei von Mühen und Sorgen gefühlt habe.

Humajun folgte seinem tüchtigen Vater; aber es war gegen ihn eine Verschwörung im Werke, ihn von seinem Erbe auszuschließen und einem Andern die Krone aufs Haupt zu setzen; denn Khalifah, der einflußreiche Wessir Baber's, ging, um seine Macht zu behalten, mit dem Plane um, die Söhne seines Herrn zu verdrängen, und seinen Schwiegersohn Mehdi Khadschah, ein eitlen, leichtsinnigen Jüngling, auf den Thron zu setzen. Alles war auf den Schlag vorbereitet und man wartete nur noch auf den Tod Baber's, als Kalifah plötzlich Mehdi ins Gefängniß warf und sich für Humajun erklärte. Folgendes war die Ursache: Als Khalifah eines Tags bei Mehdi war, ward er zu dem Kaiser gerufen, dessen Ende man für nahe bevorstehend hielt. Mehdi begleitete ihn mit der größten Ehrerbietung bis an die Thür, aber kaum war er außer Hörbereich, als er halblaut vor sich hin sagte: „mit Gottes Hilfe will ich dir bald die Haut abschinden, alter Bursche." Wie er sich umdrehte, sah er Jemanden hinter sich stehen; Bestürzung machte ihn einen Augenblick verstummen; aber dann nahm er den unberufenen Zeugen bei dem Ohr und sagte zu ihm drohend: „Vergiß nicht, daß die rothe Zunge oft den grünen Kopf in den Wind schlägt." Die Drohung half ihm jedoch nichts; sein Mangel an Vorsicht kostete ihm die Krone.

Humajun's Regierung begann mit der Losreißung Kabuls von Indien. Sein Bruder Kamran, welcher Statthalter in ersterem Lande war, verweigerte ihm den Gehorsam und er mußte ihn als unabhängig anerkennen und den Indus zur Grenze zwischen ihren beiderseitigen Besitzungen machen. Aufstände einiger Afghanenhäuptlinge in Indien, die jetzt ausbrachen, waren rasch unterdrückt. Zunächst folgte ein Krieg mit Bahader Schah, dem Afghanenkönig von Guserat, der vor Kurzem Malwa erobert hatte und dessen Oberherrschaft die mohamedanischen Fürsten des Dekan anerkannten. Bahader selbst begann den Krieg ohne Veranlassung. Als Humajun in Guserat erschien, fand er den Feind in einem festen Lager verschanzt und gut mit Artillerie versehen, die unter der Leitung eines Türken aus Konstantinopel und einiger portugiesischen Gefangenen stand, beiläufig gesagt, die erste Erwähnung von Europäern in Indien. Humajun ließ sich von der festen Stellung, die der Gegner eingenommen hatte, nicht entmuthigen. Er stand zwar von einem Angriff ab, schnitt ihm aber die Zufuhr der Lebensmittel ab und nöthigte ihn dadurch, seine Geschütze unbrauchbar zu machen und in der Nacht zu entweichen, sodaß das Heer ohne Führer blieb. Er floh nach Bombay und von da nach der kleinen Insel Diu. Das flache Land unterwarf sich bereitwillig Humajun, aber das Bergschloß Tschampanor hielt sich lange. Endlich erstiegen unter Humajun's eigener Anführung dreihundert auserwählte Krieger eines Nachts die Burg, indem sie eiserne Spitzen in den Felsen trieben, während die Armee eines der Thore angriff (1535).

Humajun mußte bald Guserat verlassen und gegen den gefährlichsten seiner Gegner zu Felde ziehen. Dies war Schier Khan, einer der Afghanenhäuptlinge in Indien, ein Mann von großer Begabung, der durch Benutzung des zerrütteten Zustandes des Landes sich zum Herrn von Behar gemacht hatte und jetzt mit der Eroberung von Bengalen beschäftigt war, dessen Hauptstadt Gur er gerade belagerte, als Humajun nach seiner Rückkehr von Guserat die Feindseligkeiten gegen ihn begann. Um den Gegner in seinem Vorrücken aufzuhalten und dadurch Zeit zur Unterwerfung von Bengalen zu gewinnen, legte Schier Khan eine starke Besatzung in das Fort Tschunar am Ganges südlich von Benares, versah sie mit reichlichen Vorräthen und ertheilte ihr Befehl, sich aufs Aeußerste zu halten. Die Belagerung dauerte demzufolge mehrere Monate. End-

lich fiel die Festung und Humajun setzte seinen Marsch ungehindert den Ganges entlang fort und zog nach Ueberschreitung dieses Flusses in Gur ein, welche Stadt Schier Khan wieder geräumt hatte, nachdem sie in seine Gewalt gefallen war. Aber die Regenzeit trat jetzt ein; das ganze Land war eine Wasserfläche; alle Bewegungen standen still und die Truppen litten fürchterlich von dem feuchten, ungesunden Klima. Nach mehrmonatlichem Verweilen sah sich Humajun genöthigt, den Rückzug anzutreten. Aber Schier Khan hatte unterdessen Tschunar und Benares wieder genommen; er war Herr von ganz Behar und seine Posten dehnten sich den Ganges hinauf bis Kanudsch aus; er war jetzt in der Belagerung von Dschuanpur begriffen und nahm, um seine Macht noch weiter darzulegen, den Königstitel an (1538).

Bei Monghir ward ein Truppentheil, den Humajun unter einem seiner geschicktesten Generäle vorausgeschickt hatte, von einem ihm von Schier Khan entgegengeschickten Corps überfallen und geschlagen. Der Kaiser selbst hatte Buxar, auf dem rechten Ufer des Ganges halbwegs zwischen Patna und Benares, erreicht, als er entdeckte, daß Schier Schah ihm den Rückzug abzuschneiden versuchte. Da Letzterer an diesem Tage fünfunddreißig Meilen marschirt war, drang man in Humajun, ihn sofort anzugreifen; aber er ging auf diesen Rath nicht ein, und am nächsten Tag hatte sich Schier Schah in seiner Stellung verschanzt. Humajun folgte seinem Beispiel und fing dann an, eine Schiffbrücke über den Ganges zu schlagen. Schier Schah ließ ihn ungestört zwei Monate daran bauen; aber dann verließ er heimlich mit einem großen Theil seiner Truppen seine feste Stellung, schlich sich in den Rücken der Stellung Humajun's und griff, nach einem Nachtmarsch, mit Tagesanbruch das feindliche Lager von drei verschiedenen Seiten an. Humajun hatte gerade noch Zeit, aufs Pferd zu springen; er machte Anstalten, sich den Stürmenden entgegenzuwerfen, als seine Hauptleute in ihn drangen, auf seine Sicherheit zu denken, und einer derselben sein Roß beim Zaum ergriff und ihn nach dem Ufer zog. Der Fürst sprengte in den Strom, um hinüberzuschwimmen; ehe er aber das andere Ufer erreichte, verlor sein Pferd die Kraft und sank, und auch der Monarch wäre verloren gewesen, wenn nicht ein Wasserträger, der vermittelst eines aufgeblasenen Schlauchs übersetzte, ihn über dem Wasser erhalten und ans Land ge-

bracht hätte. Humajun selbst rettete sich nach Agra; aber sein ganzes Heer ward niedergehauen oder ertrank, und seine Königin fiel in die Gefangenschaft Schier Schahs, der sie mit dem größten Zartgefühl behandelte und sie an einen sichern Ort schickte (1539).

Schier Schah begann jetzt seine Operationen in Bengalen von Neuem, und Humajun sammelte mit Hilfe seines Bruders Kamran ein frisches Heer, mit dem er nach Kanudsch vorrückte. Schier Schah hielt das andere Ufer des Ganges besetzt, und da Humajun's Truppen zu desertiren anfingen, ging er auf einer Schiffbrücke über den Fluß und griff den Feind an. Das Glück zeigte sich ihm wieder ungünstig; sein Heer ward vollständig geschlagen und in den Ganges gesprengt. Da Humajun's Pferd verwundet war, bestieg er einen Elephanten, dem er begegnete; aber der Führer weigerte sich, mit demselben den Uebergang über den Fluß zu versuchen; der König schleuderte ihn darauf von seinem Sitz auf dem Halse des Thieres herunter und übertrug seine Stelle einem Verschnittenen, der sich zufällig ebenfalls auf dem Elephanten befand. Sie gingen in den Strom und erreichten das andere Ufer, das jedoch zu steil zum Erklettern war und der König hätte umkommen können, wenn nicht zwei Soldaten ihre Turbane zusammengebunden und ihn so hinaufgezogen hätten. Er erreichte dann nicht ohne Schwierigkeit Agra (1540).

Das indische Reich war nun verloren; denn Kamran überließ das Pendschab an Schier Schah und zog sich, Humajun seinem Schicksal überlassend, nach Kabul zurück. Nach einem vergeblichen Versuch, seine Herrschaft in Sind zur Anerkennung zu bringen, entschloß sich Humajun, den Schutz Maldeo's, des Radschah von Marwar, zu beanspruchen. Er brach auf, um durch die Sandwüste zu marschiren, erfuhr aber bei seiner Ankunft in Dschodpur, daß er von dem Radschah nichts zu erwarten habe. Nun faßte er den Entschluß, sich nach Emercot, einem Fort am Indus, zu begeben. Auf dem Weg dorthin durch die Wüste hatten er und sein Gefolge die größten Leiden auszustehen. Um Wasser zu erlangen, mußten sie sich mit den Dorfbewohnern schlagen, denen es so kostbar wie Gold war, und um ihre Leiden voll zu machen, erfuhren sie bald, daß eine zahlreiche Schaar Reiter unter Maldeo's Sohn sie verfolge und daß ein Theil derselben die Brunnen in Besitz genommen, auf denen ihre letzte Hoffnung der Rettung beruhte. Sie waren nun in Verzweiflung;

aber der Sohn des Radschah war großmüthig. Er kam ihnen mit einer weißen Fahne entgegen, und nachdem er ihnen sanfte Vorwürfe darüber gemacht, daß sie das Gebiet der Hindu betreten und Rinder in demselben geschlachtet hätten, versah er sie mit Wasser und ließ sie ruhig ihres Weges ziehen. Aber immer noch waren die Gefahren der Wüste zu überstehen; Alle hatten viel zu erdulden; Viele starben und Humajun hatte nur sieben Begleiter bei sich, als er Emercot erreichte. Andere schlossen sich ihm jedoch nach wenigen Tagen an, und er fand bei Rana Persad, dem Hindufürsten von Emercot, eine herzliche und freundliche Aufnahme.

In Emercot ward ihm ein Sohn geboren, der berühmte Akbar. Seine Mutter war eine persische Dame, die Humajun bei einem Feste gesehen, welches die Mutter seines Bruders Hindal ihm zu Ehren gab. Ihre Schönheit fiel ihm auf und da er erfuhr, daß sie nicht versprochen sei, warb er um sie und vermählte sich mit ihr. Sie war in ihrer Schwangerschaft sehr weit vorgeschritten, als er durch die Wüste reisen mußte. Einer der Officiere, der ihr ein Pferd geliehen, und dessen eigenes müde geworden war, war roh genug, sie zum Absteigen zu zwingen und Humajun mußte sie auf sein eigenes Pferd setzen und nebenhergehen, bis sie einem Packkameel begegneten. Bei Akbar's Geburt war der Vater zufällig nicht in Emercot. Bei solchen Gelegenheiten ist es Gebrauch, daß der Vater Geschenke unter seine Freunde austheilt; aber Humajun hatte, als er die Nachricht empfing, nichts als eine Blase Moschus. Diese öffnete er und vertheilte sie, mit dem Wunsche, daß der Ruhm seines Sohnes sich durch die Welt verbreiten möge, wie dieser Duft.

Humajun konnte nicht mehr als hundert Mann zu einem Einfall in Sind zusammenbringen, aber Radschah Persad stieß mit seinen Truppen zu ihm und als er erst über die Grenze war, zogen ihm noch andere Hinduradschahs zu, sodaß seine Streitmacht sich zuletzt auf fünfzehntausend Pferde belief. Misgeschick oder Unklugheit waren jedoch schuld daran, daß er nicht den mindesten Vortheil davon zog. Einer seiner Mogulen beleidigte Persad und dieser erhielt so wenig Genugthuung, als er sich beim Kaiser beklagte, daß er und seine Freunde das Lager verließen. Humajun, nun nicht länger im Stande, sich in Sind zu halten, beschloß, wo möglich nach Kandahar zu gelangen, wo sein Bruder Mirza Askeri damals für Kamran befehligte. Er gab vor, den Plan zu hegen, seinen

Sohn Akbar dort zu lassen und selbst nach Mekka zu pilgern. Er war in Schal, hundertunddreißig Meilen von Kandahar, angekommen, als ein von einem seiner Freunde abgeschickter Reiter in größter Eile herangesprengt kam und ihm meldete, daß Askeri im Anzuge sei, um ihn gefangenzunehmen. Er fand nur noch Zeit, seine Königin vor sich aufs Pferd zu setzen und zu fliehen, während er den Sohn der Gnade des Oheims überlassen mußte. Als Askeri erschien, gab er vor, nur freundliche Absichten gehabt zu haben. Er behandelte seinen kleinen Neffen sehr liebevoll und nahm ihn mit sich nach Kandahar. Humajun rettete sich nach Sistan, dessen Statthalter ihn nach Herat schickte, um dort die weiteren Befehle des Schahs von Persien zu erwarten (1543).

Der damalige Beherrscher von Persien war Schah Tahmasp, der zweite der Suffidynastie. Er lud Humajun an den Hof und behandelte ihn mit der größten Achtung. Aber Schah Tahmasp war ein bigotter Schiit und bestand darauf, daß der verbannte Monarch seinen Glauben annehme. Gleich bei der ersten Zusammenkunft forderte Tahmasp ihn auf, die rothe Mütze, die die Bekenner dieses Glaubens auszeichnende Tracht, aufzusetzen. Er gab dazu seine Zustimmung und eine Fanfare verkündigte dieses wichtige Ereigniß der Welt. In Bezug auf das Glaubensbekenntniß selbst scheint Humajun nicht so fügsam gewesen zu sein, denn als am nächsten Tage Tahmasp, auf einer Reise begriffen, vor Humajun's Palast vorbeikam und Letzterer unter der Pforte erschien, um ihn zu begrüßen, beachtete er ihn nicht. Einige Tage später erhielt er eine große Menge Brennholz zugeschickt, mit dem Bedeuten, dies werde ihm zum Scheiterhaufen dienen, wenn er den Uebertritt länger verweigere. Auf seinen Wunsch, seine Wallfahrt antreten zu dürfen, erfolgte ein entschiedenes Nein, und man setzte hinzu, daß er entweder ein Schiit werden oder die Folgen auf sich nehmen müsse.

Endlich gab Humajun's Festigkeit nach und er unterzeichnete ein schriftliches Glaubensbekenntniß der Schiiten, wahrscheinlich verbunden mit einer Verpflichtung, diesen Glauben in Indien einzuführen und dem König von Persien Kandahar zu überlassen, wenn er es durch seine Hilfe erobern sollte. Zu diesem Zwecke versprach Tahmasp, einen Zuzug von zwölftausend Reitern zu leisten und als nach einigem Verzug Humajun wirklich mit sieben Begleitern aufbrach (1545), schlossen sich ihm in

Sistan vierzehntausend persische Reiter an, geführt von dem Sohne des Schahs, Morad Mirza. Sie nahmen die Burg Bost am Flusse Helmund ein und marschirten von dort, ohne Widerstand zu finden, gegen Kandahar, welches Askeri fünf Monate gegen sie vertheidigte. Da sich noch keiner der einheimischen Häuptlinge Humajun angeschlossen, sprachen die Perser schon von Aufheben der Belagerung und von Rückzug; aber jetzt gerade fanden sich Anhänger ein, und da die Besatzung Hungersnoth litt, flüchtete sich ein Theil aus der Stadt, während Andere zu den Belagerern übergingen. Auf diese Weise sah sich Askeri genöthigt, sich zu ergeben, und die Burg und die darin befindlichen Schätze wurden den Persern überlassen. Nach Zurücklassung einer Besatzung unter Morad Mirza kehrte dann der größere Theil der Armee wieder heim. Da aber der Prinz unerwartet starb, gelang es Humajun, in die Stadt zu dringen, wo er einen Theil der Besatzung über die Klinge springen ließ und aus Gnade dem Rest abzuziehen erlaubte.

Humajun rückte nun gegen Kabul vor, das Kamran vor ihm räumte; aber während Ersterer auf einem neuen Kriegszug abwesend war, kehrte Jener zurück und eroberte die Stadt wieder, und als Humajun ihn bebelagerte, war er grausam genug, den jungen Akbar dem Feuer der Geschütze seines Vaters auszusetzen. Er ward jedoch abermals gezwungen, zu fliehen; dann ergab er sich und erhielt Verzeihung; er empörte sich wieder, schlug Humajun und setzte sich abermals in Besitz von Kabul, das er noch einmal meiden mußte. Zuletzt (1553) suchte er Zuflucht bei den Guckars, die ihn seinem Bruder auslieferten. Die ersten zwei oder drei Tage behandelte ihn Humajun mit vieler Freundlichkeit; aber dann beschloß er, ihn blenden zu lassen. Die Operation ward, wie gewöhnlich, durch wiederholtes Durchbohren der Augen mit Lanzetten vollzogen. Dies ertrug Kamran geduldig; aber als ihm Citronensaft und Salz in die Augen gerieben wurde, rief er aus: „o Herr mein Gott! die Sünden, die ich begangen habe, sind reichlich auf dieser Welt bestraft worden; habe Erbarmen mit mir in der nächsten." Er pilgerte nach Mekka, wo er starb.

Da die Verhältnisse in Indien sich jetzt günstig gestalteten, glaubte Humajun, einen Versuch wagen zu dürfen, seine Herrschaft über dieses Land wieder herzustellen. Er unterwarf das Pendschab (1555) und

ein Sieg bei Sirhind öffnete ihm den Weg nach Delhi und Agra. Er genoß jedoch sein Glück nicht lange. Ungefähr sechs Monate nach seiner Rückkehr nach Delhi ging er auf der Terrasse seiner Bibliothek spazieren und stieg die Treppe hinab (die sich an der Außenseite des Gebäudes befand), als er den Ruf zum Gebete hörte. Er blieb stehen, sagte das Glaubensbekenntniß her und setzte sich auf die Stufen, bis der Rufer fertig sein würde. Als er mit Hilfe seines Stabes wieder aufstehen wollte, glitt dieser auf dem Marmor aus und er stürzte über die niedrige Seitenwand der Treppe hinunter. Er war von dem Fall betäubt und verschied am vierten Tage, im neunundvierzigsten Jahre seines ereignißvollen Lebens und im sechsundzwanzigsten seiner Regierung.

Wir müssen nun auf die in Indien während der sechzehnjährigen Abwesenheit des Schahs Humajun stattgefundenen Ereignisse einen Blick zurückwerfen.

Nachdem Schier Schah von dem Pendschab Besitz genommen und einen Aufstand in Bengalen unterdrückt hatte, wendete er seine Waffen gegen die südlichen Hindustaaten und unterwarf Malwa. Später belagerte er die Festung Raisin, welche ein Hinduhäuptling vertheidigte. Die Garnison bot, gegen Gestattung freien Abzugs mit allem ihrem Eigenthum, die Uebergabe an. Der Belagerer ging auf diese Bedingung ein und viertausend Radschputen räumten die Festung und bezogen in geringer Entfernung ein Lager. Aber Schier Schah ließ sich durch das Zureden einiger mohamedanischen Rechtsgelehrten verleiten, den Vertrag zu brechen, und umzingelte sie mit seinen Truppen, die unter ihnen ein großes Blutbad anrichteten. Die Radschputen fielen bis auf den letzten Mann, aber nicht ungerächt, da die doppelte Zahl Angreifer auf dem Platze blieb. Kein mohamedanischer Fürst außer Timur hatte sich bis jetzt einer so grausamen Treulosigkeit in Indien schuldig gemacht, und sie ward auch zuletzt die Ursache des Todes ihres Urhebers. Denn als er das Fort Kalingar belagerte, dessen Radschah keine Bedingungen annehmen wollte, da man der Verletzung derselben sicher sein konnte, und selbst das Feuer der Artillerie leitete, traf eine feindliche Kugel ein Pulvermagazin, daß es in die Luft flog und dabei den Schah so beschädigte, daß er nur noch wenige Stunden lebte. In dieser Zwischenzeit fiel die Festung und Schier Schah, der nicht aufgehört hatte, die Operation zu

leiten, rief wie Epaminondas und Wolfe: „gepriesen sei der allmächtige Gott" und verschied (1545).

Obgleich Schier Schah nur fünf Jahre regierte, führte er im Innern des Staates mehr Verbesserungen durch, als die meisten Monarchen, welche den Thron viel länger besessen hatten. Sein Hauptwerk war eine prachtvolle Kunststraße von Bengalen bis nahe an den Indus, versehen mit Karavanseraien auf jeder Station, mit Brunnen alle anderthalb Meilen und mit Moscheen, in denen Priester und Ausrufer nicht fehlten. Diese ganze Straße entlang waren Baumreihen gepflanzt, um den Reisenden Schatten zu geben. Er führte auch zuerst Reitposten zur Beförderung von Nachrichten und Briefen ein. Die öffentliche Sicherheit während seiner Regierung war so groß, daß, wie erzählt wird, Reisende und Kaufleute ihre Güter auf der Landstraße hinlegten und ohne Furcht neben ihnen schliefen.

Edil Khan, der älteste Sohn Schier Schahs, ein Prinz von schwachem Charakter, ließ sich bewegen, unter der Bedingung, die Landschaft Biana als Eigenthum zu erhalten, seinen Ansprüchen zu Gunsten seines Bruders Dschelal Khan zu entsagen. Vier der vornehmsten Omras wurden Bürgen für dieses Uebereinkommen und als Selim (welchen Namen Dschelal bei seinem Regierungsantritt angenommen) Anlaß zu dem Glauben gab, daß er den Vertrag verletzen wolle, griffen sie gegen ihn zu den Waffen. Er besiegte sie jedoch und der Rest seiner Regierung verlief ruhig. Nach dem Tode Selim's (1553) wurde sein einziger Sohn, ein Kind von zwölf Jahren, von seinem Onkel Mohamed Khan ermordet und dieser bestieg nun den Thron. Er erwies sich als ein Fürst von dem verabscheuungswürdigsten Charakter, unwissend, in gemeiner Gesellschaft Genuß findend, und rohen Ausschweifungen ergeben. Sein erster Minister war ein Hindu, Namens Hemu, der ursprünglich im Besitz eines kleinen Ladens gewesen war, und dessen Aussehen, wie erzählt wird, noch gemeiner war, als seine Herkunft. Aber Hemu war ein Mann von Talent und Entschlossenheit und leitete, solange sein Herr lebte, mit Geschick die Angelegenheiten desselben.

Mohameds Verschwendung erschöpfte rasch den kaiserlichen Schatz. Um seine Bedürfnisse zu befriedigen, oder vielmehr um seine Günstlinge zu bereichern, begann er nun, die Statthalterschaften und Ländereien

seines Adels einzuziehen. Sofort brachen Aufstände aus. Ibrahim Sur, ein Mitglied seiner eigenen Familie, bemächtigte sich Delhis und Agras. Ein anderer Verwandter, Sekunder Sur, machte sich im Pendschab unabhängig. Alsdann stand der Statthalter von Bengalen auf und während Hemu Anstalten machte, gegen ihn zu ziehen, erfuhr er, daß Malwa den Gehorsam aufgekündigt hatte und daß Humajun in Indien eingefallen war, Sekunder geschlagen und Delhi und Agra genommen hatte. Hemu rückte dem Statthalter von Bengalen entgegen, brachte ihm eine Niederlage bei und machte ihn zum Gefangenen. Schon war er im Begriff, gegen Humajun zu ziehen, als er Nachricht von dem Tode dieses Monarchen und der Thronbesteigung seines Sohnes Akbar empfing, welcher Letztere sich damals im Pendschab befand. Von dieser Kunde in seinem Vertrauen bestärkt, rückte er ohne Halt zu machen vor. Sein Heer nahm täglich zu an Zahl; er eroberte Agra durch Belagerung, schlug Humajun's mongolische Truppen vor den Mauern von Delhi, besetzte diese Stadt und rückte dann gegen Lahore vor. Akbar war erst dreizehn Jahre alt; die allgemeine Stimmung an seinem Hofe war zu Gunsten eines Rückzugs nach Kabul; aber Biram Khan, einer der tüchtigsten und treuesten Feldherren seines Vaters, dem er die Leitung seiner Angelegenheiten anvertraut hatte, verwarf diese zaghaften Vorschläge. Mit einer weit geringern Streitmacht rückte er Hemu entgegen und stieß auf ihn bei Paniput. Das indische Heer erlitt, trotz des Talentes und des Muthes seines Anführers, eine Niederlage und Hemu selbst gerieth in Gefangenschaft (1556). Mohameds Regierung war damit thatsächlich zu Ende, und er selbst fiel kurz darauf in einem Gefecht gegen einen anderen Rebellen in Bengalen.

Siebentes Kapitel.

Zerfall des Reiches. — Das Bahmenireich. — Schiiten und Sunniten. — Bidschapur. — Ahmednugur. — Bidr. — Golkonda. — Elltschpur. — Schlacht von Talicote — Guserat. — Die Radschputenstaaten.

Wie wir bereits sahen, begann das Afghanenreich in Indien unter der Regierung Mohamed Toglak's zu zerfallen. Da seine Wiedereroberung und Vereinigung lange Zeit die Waffen und die Politik des Hauses Timur beschäftigte, so ist es der größern Klarheit wegen nothwendig, einen Ueberblick über die Staaten, die sich daraus gebildet hatten und über die allgemeine Ausdehnung und den allgemeinen Charakter der mohamedanischen Herrschaft in Indien zu gewinnen.

Als Mohamed den Thron bestieg, umfaßte das Afghanenreich in Indien den ganzen festländischen Theil dieses Landes, den wir Hindustan genannt haben, mit Einschluß von Guserat und Bengalen; nur die Radschputenstaaten waren ununterjocht. Im Dekan befand sich der ausgedehnte Waldstrich Orissa, der sich fünfhundert Meilen weit vom Ganges bis zum Gedaweri erstreckt und sich drei- bis vierhundert Meilen weit ins Innere ausdehnt, immer noch in den Händen der wilden Ureinwohner. Der ganze übrige Rest des Dekan mit Ausnahme eines schmalen Streifs an der Westküste und des südlichen Endes erkannte die Oberherrschaft des Hofes zu Delhi an.

Mit dem Aufstand von Bengalen begann der Zerfall des Reiches. Die Hindu bemächtigten sich wieder Telinganas und Karnatiks, indem sie die Herrschaft der Mohamedaner im Dekan auf das Gebiet einschränkten, das südlich vom Kischna und östlich von dem Meridian von Heiderabad begrenzt wird, und bildeten aus ihren Eroberungen die Staaten Warangol im Norden und Bedschajanugur im Süden. Darauf folgte der Mohamedaneraufstand im Dekan, welcher der Botmäßigkeit des Hofes von Delhi südlich vom Nerbudda ein Ende machte. Dies war der Zustand des Reiches beim Tode Mohamed's und er behielt diese verminderte Ausdehnung bis unmittelbar vor dem Einfall Timur's, wo Guserat und Malwa ihre Selbstständigkeit behaupteten, und sich noch ein dritter unabhängiger Staat bildete, Namens Dschuanpur, der aus dem Land am Ganges bis in die Mitte von Audh hinein bestand. Nachdem Timur

Indien verlassen hatte, warfen die noch übrigen Provinzen das Joch ab und das Reich beschränkte sich auf den District um Delhi.

Das Bahmenireich, begründet von Hussun Gangu im Dekan*), bestand ungefähr hundertsiebenzig Jahre und während dieser ganzen Zeit saßen seine Nachkommen auf dem Throne. Sie führten Krieg gegen die beiden Hindustaaten Warangol und Bedschajanugur, wobei ersterer seine Unabhängigkeit und letzterer den Landstrich zwischen den Flüssen Kischna und Tombudra verlor. Aber an ihrem Hofe und in ihrem Heere machten sich Glaubenszwistigkeiten geltend, welche schließlich den Zerfall des Staates herbeiführten. Dies war die Rivalität zwischen den beiden Secten der Schiiten und Sunniten, welche, wie der Leser jedenfalls weiß, die mohamedanische Kirche trennen, indem letztere die ersten drei Kalifen als rechtmäßige Nachfolger des Propheten anerkennen, die ersteren sie aber als Usurpatoren betrachten und behaupten, Ali, der vierte Kalif, sei der einzige rechtmäßige. Wie wir glauben, bekennen sich nur die Perser als Nation zu dem Schiitenglauben; alle übrigen Mohamedaner und vornehmlich die osmanischen Türken sind Sunniten. Da die Hofleute und das Heer aus dem Hause Bahmeni aus verschiedenen Ländern stammten und Perser, Afghanen, Türken, Mongolen und sogar Georgier und Circassier sich darunter befanden, so gab es unter denselben natürlich Anhänger beider Secten. Aber später kamen außer den Ausländern die Dekanis oder eingeborenen Truppen hinzu, die Nachkommen der Eroberer, und diese gehörten zu den Sunniten, ebenso wie die Abassinier, die in großer Anzahl über das Meer kamen, um Dienste bei den Bahmenikönigen zu nehmen. Diese hielten immer zu den Dekanis gegen die übrigen Fremden, die meistens Schiiten waren. Die Folge dieses Zwiespalts war, daß, als im natürlichen Verlauf der Dinge im Orient die Bahmenikönige entarteten und nicht länger im Stande waren, die streitenden Parteien im Zaume zu halten, Jussuff Edil Khan, ein Türke, der an der Spitze der Ausländer stand, sich, als die Dekanis über ihn und seine Partei die Oberhand behalten hatten, in seine Statthalterschaft nach Bidschapur zurückzog, wo er sich unabhängig machte und die Dynastie Edil Schahs stiftete. Bald darauf fiel Nisam-el-Mulk, der Anführer der Dekanis,

---

*) S. oben S. 48.

von der Mörderhand eines Türken, Namens Kasim Barid, worauf sein Sohn Ahmed sich ebenfalls empörte und einen Staat gründete, dessen Hauptstadt er Ahmednugur nannte. Da Kasim Barid auf diese Weise am Hofe die Oberhand behalten, fuhr er fort, unter dem Namen einer Reihenfolge königlicher Puppen zu herrschen; aber sein Sohn Emir Barid warf, des Scheines überdrüssig geworden, die Maske ab, machte der Bahmenidynastie ein Ende und ward der erste der Bariddynastie in Bidr. Zwei andere Häuptlinge machten sich ebenfalls unabhängig; der eine, Kutb Kuli, ein Turkmane aus Persien, stiftete die Dynastie des Kutb Schah in Golkonda, der andere, Emiad el Mulk, aus einer bekehrten Hindufamilie, die des Emiad Schah in Elidschpur in Berar.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß diese Staaten in beständigem Krieg mit einander und den benachbarten Hindustaaten lagen. Endlich veranlaßte sie ihre Eifersucht gegen den Radschah von Bedschajanugur für eine Zeit lang zur Einigkeit. Sie ließen ihre Truppen zusammenstoßen, um ihn anzugreifen, schlugen ihn in einer blutigen Schlacht bei Talicote am Kischna, machten ihn zum Gefangenen, richteten ihn mit kaltem Blute hin und machten seinem Reiche ein Ende. Sie zogen jedoch wegen ihrer gegenseitigen Eifersüchteleien wenig Nutzen aus diesem Siege, und verschiedene kleine Staaten bildeten sich aus den Trümmern seines Königreiches. Die Könige von Golkonda dehnten allein ihre Besitzungen aus; sie unterwarfen ganz Warangol und eroberten das Karnatik bis zum Flusse Penar im Süden.

Das Königreich Guserat ward trotz seiner Kleinheit der wichtigste der mohamedanischen Staaten außerhalb des Dekan; denn Bengalen spielt, wahrscheinlich in Folge des energielosen Charakters seiner Bewohner, trotz seines Reichthums und seiner räumlichen Ausdehnung, in keiner Zeit der indischen Geschichte eine hervorragende Rolle in militairischer Hinsicht. Die Könige von Guserat unterwarfen Malwa und verbanden es mit ihrem Reiche; sie schlugen oft die Radschputen, brachten Kandesch unter ihre Oberherrschaft, ließen sich von den Königen von Berar und Ahmednugur huldigen und führten häufig zur See Krieg mit den Portugiesen.

Die eingeborenen Hindustaaten außerhalb des Dekan waren damals und sind heute noch die der Radschputen, d. h. der Fürstensöhne. Sie

scheinen, wie sie auch selbst behaupten, die Nachkommen der Kschatrias nach den Gesetzen Menu's zu sein. In den von den Mohamedanern unterworfenen Staaten verschwanden sie in der Masse des Volks und widmeten sich fast ausschließlich dem Ackerbau; aber wo die Beschaffenheit des Landes sie begünstigte, bewahrten sie ihre Unabhängigkeit.

Das im Besitz der Radschputen befindliche Land liegt zwischen dem Indus und dem Dschumna, im Süden von dem Windhyagebirge begrenzt, und erstreckt sich nördlich bis zum Parallelkreis von Delhi. Es schließt die Sandwüste und einen großen Theil von Centralindien in sich und wird von dem Arawallihöhenzuge in zwei Hälften getheilt. Oestlich von diesen Höhen liegen, von Norden nach Süden gezählt, Mewat, Dscheipur, Adschmir, Harauti und Mewar, Bundelkund und Malwa mit vielen starken Städten und Festungen, wie Dscheidipur und Adschmir, Audipur und Tschilor in Mewar, Udschen und Bopal in Malwa, Kalindscher in Bundelkund, Rintambor, Gwalior und viele andere. Der allgemeine Name für das Radschputenland westlich von dem Arawalligebirge ist Marwar; es enthält die Staaten Dschodpur, Dschesalmir, Bikanir und einige kleinere. Da sie in der Wüste liegen, hat ihre Umgebung sie immer beschützt, während die östlich von dem Gebirge gelegenen von den Mohamedanern manchmal unterworfen, manchmal zinspflichtig gemacht worden sind.

Die Radschputen theilen sich in Clane. Eine Art Lehenswesen ist unter ihnen eingeführt, indem der Gründer jedes Staates, nachdem er sich ein bestimmtes königliches Hausgut vorbehalten, das übrige Land unter der Bedingung des Gehorsams und der Heerfolge unter seine Verwandten vertheilt hat. Diese vertheilten ihre Ländereien nun wieder auf ähnliche Bedingungen und auf diese Weise bildete sich die Reihenfolge von einander abhängiger Existenzen, wie in den Lehensstaaten Europa's. Es ist von Interesse, zu beobachten, wie ähnliche Einrichtungen auch einen ähnlichen Charakter hervorgebracht zu haben scheinen. Die Radschputen besaßen Ahnenstolz, Großherzigkeit und romantische Neigungen; sie hörten mit Genuß den feurigen Liedern ihrer Barden zu; sie behandelten ihre Frauen mit einem im Orient seltenen Grad von Achtung; sie richteten sich in der Behandlung der Feinde nach den strengen Regeln der Ehre*).

*) Der letzte große Krieg unter den Radschputen hatte eine romantische Entstehung; er entspann sich zwischen den Radschahs von Dschod-

Der eben gegebene Umriß wird, hoffen wir, den Leser in Stand setzen, sich einen leidlich klaren Begriff von dem politischen Zustande Indiens zur Zeit der Thronbesteigung Akbar's zu machen. Da dieser Monarch in politischen Dingen sehr viel umgestaltete, so verschieben wir unsere Darstellung des socialen und politischen Zustandes Indiens, bis wir die Ereignisse seiner Regierung erzählt haben.

Achtes Kapitel.

Akbar. — Biram Khan. — Unterwerfung verschiedener Häuptlinge. — Asof Khan. — Belagerung von Tschitor. — Verheirathungen mit Radschputenfamilien. — Unterwerfung von Guserat. — Verwegenheit Akbar's. — Unterwerfung von Bengalen. — Wiedereroberung von Kabul.

Mit Akbar wird die Geschichte Indiens abermals zu der eines mächtigen und geordneten Reiches. Dieser edelste und größte aller orientalischen Monarchen, gleich ausgezeichnet durch Tapferkeit, Unternehmungsgeist, Talente und Großherzigkeit, brachte ganz Hindustan zum Gehorsam und verlieh ihm weise Gesetze und politische Einrichtungen. Viele Jahre blieb er jedoch in Kämpfe mit den verschiedenen unbotmäßigen Häuptlingen verwickelt, und die Aufzählung aller seiner Feldzüge würde den Leser nur ermüden.

Da Akbar erst vierzehn Jahre alt war, als er die Krone erbte, mußte die Regierung, obgleich er merkwürdig männlich und klug für sein Alter war, von Biram Khan verwaltet werden, dessen Obhut ihm sein Vater anvertraut hatte und der nun den Titel Khan Baba, d. h. gnädiger Vater, als Vormund des regierenden Fürsten erhielt.

Biram war von Geburt ein Türke. Er hatte an Humajun durch alle Glückswechsel treu festgehalten und seine Anhänglichkeit an Akbar war ebenso fest. Aber er war zur Willkür geneigt und von hochmüthigem und anmaßendem Wesen. Die Omras, die ihn nur als ihres Gleichen betrachteten, duldeten widerwillig seine auf so beleidigende Art an

---

pur und Dscheidipur um die Hand einer Prinzessin von Audipur. Einen sehr ausführlichen Bericht über dieses Volk findet man in Oberst Tods „Rajasthan."

den Tag gelegte Ueberlegenheit, und Unzufriedenheit herrschte am Hofe und im Lager. Außerdem beging er einige so schreiende Ungerechtigkeiten, daß man vernünftigen Grund zur Besorgniß und Klage haben konnte. So benutzte er Akbar's Abwesenheit auf einer Falkenjagd, um Tardi Beg hinrichten zu lassen, den General, der Delhi an Hemu verloren hatte, obgleich er einer von Akbar's Günstlingen und Humajun ebenso treu gewesen war wie der jetzige Vormund. Ein anderer Omra, der ihm zu widersprechen wagte, verlor ebenfalls unter einem geringfügigen Vorwande das Leben, und des Königs eigener Lehrer, Bir Mohamed, entging kaum demselben Schicksal und mußte eine Wallfahrt nach Mekka antreten.

Akbar ward bald der Vormundschaft, unter der er sich befand, müde. Nachdem er mit einigen seiner Freunde seine Pläne besprochen, begab er sich von einer Jagd unter dem Vorwande, daß seine Mutter erkrankt sei, nach Delhi. Dort angelangt und nicht mehr im Bereich Biram's erließ er eine Proclamation, in welcher er anzeigte, daß er die Regierung selbst in die Hände genommen und allen anderen Befehlen als seinen eigenen zu gehorchen verbot (1560). Biram wußte nicht, was er thun sollte; er sah sich bald verlassen, und die Anerbietungen, die er dem König machte, wurden verworfen. Anfangs ging er mit dem Plane um, sich in Malwa unabhängig zu machen; aber er gab ihn auf und reiste nach Nadschor, in der Absicht, sich in Guserat einzuschiffen und nach Mekka zu pilgern. Bei seiner Ankunft in Nadschor fand er eine Botschaft des Königs vor, die ihn seiner Aemter entließ und ihn anwies, seine Pilgerfahrt fortzusetzen. Er schickte seine Standarten, Pauken und andere Amtsinsignien dem König und begab sich nach Guserat; aber hier fand er neue Ursache zum Zorn, versammelte einige Truppen und versuchte, sich des Pendschabs zu bemächtigen. Akbar rückte selbst gegen ihn ins Feld; Biram ward geschlagen und sah sich gezwungen, die Gnade seines Fürsten in Anspruch zu nehmen. Akbar, der zu allen Zeiten großmüthig handelte, schickte einige seiner vornehmsten Adeligen ab, um ihn in Empfang zu nehmen und nach dem königlichen Zelte zu geleiten. Biram warf sich hier seinem Herrn zu Füßen und fing laut an, zu schluchzen. Akbar hob ihn auf, ließ ihn zu seiner Rechten sitzen, gab ihm ein Ehrenkleid und ließ ihm die Wahl zwischen einer großen Statthalterschaft, einer

hohen Stellung am Hofe, oder einer ehrenvollen Pilgerfahrt nach Mekka. Stolz oder Klugheit rieth, das Letztere zu wählen; ein reichlicher Gnadengehalt wurde ihm ausgesetzt und er trat die Reise nach Guserat an; aber als er sich einschiffen wollte, ermordete ihn ein Afghane, dessen Vater von seiner Hand in der Schlacht gefallen war.

Akbar, ein Jüngling von achtzehn Jahren, hatte jetzt eine schwere Arbeit vor sich. Er mußte unbotmäßige Häuptlinge zum Gehorsam bringen, die verloren gegangenen Besitzungen der Krone wiedererobern und Ordnung in der innern Verwaltung des Staates schaffen. Zur Erreichung dieses Zweckes standen ihm nur die Einkünfte des Pendschabs und des Landes um Delhi und Agra und ein Söldnerheer von Abenteurern zu Gebote, letztere aus allen Weltgegenden zusammengelaufen und daher ohne Anhänglichkeit oder Liebe für seine Person und Sache. Aber gleich seinem Großvater Baber siegte er durch die Energie seines Charakters, durch seine Talente und seine Tugenden über Schwierigkeiten, denen ein Anderer unterlegen wäre.

Ein Sohn des verstorbenen Sultans Mohamed hatte Truppen gesammelt und rückte gegen Tschuanpur vor, wo er durch einen von Akbar's Generalen eine Niederlage erlitt (1560). Aber der Sieger behielt den Antheil des Königs an der Beute zurück, und Akbar sah sich genöthigt, gegen ihn persönlich ins Feld zu rücken. Auf dieselbe Weise ward, als Edam Khan, ein anderer von Akbar's Generalen, Bas Bahader, den Afghanenstatthalter von Malwa, zum Gehorsam gebracht hatte, die Empörung des Siegers nur durch das schnelle Erscheinen des Monarchen vereitelt, der im Lager eintraf, ehe man von seiner Annäherung Kunde hatte. Bas Bahader trat später in den Dienst des Kaisers, der ihn nach seiner Gewohnheit mit vieler Großmuth behandelte.

In dem Heere Akbar's bekleideten viele Usbeken hohe Stellen, und diese, von des Königs Strenge verletzt und auch von dem Vorurtheil erfüllt, er hege eine erbliche Abneigung gegen ihr Volk, verschworen und empörten sich (1564). Andere Häuptlinge schlossen sich ihnen an, namentlich Asof Khan, der vor Kurzem das Hindukönigreich Gurra am Nerbudda unterworfen hatte. Dieses Land stand unter einer Königin, einer Frau von stolzem und hochherzigem Geiste, die ihre Truppen selbst in die Schlacht führte und, als sie sich geschlagen sah und selbst verwundet

war, den Tod durch eigene Hand der Gefangenschaft vorzog. Asof bemächtigte sich ihrer Schätze, die sehr ansehnlich waren, und der Wunsch, sie zu behalten, trieb ihn zum Aufstand.

Der Krieg mit diesen Empörern dauerte zwei Jahre mit wechselndem Erfolg. Endlich, als es Akbar fast gelungen war, sie zum Gehorsam zu bringen, rief ihn ein Einfall seines in Kabul herrschenden Bruders in das Pendschab nach jenem Lande zurück. Während seiner Abwesenheit gewannen die Rebellen das Verlorene wieder; aber nach seiner Rückkehr marschirte er gegen sie, obgleich die Regenzeit bereits eingetreten war, und jagte sie über den Ganges, und während sie sich durch die angeschwollenen und weit aus den Ufern getretenen Fluthen des Stromes für vollkommen gesichert hielten, schwamm Akbar mit Einbruch der Nacht mit nur 2000 Mann auf Pferden und Elephanten hinüber, blieb mit diesen bis zum nächsten Morgen im Versteck und fiel bei Sonnenaufgang über den Feind her. Unvorbereitet überrascht, gerieth dieser in Verwirrung, erlitt eine vollständige Niederlage und floh nach allen Richtungen.

Als Akbar fünfundzwanzig Jahre alt war (1567), hatte er alle aufständischen Häuptlinge durch Gewalt zum Gehorsam gebracht, oder sie durch seine Gnade an sich gefesselt, und er war jetzt in den Stand gesetzt, an Eroberungen zu denken. Die Radschputenstaaten zogen zuerst seine Aufmerksamkeit auf sich und er wendete seine Waffen gegen den Rana von Tschitor, einen Fürsten von schwachem Charakter, der sofort aus Guserat floh und die Vertheidigung der Festung einem Häuptling von großer Tapferkeit und großem Geschick, Namens Tschei Mal, überließ. Akbar näherte sich den Mauern durch Laufgräben und legte zwei Minen an; aber als sie angezündet wurden, explodirte nur die eine sogleich, und erst als die Truppen die Bresche erstiegen, zündete die andere, und ihr Auffliegen richtete so großen Schaden unter den Stürmenden an, daß sie gezwungen waren, vom Angriffe abzustehen und alle Werke von vorn anzufangen. Die Belagerung hätte nun lange dauern können, wenn nicht bei einem nächtlichen Besuch der Laufgräben Akbar den feindlichen Anführer Tschei Mal erblickt hätte, wie er bei Fackelschein die Ausbesserungsarbeiten der Befestigungen leitete. Er legte auf ihn an und schoß ihn durch den Kopf. Die Besatzung verlor durch den Fall ihres Anführers den Muth und machte sich, die Vertheidigung aufgebend, bereit,

sich in der gewöhnlichen Weise der Hindu dem Tode zu weihen. Die Frauen wurden alle mit dem Leichnam Tschei Mal's dem Tode übergeben und die Männer zogen sich in die Tempel zurück, um die Belagerer zu erwarten, die jetzt die unvertheidigte Bresche erstiegen. Akbar, von ihrem verzweifelten Entschluß unterrichtet, ließ von den Truppen ein Feuer aus der Ferne unterhalten, bis er 300 Kriegselephanten in die Stadt gebracht hatte, um sie todtzutreten, und diese Thiere zerstampften sie, wie berichtet wird, unter ihren Füßen wie Heuschrecken, oder schleuderten sie mit dem Rüssel in die Luft, oder zerschmetterten sie an den Mauern. Von der Besatzung und den Bewohnern der Stadt sollen auf diese Weise 30,000 ums Leben gekommen sein.

Im Laufe des folgenden Jahres nahm Akbar die Vesten Ructambor und Kalindscher ein. Aber obgleich er auf diese Weise einige Radschputenfürsten mit den Waffen bekämpfte, ergriff er doch gegen andere mildere und mehr in das Gebiet der Politik gehörende Maßregeln. Zu diesen gehörte der Abschluß von Eheverbindungen mit ihnen. So heirathete er selbst die Töchter der Radschahs von Dscheipur und Merwar und sein ältester Sohn eine andere Prinzessin aus dem Hause Dscheipur. Diese Verbindungen mit der kaiserlichen Familie galten bei den Radschputenfürsten durchaus nicht als ein Verlust der Kaste, sondern als eine Ehre, und nur das Haus Tschitor oder Audipur betrachtete sie in einem andern Lichte, denn es sagte sich deshalb von allen anderen Radschahs los, weil sich dieselben durch eine Verbindung mit den Beherrschern von Delhi erniedrigt hätten.

Wie schon bekannt, war die Provinz Guserat schon seit vielen Jahren ganz unabhängig. Aber jetzt (1572) erhielt Akbar, in Folge der dort herrschenden Verwirrung, von dem Minister des unfähigen Fürsten, in dessen Namen regiert ward, eine Einladung, sich des Reiches zu bemächtigen. Akbar ging auf den Vorschlag ein; in Patan traf er mit dem Schattenkönig zusammen, der ihm seine Krone übergab, und von dort rückte er gegen die Seestadt Surat und belagerte sie. Ehe er sie einschloß, hatten sich einige der früher darin befindlichen aufständischen Häuptlinge aus derselben entfernt, in der Absicht, womöglich zu der Hauptmacht ihrer Truppen zu stoßen. Akbar verfolgte sie mit solcher Uebereilung, daß er eines Tages mit nur 156 Mann auf einen Trupp von mindestens

1000 stieß. Mit der ihm angeborenen Ritterlichkeit stürzte er sich auf sie, ward aber zurückgeschlagen und nahm nun Stellung in einem schmalen Gange zwischen zwei Cactushecken, wo blos zwei Reiter nebeneinander Platz fanden. Hier hielt er sich, obgleich sein Leben in großer Gefahr war, selbst wie ein gemeiner Reiter kämpfend, und schließlich gelang es ihm, die Feinde zum Weichen zu bringen; aber sein Plan, sie an der Vereinigung mit den Truppen zu verhindern, schlug fehl. Surat öffnete ihm jedoch seine Thore und ganz Guserat unterwarf sich.

Akbar kehrte nach Agra zurück; aber er war noch keinen Monat dortgewesen, als er erfuhr, daß einer der aufständischen Häuptlinge, Namens Husum Mirza, wieder in Guserat erschienen sei und den königlichen Statthalter in Ahmedabad, der Hauptstadt der Provinz, belagere. Die Regenzeit war bereits eingetreten und es war deshalb unmöglich, eine große Armee in Marsch zu setzen. Aus diesem Grunde schickte Akbar nur einen auserlesenen Trupp von 2000 Pferden voraus und folgte dann selbst mit 300 seiner Adeligen und Officiere, auf Kameelen, mit einer Schnelligkeit von achtzehn englischen Meilen täglich. In Patan stieß eine andere Abtheilung zu ihm, wodurch seine Streitmacht auf 3000 Pferde und 300 Kameele stieg. Mit diesem unbedeutenden Heere rückte er bis vier Meilen von Ahmedabad vor, wo er die kaiserlichen Trommeln zu rühren befahl. Dies flößte den Aufrührern solchen Schrecken ein, daß es ihren Hauptleuten nur mit großer Mühe gelang, sie vom Fliehen abzuhalten. Nun ließ Hussun 5000 Mann zur Bewachung der Stadt zurück und rückte mit 7000 Reitern dem König entgegen.

Akbar, der unterdessen an den Ufern des Flusses angekommen war, an welchem die Stadt liegt, hatte vergebens gehofft, daß die Besatzung zu ihm übergehen würde, und als er nun sah, daß er sich ganz auf seine eigenen Truppen verlassen müßte, überschritt er kühn den Fluß und stellte seine Truppen auf dem entgegengesetzten Ufer auf, um ihnen jede Möglichkeit des Rückzuges abzuschneiden. Seine Verwegenheit war wie gewöhnlich von Erfolg begleitet; der Feind ward zurückgeworfen und Hussun fiel verwundet in Gefangenschaft. Da Viele sich um die Ehre stritten, ihn gefangengenommen zu haben, frug Akbar ihn, wer es gewesen sei: „Niemand," gab er zur Antwort; „der Fluch der Undankbarkeit hat mich überwunden."

Während der Verfolgung hielt Akbar mit ungefähr 200 Reitern auf einer Höhe. Plötzlich sah er einen großen Reitertrupp nahen und erfuhr bald von den auf Kundschaft Ausgesendeten, daß es die Truppen wären, die zur Bewachung von Ahmedabad zurückgeblieben waren. Seine Leute fingen an, den Muth zu verlieren und an die Flucht zu denken; aber Akbar befahl den Trommlern, den königlichen Marsch zu spielen und stürzte sich den Hügel hinunter auf den Feind, der, in der Meinung, die ganze königliche Armee müsse hinter der Höhe stehen, Kehrt machte und in Eile entfloh. Ihr Führer stürzte vom Pferde und ward von einem Krieger der königlichen Leibwache erschlagen; Hussun fiel durch die Hand eines Radschputenhäuptlings, dessen Obhut er anvertraut war und der ihn aus Rache wegen einer frühern Zwistigkeit ermordete, und nachdem die beiden Führer so beseitigt waren, war der Aufstand zu Ende.

Akbar hielt jetzt (1575) die Gelegenheit für günstig, die reichen Provinzen Behar und Bengalen wieder für das Reich zu gewinnen. Sie waren unabhängig und seit einigen Jahren von Afghanenfürsten regiert; aber der gegenwärtige König, Namens Daud, war ein schwacher Mensch. Akbar hatte ihn genöthigt, sich zur Zahlung eines Tributs zu verpflichten; der wankelmüthige Daud hatte ihm jedoch in einem Augenblicke des Glückes den Gehorsam aufgekündigt. Mitten in der Regenzeit brach Akbar von Agra auf und nahm Behar ohne Widerstand. Die Eroberung Bengalens seinen Generalen überlassend, kehrte er nun nach Agra zurück, und sie zwangen Daud, sich nach Orissa zu flüchten. Ganz Behar und Bengalen wurden auf diese Weise dem Reiche wieder gewonnen (1576) und der letzte Ueberrest der Afghanendynastie in Hindustan war vernichtet. Aber zwei Aufstände, der eine von den Mogulenhauptleuten als sie die Einkünfte der Provinz an den Hof abliefern sollten, und der andere von den noch übrigen Afghanen ausgehend, gaben den königlichen Truppen noch einige Jahre Beschäftigung, und erst 1592 war Bengalen ganz zur Ruhe gebracht.

Während dieser Zeit fiel Akbar's Bruder, Hekim, der Statthalter oder vielmehr Regent von Kabul, in das Pendschab ein. Akbar sah sich genöthigt, persönlich gegen ihn zu Felde zu ziehen. Bei seiner Annäherung zog sich Hekim zurück und Akbar nahm Kabul in Besitz. Hekim flüchtete sich in das Gebirge; aber als er sich später unterwarf, gab ihm der groß-

müthige Kaiser seine Statthalterschaft zurück und sein Gehorsam blieb von da an unerschüttert.

Das nächste Ereigniß war ein Aufstand in Guserat unter Anführung Mosaffer's, des frühern Fürsten dieses Landes, der Akbar's General vier Jahre lang beschäftigte.

Neuntes Kapitel.

Akbar. — Eroberung von Kaschmir. — Die Jusofsjis. — Die Ruschenia. — Wiedererwerb von Kandahar. — Einfall in das Dekan. — Tschand Sultana. — Prinz Selim. — Tod Akbar's. — Sein Charakter. — Sein Religionssystem. — Dorfverfassung der Hindu. — Die Staatseinnahmen. — Das Heer. — Königliche Freigebigkeit.

Im Jahre 1585 sah sich Akbar durch den Tod seines Bruders Hekim veranlaßt, sich in Person nach Kabul zu begeben. Dies führte zu einer Reihe von Kämpfen mit den abgehärteten Volksstämmen, die in dem Gebirge nördlich von diesem Lande wohnten. Aber Akbar's erste That war ein von ihm selbst ausgehender Angriff auf das paradiesische Thal Kaschmir und die Eroberung desselben.

Diese Region, die als ein wahres Paradies beschrieben wird, ist ein eine Ebene bildendes Thal im Herzen des Himalajagebirges, rings eingeschlossen von schneebedeckten Alpen und sich eines fast ewigen Frühlings erfreuend. Das Thal und die Abhänge der Hügel sind mit vielen prächtigen und wohlriechenden Blumen und mit von Früchten beladenen Bäumen bedeckt. Wasserreiche Bäche rieseln von den Höhen herunter, um die Ebene zu befeuchten, und bilden daselbst zwei Seen, auf deren Oberfläche zahlreiche künstliche schwimmende Gärten zu erblicken sind. In diesen Seen entspringt der Dschelum, einer der Ströme des Pendschab, der dem Thale durch eine tiefe Schlucht enteilt. Nur durch schwierige Gebirgspässe kann man nach Kaschmir gelangen. Der Weg führt über Felsenkämme, windet sich durch schmale Engnisse, geht an Abgründen hin, in deren Tiefe reißende Ströme rauschen, und wenn der Gipfel des Gebirges erstiegen ist, so findet man ihn oft ungangbar durch den Schnee.

Nachdem Kaschmir seit unvordenklichen Zeiten unter der Herrschaft

von Hindufürsten gestanden hatte, kam es zu Anfang des 14. Jahrhunderts in die Gewalt eines Abenteurers und ward nun von einer Reihe von Moslemfürsten regiert. Uneinigkeit der herrschenden Familie flößte Akbar die Hoffnung ein, sich selbst zum Herrn des herrlichen Landes zu machen, und er schickte von Attok aus, das er vor Kurzem an der Fähre über den Indus erbaut hatte, eine Armee hin. Nachdem diese viele Schwierigkeiten hatte überwinden müssen, drang sie endlich durch einen unbewachten Paß in das Land; aber die Lebensmittel waren ihr ausgegangen und so viele Schwierigkeiten blieben noch zu überwinden übrig, daß die Anführer gern auf einen Vertrag eingingen, welcher die Oberherrschaft Akbar's nur unter der Bedingung anerkannte, daß er sich nicht in die inneren Angelegenheiten des Landes mische. Doch Akbar wollte von so beschränkter Herrschaft nichts wissen und schickte im nächsten Jahre ein zweites Heer ab, welches das ganze Land unterwarf. Der König ward zu einem Würdenträger am Hofe von Delhi ernannt und erhielt eine große Besitzung in Behar. Akbar stattete seiner neuen Eroberung einen sofortigen Besuch ab. Er kam noch zweimal während seiner Regierung hin, und seine Nachfolger wählten sie zu ihrem Lieblingsaufenthalte.

Nachdem Kaschmir auf diese Weise bewältigt war, wendete sich Akbar gegen die Stämme, welche die fruchtbaren Thäler nördlich von der Ebene von Peschawr und in dem Soliman- und Khaibr-Gebirgszuge südlich von dieser Ebene bewohnten. Der herrschende Stamm in dem erstern waren die Jusofsjis, die vor etwa einem Jahrhundert aus der Nachbarschaft von Kandahar vertrieben, sich in dieses Gebirge gezogen und die ursprünglichen Einwohner unterjocht hatten. Die religiöse Secte der Ruschenia oder Aufgeklärten, welche den Koran verwarf, lehrte, es bestehe nichts als Gott, und alle äußerlichen Religionsgebräuche verachtete, hatte in den südlichen Gebirgen die Oberhand.

Akbar schickte zwei seiner besten Generale gegen die Jusofsjis; aber sie wagten sich zu weit in das Gebirge, verirrten sich in den Schluchten und Engnissen, und einer der Anführer, ein Radschput Radschah und großer Liebling des Kaisers, ward erschlagen und die Truppen Beider wurden vernichtet; der Andere entkam allein und zu Fuß. Akbar sendete ein frisches Heer unter anderen Generalen, die einen neuen Feldzugsplan

befolgten. Sie drangen klüglich nicht in das Gebirge ein, sondern legten an verschiedenen Orten befestigte Stellungen an, wodurch sie den Jusofsjis verwehrten, ihren Theil der Ebene anzubauen und sie auf diese Weise zur Unterwerfung zwangen. Einer der beiden Generale, Mar Sing, wendete sich nun gegen die Ruschenias in den südlichen Gebirgen. Er errang theilweise Erfolge; aber im nächsten Jahre (1587) schickte Akbar, während Mar Sing sie vom Norden angriff, einen Truppentheil über den Indus nach der südlichen Seite des Kaibrgebirges, der sie im Rücken faßte. So ward ihr Führer Dschelala vollständig geschlagen. Er unterhielt jedoch den Kampf bis zu seinem Tode im Jahre 1600, und thatsächlich sind die Stämme in dem Gebirge um die Ebene von Peschawr niemals von einer Dynastie Indiens oder Kabuls vollständig unterworfen worden.

In Folge dieses Krieges mit diesen Gebirgsstämmen hielt sich Akbar in den Provinzen am Indus fünfzehn Jahre lang auf. Dieser Kampf beschäftigte jedoch nicht allein seine Aufmerksamkeit und seine Waffen, denn während dieser Zeit brachte er seine Autorität in Sind zur Anerkennung (1592) *) und erwarb er auch Kandahar von Neuem. Denn während der Verwirrung, die in der ersten Zeit der Regierung Akbar's herrschte, war es Schah Tahmasp gelungen, diese Stadt, die Humajun ihm so verrätherisch abgenommen, wiederzugewinnen, und Akbar bemächtigte sich durch Benutzung der in Persien bei der Thronbesteigung von Tahmasps Sohn, Abbas, entstehenden Unordnungen der Stadt von Neuem ohne Schwertstreich.

Die Herrschaft Akbar's erstreckte sich jetzt von den Grenzen Persiens bis an die östlichen Marken von Bengalen, von dem Meere und dem Windhyahöhenzuge bis zu dem gewaltigen Himalayagebirge. Es war das ausgedehnteste Gebiet, das bis dahin ein mohamedanischer Beherrscher in Indien besessen hatte. Auch war noch keines der königlichen Autorität

*) „Das Akbarnameh erwähnt," sagt Elphinstone (II. 261.), „daß der Häuptling von Sind in diesem Kriege portugiesische Truppen verwendet und auch 200 Eingeborne als Europäer eingekleidet hätte. Dies waren also die ersten Sipoys in Indien. Derselbe Häuptling soll auch in einer Veste eine Besatzung von Arabern gehabt haben, das erste mir bekannte Beispiel, wo diese später so beliebten Miethstruppen erwähnt werden."

so vollkommen unterworfen gewesen, denn, mit Ausnahme des Rana von Audipur und der Gebirgsstämme in Afghanistan, waren Alle, sowohl Hindu wie Moslem, gehorsame und getreue Unterthanen oder zinspflichtig.

Es blieb Akbar jetzt nur noch übrig, seine Herrschaft über das Dekan auszudehnen, und hier ward ihm, wie es der gewöhnliche Fall im Orient ist, der Weg durch innere Zwistigkeiten gebahnt. Im Jahre 1595 standen sich nicht weniger als vier Bewerber um den Thron von Ahmednugur bewaffnet gegenüber. Einer rief die kaiserlichen Truppen zu Hilfe; und zwei Heere, das eine von Guserat unter dem Sohne des Kaisers, Morad, und das andere von Malwa aus, erschienen im Dekan und begegneten sich bei Ahmednugur, welche Stadt der Häuptling, der sie gerufen, besessen hatte, aus der er aber mittlerweile vertrieben worden war. Jetzt befand sich in ihrem Besitz die Prinzessin Tschand Sultana, oder Tschand Bibi, als Vormünderin ihres noch im Kindesalter stehenden Neffen. Sie rief sogleich ihren Verwandten, den König von Bedschapur, zur Hilfe und forderte die Häuptlinge der drei rivalisirenden Parteien auf, ihre Feindschaft für eine Zeit zu vergessen und gegen die Eindringlinge zusammenzustehen. Sie folgten ihrem Rufe; einer der Häuptlinge, ein Abassinier, Namens Nihang, schlug sich durch die kaiserlichen Truppen und zog in Ahmednugur ein, während die beiden anderen mit ihren Streitkräften zu dem König von Bedschapur stießen, welcher zum Entsatz der Hauptstadt heranzog. Unterdessen vertheidigte Tschand Bibi diese mit Heldenmuth; sie leitete die Arbeiten, ermuthigte die Arbeiter und scheute sich vor keiner Gefahr. Von den drei Minen, mit denen Prinz Morad unter den Wällen vorgedrungen war, zerstörte sie zwei durch Gegenminen; aber die dritte hatte Erfolg und öffnete eine große Bresche in der Mauer. Die Angreifer rückten zum Sturme vor und die Vertheidiger wichen schon zurück, als Tschand Bibi, ganz geharnischt, mit einem blosen Schwerte in der Hand und mit verschleiertem Antlitz, sich in die Bresche stürzte und die Stürmenden aufhielt. Die Besatzung sammelte sich jetzt um sie und jedes Wurfgeschoß kam in Anwendung; der Kampf dauerte bis zum Abend, wo sich die Mogulen zurückzogen, um den Sturm am nächsten Morgen zu wiederholen. Aber bei Tagesanbruch war die Bresche so ausgebessert, daß sie ohne Hilfe neuer Minen nicht benutzt werden konnte.

Unterdessen zog die verbündete Armee heran, und obgleich die Mogulen ihr an Zahl überlegen waren, so hielten sie es doch für klüger, die von Tschand Bibi vorgeschlagenen Bedingungen anzunehmen, wonach der König von Ahmednugur seine Ansprüche auf Behar abtrat, das er vor Kurzem erobert hatte (1596).

Noch im Laufe desselben Jahres entspann sich jedoch ein neuer Krieg. Tschand Bibi's erster Minister zettelte eine Verschwörung gegen sie an und rief die Mogulen zu Hilfe. Morad, der sich immer noch im Dekan befand, versprach, zu kommen und fand in dem König von Kandesch einen Bundesgenossen; auf der andern Seite erklärte sich der König von Golkonda für Tschand Bibi. Die Armeen trafen an den Ufern des Godaweri aufeinander und schlugen sich zwei Tage lang. Obgleich die Mogulen den Sieg beanspruchten, machten sie doch wenig Anstrengungen, ihn zu verfolgen, und Akbar sah ein, daß er sich selbst nach dem Dekan begeben müßte. Als er an den Nerbudda kam (1559), fand er Dauletabad und andere Plätze bereits im Besitz seiner Truppen und schickte von den Ufern des Tapti eine Streitmacht unter seinem Sohne, Prinz Danial, zur Einschließung von Ahmednugur ab, in welcher Stadt jetzt Tschand Bibi von dem abassinischen Häuptling Nihang belagert ward. Nihang zog sich bei der Annäherung der Mogulen zurück; aber während Tschand Bibi unter den veränderten Verhältnissen die Vertheidigung der Stadt als hoffnungslos aufgab und im Unterhandeln begriffen war, brachen die von ihren Gegnern aufgereizten Soldaten in die Frauengemächer ein und ermordeten die Sultanin. So ging sie unter, wie fast jedes Weib von überlegenem Talent im Orient, aber ihr Tod blieb nicht ungerächt; nach wenigen Tagen war in die Mauern Bresche gelegt; die Mogulen erstürmten die Stadt und schenkten keinem Waffentragenden das Leben. Der junge König kam als Gefangener nach der Veste Gwalior; aber ein Anderer ward auf den Thron gehoben und der Krieg dauerte noch einige Jahre fort. Akbar kehrte nach Agra zurück, nachdem er den Prinzen Danial, der sich mit einer Tochter des Königs von Bedschapur vermählt hatte, als Vicekönig der dem Reiche einverleibten Provinzen Berar und Kandesch zurückgelassen und die Fortführung des Krieges im Dekan seinem berühmten Wessir, dem tüchtigen Abul Fasl, anvertraut hatte (1601).

Der Ungehorsam seines ältesten Sohnes, des Prinzen Selim, hatte Sultan Akbar zur Rückreise aus dem Dekan bewogen. Dieser Prinz, der jetzt über dreißig Jahre alt war, war von Natur nicht ohne Gaben, hatte aber seinen Geist durch den unmäßigen Genuß von Wein und Opium geschwächt. Als Akbar nach dem Dekan aufbrach, hatte er ihn zu seinem Nachfolger ernannt und zum Vicekönig von Adschmir erhoben, aber Selim, nicht zufrieden mit der Aussicht auf die Thronfolge, kam auf den Gedanken, sich gleich jetzt der Herrschaft über ganz Hindustan zu bemächtigen. Sein Versuch auf Agra schlug fehl, aber es gelang ihm, sich in den Besitz von Behar und Audh zu setzen, worauf er den Königstitel annahm. Akbar schrieb ihm, um ihm Vorstellungen zu machen, und zeigte ihm, wie gefährlich sein Beginnen sei; gleichzeitig sicherte er ihm Verzeihung zu, wenn er zu seiner Pflicht zurückkehre. Als der Kaiser wieder in Agra eintraf, fand eine Art Versöhnung statt und Selim erhielt für sich Bengalen und Orissa. Kurz darauf ward Abul Fasl, der aus dem Dekan abberufen war, auf der Reise nach Gwalior von einem Hinduradschah überfallen und mit seinen Begleitern erschlagen. Sein Mörder schnitt ihm das Haupt ab und schickte es Selim, der ihn tödtlich haßte und auf dessen Anstiften der Radschah gehandelt hatte. Akbar war von tiefer Trauer über das Geschick seines Ministers ergriffen; er vergoß viele Thränen und verbrachte zwei Tage und Nächte ohne Schlaf. Entweder wußte er nichts von dem Antheil seines Sohnes an dem Morde, oder verheimlichte seine Kenntniß davon; aber er sparte, obgleich ohne Erfolg, keine Mühe, sich an dem Radschah zu rächen.

Kurz darauf (1603) erschien Selim am Hofe, wo ihm sein Vater die Erlaubniß ertheilte, die Zeichen der königlichen Würde zu tragen. Er verfiel jedoch bald wieder in seinen frühern Ungehorsam, gab sich nach seiner Rückkehr in seine Residenz Allahabad *) allen Ausschweifungen hin und beging die gräßlichsten Grausamkeiten **). Er zeigte jetzt auch den größten Widerwillen gegen seinen eigenen Sohn, Prinzen Khusru,

*) Diese Stadt, am Zusammenfluß des Dschumna und des Ganges, ist von Akbar erbaut.

**) Einmal ließ er einen Mann lebendig schinden. Akbar entsetzte sich, als er davon hörte. Er sagte, er staune, wie der Sohn eines Mannes, der nicht einmal einem todten Thiere die Haut abziehen sehen könnte, ohne Schmerz zu fühlen, so etwas thun könne.

einen Jüngling von geringem Verstand und leidenschaftlichem Temperament, von dem er sich einbildete, daß Akbar ihn zu seinem Nachfolger ernannt habe. Nach einiger Zeit kehrte Selim an den Hof zurück, wo er Anfangs in Gewahrsam gebracht, aber bald wieder zu Gnaden aufgenommen ward.

Akbar's zweiter Sohn, Morad, war bereits vor einigen Jahren gestorben. Er bekam jetzt Nachricht von dem Ableben seines dritten Sohnes, des Prinzen Danial. Unmäßigkeit, das Familienlaster, hatte auch diesem Prinzen den Tod gebracht. Er hatte seinem Vater sein Wort verpfändet, sich des Weines zu enthalten, und er war so von dem Kaiser ergebenen Personen umringt, daß er öffentlich keinen genießen konnte. So kam er auf den Ausweg, sich heimlich Wein in dem Rohr einer Vogelflinte zustecken zu lassen, und Uebermaaß in dem Genuß des verpönten Getränks machte seinem Leben bald ein Ende. Sein Tod betrübte das gefühlvolle Herz des Kaisers sehr, dessen Gesundheit, wahrscheinlich in Folge dieser häuslichen Unfälle, nun ebenfalls zu leiden anfing. Umtriebe hinsichtlich der Thronfolge wurden sofort angezettelt, denn viele Personen hielten es für sich vortheilhaft, wenn Khusru den Thron bestiege. Da jedoch Akbar Selim in den bestimmtesten Worten zu seinem rechtmäßigen Nachfolger erklärte, so hörte aller Widerspruch gegen ihn auf und auf den Wunsch des sterbenden Monarchen versammelten sich Selim und alle vornehmen Omras in seinem Zimmer. Hier sprach er zu ihnen und bat sie, ihm alle Beleidigungen zu vergeben, die er ihnen vielleicht zugefügt haben könnte. Selim warf sich ihm weinend zu Füßen; Abkar wies auf seinen Lieblingssäbel und befahl ihm durch Zeichen, denselben vor seinen Augen umzugürten. Er empfahl die Damen seines Harems seiner Sorgfalt und legte ihm ans Herz, seine alten Freunde und Diener nicht zu vernachlässigen. Nachdem er alsdann das mohamedanische Glaubensbekenntniß im Beisein eines Gottesgelehrten hergesagt hatte, verschied der wahrhaft große Kaiser Akbar am 13. October 1605 im 50. Jahre seiner Regierung.

Abkar war kräftig gebaut und von schönem Aeußern und in Folge seiner Herkunft aus dem Norden sehr blond. In seiner Jugend liebte er Wein und gutes Leben, ward aber später sehr enthaltsam in Speise und Trank. Er war ein großer Freund der Jagd, vorzüglich wenn sie mit Gefahr verbunden war, wie die Tiger- oder Elephantenjagd.

Gern machte er lange Reisen zu Pferde und ging sogar manchmal dreißig bis vierzig englische Meilen täglich zu Fuß. Seine Tapferkeit war ritterlich, wie die Alexanders des Großen; aber er liebte den Krieg nicht um seiner selbst willen, sondern führte ihn hauptsächlich in der Ueberzeugung, daß er ein Recht habe, die alten Grenzen des Reichs wieder herzustellen. Von Gemüthsart war Akbar mild und großmüthig, menschenfreundlich und edelherzig. Er sprach gern über religiöse und philosophische Fragen und war gegen die Meinungen Anderer im höchsten Grade duldsam.

Akbar war ein Reformator in der Religion, in den Finanzen und in dem Heerwesen.

Die religiösen Ueberzeugungen, zu denen Akbar zuletzt gekommen zu sein scheint, waren entweder reiner Theismus oder ein so umgestalteter Mohamedanismus, daß er sich wenig von diesem unterschied. Er pflegte die Gründe zu Gunsten jeder Religionsform anzuhören und zu prüfen. Seine Arbeitsgenossen bei diesen Forschungen waren zwei Brüder, Namens Feisi und Abul Fasl, Söhne eines Lehrers der Gottesgelahrtheit und der Rechte in Agra, der aber wegen der Freisinnigkeit seiner religiösen Ansichten diese Stadt hatte meiden müssen. Feisi war der erste Mohamedaner, der sich dem Studium der Hinduliteratur widmete. Er lernte die Sanskritsprache und übertrug entweder selbst die beiden großen Heldengedichte, eine der Wedas und verschiedene andere Werke, oder ließ sie von Anderen übertragen. Akbar wünschte auch Uebersetzungen aus dem Griechischen zu besitzen und lud einen portugiesischen Priester, der Pater Farabatum genannt wird, aus Goa nach Delhi ein, um einige Jünglinge zu unterrichten, die sich alsdann mit Uebertragungen aus dem Griechischen beschäftigten. Feisi selbst erhielt Auftrag, die Evangelien zu übersetzen.

Der andere Bruder Abul Fasl war, obgleich ebenfalls Gelehrter und Verfasser des noch vorhandenen Akbarnameh oder der Geschichte Akbar's, Staatsmann und Feldherr. Akbar erhob ihn zur Wessirwürde und wir haben bereits sein trauriges Schicksal kennen gelernt.

Außer seinen vertraulichen Besprechungen mit Feisi und Fasl, hielt Akbar alle Freitage Sitzungen, denen die Gelehrten seines Hofes beiwohnten und er ließ oft Braminen und mohamedanische Sufis kommen

und sich von ihnen ihre verschiedenen Glaubenslehren auseinandersetzen. Er lud katholische Priester von Goa ein und veranlaßte sie, mit den mohamedanischen Schriftgelehrten in seinem Beisein zu disputiren. Er legte große Achtung vor dem Christenthum an den Tag und es ist nicht unwahrscheinlich, daß er es angenommen hätte, wenn er es in seiner Reinheit gekannt hätte.

Der Glaube Akbar's war, wie schon erwähnt, eine Art Theismus. Er bemühte sich, einige der mohamedanischen Eigenthümlichkeiten abzuschaffen und die Erfüllung einiger der besondern Pflichten dieser Religion, wie Beschneidung, Fasten, die Pilgerfahrt nach Mekka und öffentliche Gottesverehrung, befahl er, Jedermanns Wahl zu überlassen. Das Studium der arabischen Sprache begünstigte er nicht und für das Mondjahr, die Monate mit arabischen Namen und die Zeitrechnung der Hedschra führte er ein Sonnenjahr ein, das aus Monaten mit persischen Namen bestand und mit der ersten Frühlingsnachtgleiche nach seiner Thronbesteigung anfing. Seine auf die Hindu bezüglichen Vorschriften hatten mehr eine politische Färbung. Er verbot die Gottesgerichte, das Verbrennen von Witwen gegen ihren Willen und Heirathen vor dem Alter der Reife. Er gestattete Hinduwittwen, gegen den bisherigen Gebrauch, einen zweiten Mann zu nehmen. Er schaffte alle Abgaben ab, die Hinduwallfahrer zu erlegen hatten, da nach seiner toleranten Ansicht Jedermann ein Recht hatte, Gott in der ihm am passendsten erscheinenden Weise zu dienen. Ebenso schaffte er die Dschisiah oder Kopfsteuer ab, die in allen mohamedanischen Staaten Diejenigen erlegen, welche die Moslem Ungläubige nennen. Akbar wollte alle seine Unterthanen gleich machen und von den ersten Tagen seiner Regierung an verwendete er Hindu und Mohamedaner ohne Unterschied in seinen Diensten. Diese Neuerungen des Kaisers verletzten natürlich die bigotten Mohamedaner sehr. Sein Religionssystem war außerdem von zu rein geistigem Charakter, um viele Anhänger zu finden und es verschwand wieder mit dem Tode seines Stifters. Doch trug er Einiges zur Förderung des Fortschritts freier Forschungen in Indien bei.

In dem Staatsfinanzwesen führte Akbar große Verbesserungen in der Art der Vertheilung und Einsammlung der Grundsteuer ein. Da diese in enger Verbindung mit der indischen Dorfverfassung steht, so ist

dies vielleicht der geeignetste Ort, einen Abriß dieser alten und berühmten Einrichtung zu geben.

Grund und Boden scheint in Indien von den frühesten Zeiten an nicht, wie in einigen anderen Ländern, den Fürsten, oder, wie in einigen anderen, den Besitzern gehört zu haben; es scheint vielmehr ein gemeinsamer Besitz gewesen zu sein, indem ein gewisser Theil des Ertrags den Erstern und der ganze Rest den Letztern zukam, deren Rechtsanspruch auf ihren Antheil ebenso unveräußerlich war, wie der des Landesfürsten auf seinen Theil. Aber diese Eigenthümer standen nicht vereinzelt da; Vereinigung ist im Orient eine unbedingte Nothwendigkeit zu gegenseitiger Vertheidigung und Beschützung. Der gesammte Grund und Boden zerfiel demnach in gewisse bestimmte und genau begrenzte Theile und alle zu diesem Theile gehörigen Grundbesitzer wohnten in einer Stadt oder einem Dorfe, meistens in dem Mittelpunkt des Landes, zusammen. Jede dieser Abtheilungen bildete demnach eine kleine Republik für sich und die Gesammtheit dieser Republiken bildete den Staat, und ob letztere unter der Herrschaft eines Hindu- oder eines mohamedanischen Fürsten stand, war eine Sache von verhältnißmäßig geringer Wichtigkeit für die Dorfrepublik, welche ihm nur seinen Antheil an dem jährlichen Ertrag zu steuern hatte.

Das Dorf sammelt die Abgaben, die es der Krone zu bezahlen hat und die zu örtlichen Bedürfnissen erforderlichen Summen; es unterhält seine eigene Polizei und spricht Recht in einer Menge Rechtsfällen unter seinen Angehörigen. Für diese und andere Zwecke sind verschiedene Beamte nothwendig und daher findet man folgende in einem Hindudorfe.

Der Vorsteher (in dem größern Theile Indiens Patil genannt) ist, wie sein Name besagt, das Oberhaupt des Dorfes und sein Vertreter in allen Verhandlungen mit der Regierung. Er vertheilt und sammelt die Staatsabgaben, verpachtet die Ländereien, die keinen Besitzer haben und versieht im Allgemeinen Richterstelle. Der Rechnungsführer oder Patwari hat unter seiner Obhut die Urkunden, welche Nachricht über alle Grundstücke und ihre Besitzer geben. Er führt auch die Privatrechnungen der Dorfbewohner und vertritt im Allgemeinen die Stelle eines Notars. Dem Wächter oder Pyk 2c. liegt die Pflicht ob, über die Gemeinde- und Privatgrenzen zu wachen, die Feldfrüchte zu hüten und unter dem Vorsteher den Dienst eines ersten Polizeimannes zu verrichten. In diesem letztern

Amt unterstützt ihn sein ganzes Haus; denn alle Dorfämter sind erblich in gewissen Familien.

Außer diesen drei wesentlichen Personen in einem Hindudorfe finden wir noch den Geldwechsler, der zugleich Silberschmied ist, den Priester, den Astrologen (von denen einer nach Wahl zugleich das Amt eines Schullehrers versieht), den Schmied, den Zimmermann, den Arbeiter in Leder, den Töpfer und den Barbier, in den meisten Dörfern den Schneider, die Wäscherin, den Arzt, den Musikanten ꝛc., und im Süden sogar die Tänzerin. Alle diese bekommen einen gewissen Antheil von dem Gesammtertrag zu ihrem Lebensunterhalt.

Die allgemeine Benennung in Ostindien für die Dorfbewohner ist Reiots und Diejenigen, welche den Antheil der Regierung an den Bodenerträgen einsammeln, sind unter dem persischen Namen Semindare bekannt. Wenn der Regierungsantheil an dem Ertrag eines oder mehrerer Dörfer zur Bezahlung eines Beamten oder eines Officiers angewiesen ist, so nennt man ihn Dschaghir und wir müssen besonders darauf aufmerksam machen, daß nur diesen Antheil der Semindar von den Dorfbewohnern verlangen kann.

Von diesem flüchtigen Umriß der Dorfverfassung müssen wir nun auf Akbar's Verbesserungen übergehen.

Er ordnete eine Vermessung aller culturfähigen Grundstücke im Reiche an. Sie wurden dann nach ihrer Fruchtbarkeit in Classen geordnet und ein Drittheil des Durchschnittertrags als Regierungsantheil bei Seite gesetzt. Dieser Abzug richtete sich jedoch nach den Verhältnissen; Grundstücke z. B. die von Ueberschwemmungen ꝛc. gelitten hatten, zahlten das erste Jahr nur zwei Fünftheile und einen beständig zunehmenden Betrag bis zum fünften Jahre, wo das Dritttheil voll war. Nachdem der Antheil des Staates festgestellt war, verwandelte man ihn in Geld nach dem Durchschnitt der Preise der letzten neunzehn Jahre. Wenn aber Jemand die Schätzung für zu hoch hielt, so stand es ihm auch frei, in Natura zu bezahlen. Anfangs ward diese Feststellung auf ein Jahr vorgenommen, aber später auf zehn Jahr, nach dem Durchschnitt der in dem vorhergehenden Jahrzehnd bezahlten Summe.

Des Kaisers Gehilfe bei dieser großen Reform und der ihr auch den Namen gab, war der Radschah Todar Mal, ein ausgezeichneter Hindu

und nach Abul Fasl ein Eiferer für seine Religion. Aber der duldsame Akbar erkannte seine Verdienste und kümmerte sich nicht um seine religiösen Meinungen.

Akbar theilte das Reich in funfzehn Subahs oder Provinzen, zwölf in Hindustan und drei im Dekan, welche letztere seine Nachfolger auf sechs vermehrten. Ueber jede setzte er einen Statthalter oder Vicekönig mit vollständiger Civil- und Militairautorität, der zuerst Sipah Salar aber später Subahdar hieß *). Alle Steuerbeamten standen deshalb unter ihm und ebenso die Fudschdars oder Districtsmilitairbefehlshaber. Ein Beamter, Namens Dewan, der die Finanzen der Provinzen unter seiner Oberaufsicht hatte, kam später noch dazu. Die Krone ernannte ihn, aber er stand unter dem Vicekönig.

Anstatt des frühern Verfahrens, zur Bezahlung der Truppen Grundstücke zu überlassen oder Anweisung auf die Staatseinnahme zu geben, was nur zu Betrug und Bedrückung führte, zahlte Akbar regelmäßig baaren Sold aus der Schatzkammer und führte vor der Soldzahlung Musterungen ein.

Obgleich Akbar einfach von Sitten war, war doch sein Hofhalt äußerst glänzend und die europäischen Reisenden, die den Hof seines Sohnes besuchten, blenden uns wirklich mit der Beschreibung der Pracht, deren Zeugen sie waren. Bei den großen Festen der Frühlingsnachtgleichen und des Geburtstages des Königs ward ein reiches Zelt für den Monarchen aufgeschlagen und der Erdboden ringsum in einer Ausdehnung von zwei Ackern mit Teppichen von Seide und Gold und Vorhängen aus Sammet, mit Gold, Perlen und kostbaren Steinen gestickt, bedeckt. Der König ließ sich in goldenen Waagschalen gegen Gold, Silber, Gewürz ꝛc. abwägen, die später unter die Zuschauer vertheilt wurden. Auch der Adel zeigte sich in seinem ganzen Prunk und Diamanten und andere Juwelen funkelten überall. Kostbar aufgezäumte Elephanten,

*) Später fand, wie wir glauben, eine Zertheilung der Subahs in kleinere Districte statt und über jeden derselben ward ein Beamter, genannt Nabob (eigentlich Nawab) d. h. Deputirter, gesetzt, den der Subahdar ernannte und der die gesammte Civil- und Militairgewalt seines Districts in der Hand hatte. Ein solcher Beamter war der Nabob der Karnatik unter dem Subahdar des Dekan. Gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts gingen die Subahdare und Nabobs in einander über und wir finden Nabobs von Audh und Bengalen.

Löwen, Tiger und andere wilde Thiere wurden vor dem Throne vorübergeführt, auf dem der König saß, umgeben von seinem Adel, „von Diamanten funkelnd wie das Firmament“, und den Zug schloß eine starke Abtheilung Reiterei in Goldbrocat gekleidet.

Zehntes Kapitel.

Dschihangir. — Prinz Khusru. — Nur Dschihan. — Einfall in das Dekan. — Prinz Schah Dschihan. — Mohabut Khan. — Der Kaiser gefangen genommen. — Heldenmüthiges Benehmen Nur Dschihan's. — Tod Dschihangir's.

Selim nahm bei seiner Thronbesteigung den Titel Dschihangir an, d. h. Eroberer der Welt. Er traf mehrere gute Einrichtungen; unter anderen verbot er streng den Genuß des Weines und regelte den des Opiums. Eine andere war ziemlich seltsam. Damit Klagen unter allen Bedingungen zu Ohren des Königs kämen, ließ er eine Kette an der Mauer seines Palastes aufhängen, die Jedermann erreichen konnte und die mit einer Anzahl goldener Glocken in seinem eigenen Zimmer in Verbindung stand. Der Kläger brauchte nur an der Kette zu ziehen und der Kaiser war sogleich von seiner Anwesenheit unterrichtet. Dschihangir saß ungefähr vier Monate auf dem Throne, als man ihn eines Nachts mit der Nachricht weckte, daß Prinz Khusru mit wenigen Begleitern vom Hofe entflohen sei und den Weg nach Delhi eingeschlagen habe. Er schickte den Flüchtlingen sogleich eine Abtheilung nach und folgte am Morgen selbst mit allen Truppen, die er aufbieten konnte. Unterdessen hatte der Prinz Mannschaften gesammelt und das Land ausgeplündert und als er das Pendschab erreichte, wohin er seine Reise richtete, hatte er eine Streitmacht von 10,000 Mann unter sich. Mit diesen stellte er sich der Vorhut des väterlichen Heeres bei Lahore entgegen, erlitt aber eine vollständige Niederlage und gerieth auf der Flucht nach Kabul in Gefangenschaft, da das Boot, in welchem er über den Dschelum setzen wollte, auf einer Untiefe sitzen blieb. In Ketten ward er vor den Kaiser gebracht. Dschihangir, in dessen Herz wenig Platz für Barmherzigkeit war, schenkte zwar seinem Sohne das Leben; dafür aber traf grausame Rache die un-

glücklichen Anhänger desselben und 700 von diesen ließ er an einer der Landstraßen vor den Thoren Lahore's pfählen und dann den Prinzen auf einem Elephanten durch die Reihen führen, während ein Keulenträger ihm in spottendem Tone zurief, die Begrüßung seiner Diener zu empfangen. Man brachte ihn dann ins Gefängniß zurück, wo er drei Tage in beständigem Weinen und ohne Speise zu sich zu nehmen zubrachte. Als im Frühling des folgenden Jahres (1606) Dschihangir Kabul besuchte, befahl er, dem Prinzen die Ketten abzunehmen und erlaubte ihm, in dem Garten innerhalb der Citadelle spazieren zu gehen. Aber als man eine Verschwörung, ihn zu befreien und den Kaiser zu ermorden, entdeckte, wurden ihm auch diese Vergünstigungen entzogen.

Unterdessen hatte der zweite Sohn des Kaisers, Purwis, der im Auftrage seines Vaters gegen den Rana von Audipur gezogen war, einen Vergleich mit diesem Fürsten abgeschlossen; aber der Krieg begann im nächsten Jahre von Neuem. Im Dekan dauerte der Kampf mit den Fürsten aus dem Hause Nisam Schahs noch fort und 1600 eroberte Malik Ambr, ihr fähiger Minister, Ahmednugur und zwang die Mogulen zum Rückzug.

Im Jahre 1601, im sechsten Jahr der Regierung des Kaisers, fand seine Vermählung mit der berühmten Nur Dschihan statt, einer der merkwürdigsten Frauen des Orients, — ein Ereigniß, welches einen mächtigen Einfluß auf seine ganze spätere Regierungszeit ausübte.

Gheias-ed-din, der Sohn eines Mannes, der ein hohes Staatsamt in Teheran bekleidet hatte, war verarmt und beschloß, sein Glück in Indien zu versuchen. Begleitet von seiner Frau, die gesegneten Leibes war und seinen beiden Söhnen, trat er die Reise nach diesem Lande an. Auf dem Wege nach Kandahar genas seine Frau einer Tochter; aber so groß war ihr Nothstand, daß sie das neugeborne Kind aussetzen mußten. Sie legten es auf die Straße, welche die Karawane den nächsten Tag ziehen mußte. Wie sie vorüberkam, bemerkte ein reicher Kaufmann das Kind und beschloß, von seiner Schönheit gerührt, es aufzuziehen. Die Mutter meldete sich bei ihm und ward die Amme ihres eigenen Kindes und der Kaufmann machte auf diese Weise die Bekanntschaft der Familie. Er unterstützte sie und da er in dem Vater und dessen Söhnen Männer von Fähigkeiten fand, verwendete er sie in seinem Geschäft. In Indien

empfahl er sie dem Kaiser Akbar, der ihnen Anstellungen gab, und sie schwangen sich allmälig durch ihre Talente zu höheren Aemtern auf.

Das ausgesetzte Kind, welches den Namen Mhir-en-Nissa oder Sonne der Frauen erhielt*), wuchs zu einer schönen und gebildeten Jungfrau heran. Sie begleitete ihre Mutter manchmal auf ihren Besuchen bei den Damen in Akbar's Harem, wo Jene Zutritt hatte und dort sah sie Prinz Selim, der sich in sie verliebte. Ihre Mutter theilte dies durch eine der Damen Akbar mit, der seinem Sohne Vorstellungen machte und zugleich befahl, Nur Dschihan ohne Verzug zu verheirathen. Sie ward demnach die Gattin eines jungen Persers, Namens Schier Afghan Khan, dem Akbar ein Dschaghir in Bengalen gab.

Als Selim den Thron bestieg, schickte er seinen Milchbruder Kudb-ed-din als Vicekönig nach Bengalen, mit dem Befehl, ihm den Besitz Nur Dschihan's zu verschaffen. Man glaubte, Schier Khan würde sich leicht dazu hergeben; aber er zeigte sich als ein Mann von Ehre und er liebte sein schönes Weib. Beleidigt von den ihm gemachten Anträgen, legte er die Waffen ab, zum Zeichen, daß er nicht mehr im Dienste des Königs sei, und als der Vicekönig ihn vor sich lud, trug er einen Dolch in seinem Kleid versteckt. In der Audienz erstach er den Vicekönig und er selbst ward von den Leibwachen in Stücken gehauen. Sein Vermögen ward mit Beschlag belegt und Nur Dschihan als Gefangene nach Delhi geschickt. Dschihangir machte ihr sogleich Heirathsanträge; aber sie wies mit Abscheu die Hand des Mörders ihres Gatten zurück. Ein gewöhnlicher Despot hätte bei einer solchen Gelegenheit Gewalt angewendet; aber die Leidenschaft Dschihangir's scheint an ihrer Abneigung erloschen zu sein und er gab seine Werbung auf und wies ihr einen Platz unter den Damen seiner Mutter an.

Ungefähr vier Jahre lang blieb Nur Dschihan eine unbeachtete Bewohnerin des Harems. Sie benutzte ihre freie Zeit zum Malen und Sticken, worin sie Meisterin war und verkaufte ihre Arbeiten, um sich die Luxusartikel, deren sie bedurfte, zu verschaffen. Der Ruf dieser Arbeiten, wird erzählt, erreichte das Ohr des Kaisers und rief seine Leidenschaft

*) Später wurde sie Nur Mahal oder Licht des Harems, und Nur Dschihan oder Licht der Welt genannt, mit welchem letztern Namen wir sie von nun an bezeichnen werden.

wieder ins Leben. Nur Dschihan fühlte sich nicht länger fähig, den Lockungen der Herrschaft zu widerstehen; ihre Vermählung ward mit großem Pomp gefeiert und es wurden ihr Ehren erwiesen, wie noch keiner Königin in Indien. Ihr Einfluß war unbegrenzt; ihr Vater ward zum Wessir ernannt und ihre Brüder erhielten hohe Stellen. Sie milderte die Launenhaftigkeit und Grausamkeit im Charakter des Kaisers; sie bewog ihn, seine Zechgelage auf die Nacht und auf seine Privatgemächer zu beschränken; sie vermehrte die Pracht des Hofes, während sie die Ausgaben desselben verminderte. Mit einem Wort, ihr Einfluß brachte in den ersten Jahren ihrer Macht fast nur Gutes hervor. Ihr Vater erwies sich als einer der besten und rechtschaffensten Minister, die Indien jemals gesehen und sein Sohn, der ihm folgte, trat in seine Fußstapfen.

Im Jahre nach der Vermählung des Kaisers (1612) entwarf er einen großen Plan zur Unterwerfung des Dekan. Truppen sollten gleichzeitig von Guserat und Berar aufbrechen und Malik Ambr angreifen. Aber die Schnelligkeit dieses Häuptlings machte den Plan zunichte. Durch beständig sich wiederholende Angriffe mit leichter Reiterei und Abschneiden der Lebensmittelzufuhr ermüdete er das Heer von Guserat so sehr, daß es sich genöthigt sah, den Rückzug anzutreten, der bald zur Flucht ward und als die andere Armee eintraf und Ambr's Truppen von Siegesübermuth erfüllt sah, hielt sie es für das Klügste, sich ebenfalls zurückzuziehen. Größere Erfolge errangen die kaiserlichen Waffen unter der Führung des Lieblingssohnes des Kaisers, Khurrum, in Mewar. Er bezwang den Rana von Audipur und als dieser ihm gehuldigt hatte, schloß er ihn, dem großmüthigen Beispiel seines Großvaters Akbar folgend, in die Arme und ließ ihn mit allen Zeichen der Freundschaft und Ehrerbietung neben sich setzen. Er erhielt sein ganzes Gebiet zurück und sein Sohn ward zu einem hohen Range unter den Omras Dschihangir's erhoben. Dieses Benehmen erwarb Khurrum großes Ansehen und da er vor Kurzem die Tochter Asof Khan's, des Bruders Nur Dschihan's, geheirathet hatte, erfreute er sich auch der mächtigen Unterstützung der Kaiserin.

Prinz Khusru war immer noch ein Gefangener und alle Hoffnungen, welche Prinz Purwis vielleicht noch hegte, erloschen, als der Kaiser vor der Abreise Khurrum's zu einem großen Kriegszuge nach dem Dekan

(1626) ihm den königlichen Titel Schah Dschihan d. h. König der Welt, verlieh. Dieser Feldzug Schah Dschihan's war von dem vollständigsten Erfolg begleitet. Ambr, von seinen Officieren und den Verbündeten verlassen, mußte sich unterwerfen und Ahmednugur und alle seine Eroberungen herausgeben. Das Dekan blieb von da an vier Jahre lang ziemlich ruhig; aber 1621 griff Ambr abermals zu den Waffen und setzte sich fast wieder in den Besitz des ganzen Landes. Schah Dschihan erhielt Befehl gegen ihn zu ziehen; aber aus einem uns unbekannten Grunde weigerte er sich, abzureisen, wenn sein Bruder Khusru nicht seinem Gewahrsam anvertraut würde und Erlaubniß erhielt, ihn zu begleiten. Der Kaiser gab seine Zustimmung und Schah Dschihan brach nun auf. Mit seiner gewöhnlichen Energie und Geschicklichkeit handelnd, nöthigte er Ambr zur Schlacht, brachte ihm eine Niederlage bei und zwang ihn sehr bald, sich zu unterwerfen. Um diese Zeit litt der Kaiser an einem starken Anfall von Engbrüstigkeit, einer Krankheit der er sehr unterworfen war, und sein Leben schien in der größten Gefahr zu schweben. Prinz Purwis eilte an den Hof, erhielt aber sofort Befehl, in seine Statthalterschaft zurückzukehren. Gerade zu dieser Zeit starb auch Prinz Khusru plötzlich, und man kann sich nur schwer des Argwohns enthalten, daß sein Bruder Schah Dschihan, in dessen Verwahrung er sich befand, seinen Tod veranlaßt haben könnte. Dagegen wird jedoch angeführt, daß, da kein anderes Verbrechen das Leben dieses Fürsten befleckt, wir ihn nicht übereilt eines so großen beschuldigen dürfen.

In derselben Zeit verlor Schah Dschihan die mächtige Unterstützung der Kaiserin. Sie hatte die Tochter ihres ersten Gatten an des Kaisers jüngsten Sohn Scheriar verheirathet, und da sie recht wohl einsah, daß sie bei dem kräftigen Charakter Schah Dschihan's nie werde hoffen können, nach seiner Thronbesteigung ihren gegenwärtigen Einfluß zu behalten, so beschloß sie, alles Mögliche zu thun, um die Erbfolge zu ändern. Ihr Vater, der sie in Schranken zu halten pflegte, war vor Kurzem gestorben und ihr Bruder, der ihm folgte, gehorchte ganz ihrem Willen.

Die Hauptsorge Nur Dschihan's war jetzt, den Prinzen von seinem Vater zu entfernen, und da gerade damals die Perser Kandahar genommen hatten, ward ihm die Eroberung dieser Provinz als ein würdiges Ziel für seinen Ruhm und seine Talente dargestellt. Er zeigte sich erst

Willens, zu gehen, durchschaute aber bald die Pläne der Kaiserin und ihrer Partei, machte unterwegs Halt und weigerte sich, Indien ohne weitere Bürgschaften zu verlassen. Er erhielt nun Befehl, den größern Theil seiner Truppen nach der Hauptstadt zurückzuschicken, um zu dem Prinzen Scheriar zu stoßen, dem die Führung über die Expedition übertragen worden; auch seine vornehmsten Hauptleute erhielten Befehl, ihn zu verlassen und sich zu Prinz Scheriar zu begeben. Außerdem rief die Kaiserin, um im Fall eines Bürgerkriegs über einen guten Führer verfügen zu können, Kabul Mohabut Khan, einen der tüchtigsten Feldherren seiner Zeit, aus seiner Statthalterschaft herbei.

Dschihangir schlug bei seiner Rückkehr von einem seiner gewöhnlichen Besuche in Kaschmir sein Hoflager in Lahore auf (1622). Botschaften gingen zwischen ihm und seinem Sohne hin und her, aber da sich keine Hoffnung auf eine Aussöhnung zeigte, setzte Schah Dschihan seine Truppen in Bewegung und rückte gegen Delhi vor. Der Kaiser brach von Lahore auf. Ein Gefecht fand zwischen einem Theile seiner Truppen und denen des Prinzen statt, worauf sich Letzterer nach Malwa zurückzog, langsam von den kaiserlichen Truppen verfolgt. Da einige seiner Generäle sich treulos zeigten, sah er sich genöthigt, seinen Rückzug bis in das Dekan fortzusetzen. Er erreichte Talingana, nachdem ihn die meisten seiner Truppen verlassen hatten, begab sich von dort nach dem Seehafen Masulipatam und von da nach Bengalen. Es gelang ihm, sich sowohl dieser Provinz als auch Behars zu bemächtigen und er schickte nun einige Truppen ab, um sich womöglich den Besitz der Stadt Allahabad zu sichern.

Unterdessen rückten Prinz Purwis und Mohabut Khan, die ihn in das Dekan verfolgt hatten, zum Entsatz von Allahabad heran. Schah Dschihan ging über den Ganges, um ihnen eine Schlacht zu liefern; aber die Bewohner des Landes waren ihm feindlich gesinnt und wollten ihn weder mit Booten noch mit Lebensmitteln versorgen; seine bengalischen Truppen desertirten und als es zur Schlacht kam, ward er geschlagen und mußte sich abermals in das Dekan flüchten. Hier vereinigte er sich mit Malik Ambr; aber während er vor der Veste Burhampur beschäftigt war, trafen Prinz Purwis und Mohabut Khan am Nerbudda ein. Seine Leute desertirten nun in größerer Zahl als je und er bat ganz ent-

muthigt seinen Vater schriftlich um Verzeihung. Aber ehe etwas geschehen konnte, fielen außerordentliche Ereignisse am königlichen Hofe und im königlichen Lager vor.

Nachdem der Kaiser Kaschmir zwei Jahre hintereinander besucht hatte, beschloß er das dritte Jahr (1625) sich nach Kabul zu begeben, wo die Ruschainas seinen Truppen immer noch Beschäftigung gaben. Auf der Hinreise ließ die Kaiserin, die Mohabut Khan im Geheimen haßte, ihn an den Hof laden, um sich wegen Anklagen der Bedrückung und Veruntreuung, die er in Bengalen begangen haben sollte, zu verantworten. Nachdem er vergeblich verschiedene Entschuldigungen vorgebracht hatte, brach er endlich auf, begleitet von einer Schaar von 5000 treuen Radschputen. Als er sich dem Lager näherte, erfuhr er, daß ihn der Kaiser nicht vor sich lassen würde, und da er erkannte, daß sein Untergang beschlossen war, zog er vor, ein kühnes Spiel zu wagen, und nicht als widerstandsloses Opfer zu fallen.

Das kaiserliche Lager befand sich jetzt (1626) auf dem linken Ufer des Dschelum, über den eine Schiffbrücke geschlagen war. Dschihangir beabsichtigte, das Heer vorher übergehen zu lassen und dann bei Gelegenheit selbst über den Fluß zu folgen. Mohabut wartete, bis das Heer hinüber und nur der Kaiser mit seinem Gefolge und seiner Leibwache zurückgeblieben war. Er schickte dann 2000 seiner Radschputen ab, um sich der Brücke zu bemächtigen und rückte selbst mit dem Rest gegen des Kaisers Lager vor, das er umringte. An der Spitze von 2000 auserlesenen Leuten drang er nun bis zum kaiserlichen Zelt, wo er die Leibwachen vertrieb und sich den Eingang erzwang. Dschihangir erwachte aus dem Schlafe, sprang auf und griff nach seinem Schwert. Als er Mohabut erblickte, fragte er ihn, was dieses Benehmen zu bedeuten habe; der General warf sich vor ihm nieder und sprach sein Bedauern aus, daß er sich nur auf diese Weise Zutritt zu der Person seines Fürsten verschaffen könne. Dschihangir unterdrückte seinen Zorn und da Mohabut bemerkte, daß jetzt seine gewöhnliche Zeit sei, öffentlich zu erscheinen, und ihn daher ersuchte, sein Pferd zu besteigen und sich zu zeigen, versuchte er, unter dem Vorwand, sich anzukleiden, in die Frauengemächer zu gelangen, um mit Nur Dschihan zu Rathe zu gehen. Aber man durchschaute seinen Plan und ließ ihn nicht zur Ausführung kommen, und nachdem er sich ange-

kleidet hatte wo er war, bestieg er eins seiner Pferde. Da jedoch Mohabuk glaubte, er werde auf einem Elephanten in sichererem Gewahrsam sein, bewog er ihn, sich auf eins dieser Thiere zu setzen, wo er ihm zwei bewaffnete Radschputen zur Begleitung gab. Auf diese Weise verfügte er sich nach dem Zelte Mohabuts.

Nur Dschihan verlor nicht ihre Geistesgegenwart bei diesen wichtigen Vorfällen. Da sie sich keinen Zutritt zum Kaiser verschaffen konnte, verkleidete sie sich und begab sich in einem Palankin der gemeinsten Art nach der Brücke. Die dort Wache habenden Soldaten hatten Befehl, Jeden herüberkommen zu lassen, aber Niemand von der andern Seite den Uebergang zu gestatten; deshalb fand sie kein Hinderniß und erreichte in Sicherheit das königliche Lager. Dort nannte sie ihren Bruder und die anderen Häuptlinge Feiglinge, die ihren Fürsten vor ihren Augen hätten gefangennehmen lassen; sie begnügte sich aber nicht blos mit Worten, sondern traf sofort Anstalten, seine Befreiung zu versuchen.

Am andern Morgen, als alle ihre Maßregeln vollendet waren, setzte sie ihre Truppen in Bewegung. An ihrer Spitze erschien Nur Dschihan selbst in der Haudah eines riesenhaften Elephanten, mit einem Bogen und zwei Köchern voll Pfeilen. Da die Radschputen die Brücke verbrannt hatten, mußte sie einen Versuch machen, weiter stromabwärts durch eine gefährliche Furth den Fluß zu überschreiten. Aber der ganze Plan schlug fehl. Wegen der Tiefe des Stromes hatten die meisten Truppen hinüberschwimmen oder bis über die Hüften im Wasser waten müssen; daher war ihr Pulver naß geworden und da außerdem ihre schwere Rüstung und ihre durchnäßten Kleider sie hemmten, konnten sie den Radschputen nur schwachen Widerstand leisten, welche den Vortheil des Bodens für sich hatten und sie mit einem Regen von Pfeilen, Kugeln und Raketen begrüßten. Der Elephant Nur Dschihan's war das Hauptziel des Angriffs; zahllose Kugeln umschwirrten die Haudah und eine derselben verwundete die kleine Tochter Scheriar's, die sie auf dem Schoose hatte. Zuletzt ward der Führer erschossen und da der Elephant im Rüssel verwundet worden, stürzte er sich in das tiefe Wasser und ward von dem Strome fortgerissen. Dennoch erreichte er nach vielen Anstrengungen das Ufer und als ihre Frauen die Kaiserin wieder einholten, fanden sie dieselbe beschäftigt, dem Elephanten den Pfeil auszuziehen und die Wunde

des Kindes zu verbinden. Da sie jetzt keine Hoffnung mehr sah, ihren Gatten durch Gewalt zu befreien, beschloß sie, seine Gefangenschaft zu theilen und wegen seiner Befreiung dem Glück und ihrem Witz zu vertrauen.

Mohabut rückte jetzt gegen Attok, wo er Asof Khan und andere Führer gefangennahm. Aber seine Macht stand immer noch auf unsicherer Grundlage, da sie von den Radschputen abhing, die als Hindu allen anderen Truppen verhaßt waren. Auch befleißigte sich der Kaiser auf Nur Dschihan's Rath einer planvollen Verstellung, um ihn ganz zu täuschen. Er heuchelte große Freude, der Aufsicht Asof Khans ganz entzogen zu sein und warnte Mohabut sogar, sich vor den Umtrieben Nur Dschihans zu hüten. Dadurch machte er ihn vollkommen sicher und er glaubte nun, von dem Kaiser nichts mehr zu fürchten zu haben. Unterdessen verfolgte Nur Dschihan das Ziel, in das dem Kaiser begleitende Heer soviel ihrer Getreuen als nur möglich aufnehmen zu lassen. Da sie jetzt in Kabul angekommen waren, hielt man es für nothwendig, die königliche Leibwache wegen der Afghanen zu verstärken, und da ihre Anhänger sich in großer Anzahl einstellten und ihre Dienste anboten, so fanden Viele derselben Aufnahme. Der Kaiser durfte jetzt auf einem Elephanten auf die Jagd gehen, aber immer noch von einer Wache von Radschputen begleitet, und es entstand eines Tages zwischen diesen und einer Abtheilung Ahdis, wie ein Theil der königlichen Leibwache hieß, ein Streit, in welchem Viele von den letzteren auf dem Platze blieben. Als sie Genugthuung forderten, gab Mohabut eine ausweichende Antwort. Das ganze Corps der Ahdis fiel nun über eine Anzahl Radschputen her, erschlug mehrere und jagte andere in das Gebirge, wo sie von den Bewohnern ergriffen und zu Sclaven gemacht wurden, und Mohabut selbst mußte sich in das kaiserliche Zelt flüchten. Am nächsten Tag wurden die Rädelsführer bestraft, aber die Macht Mohabuts hatte einen Stoß bekommen von dem sie sich kaum erholen konnte.

Nur Dschihan erkannte jetzt, daß die Zeit zum Handeln gekommen war. Ihre Beauftragten sammelten auf verschiedenen Punkten Mannschaften, und diese fanden sich zu Zweien und Dreien im Lager ein, als ob sie Dienste suchten. Als die Kaiserin sie so bei der Hand hatte, veranlaßte sie Dschihangir, eine Musterung der Truppen sämmtlicher Dscha-

girdars vorzuschlagen, und als sie selbst als Dschagirdar aufgefordert wurde, ihr Contingent zu stellen, stellte sie sich sehr entrüstet, in dieser Weise einem gewöhnlichen Unterthan gleichgestellt zu werden. Dennoch wollte sie nicht zurückbleiben, wie sie behauptete, und ließ alle bereit gehaltenen Mannschaften zu ihrem Contingent stoßen, um es vollzählig zu machen. Als Dschihangir sich zur Musterung begab, rieth er Mohabut, aus Rücksicht auf seine Sicherheit ihn nicht zu begleiten; und Letzterer mußte seine Zustimmung geben, da er nicht länger befehlen konnte. Wie Dschihangir die Mitte der Linie erreichte, schlossen die Truppen ihn ein und schnitten die ihn begleitenden Radschputreiter von ihm ab, und da jetzt auch die übrigen Mitverschworenen zu den Dschagirdars stießen, war die Person des Königs in vollständiger Sicherheit. Mohabut zog sich mit seinen Truppen in einige Entfernung zurück und Nur Dschihan, deren Bruder sich in seinen Händen befand, sah sich genöthigt, mit ihm ein Abkommen zu treffen. Sie machte es jedoch zur Bedingung, sie gegen Schah Dschihan zu unterstützen, den zu vernichten sie jetzt entschlossen war.

Dieser Prinz war vom Dekan mit nur 1000 Mann bis Adschmir vorgerückt. Hier starb einer seiner vornehmsten Anhänger und da die Hälfte seiner Leute ihn verließ, zog er sich mit dem Rest nach Sind zurück. Blos der Zustand seiner Gesundheit hielt ihn ab, eine Zuflucht in Persien zu suchen, als seine Angelegenheiten plötzlich eine günstigere Gestaltung annahmen. Er hörte von dem Tode seines Bruders Purwis und erfuhr außerdem, daß Mohabut, anstatt ihn zu verfolgen, selbst von den Truppen des Kaisers verfolgt würde, mit dem er sich veruneinigt hätte. Er eilte daher nach dem Dekan und vereinigte sich dort mit Mohabut und dessen Truppen.

Der Kaiser kehrte nach Lahore zurück und begab sich von dort wie alljährlich nach Kaschmir. Hier hatte er einen schweren Anfall von Asthma, an dem er häufig litt. Da man sein Leben für gefährdet hielt, beschloß man, ihn nach Lahore zu schaffen, aber er erlag den Anstrengungen der Reise und starb, ehe er ein Dritttheil des Weges zurückgelegt hatte (1627).

Während der Regierung Dschihangir's (1616) kam Sir Thomas Roe als Gesandter Jacobs I. von England an den Hof des Moguls.

Er blieb daselbst zwei Jahre und ward mit großer Aufmerksamkeit behandelt und zu den Privatzechgelagen des Kaisers zugelassen. Seinen Berichten verdanken wir vornehmlich unsere Kenntniß von dem Glanze des Hofes von Delhi unter den Monarchen aus dem Hause Timur.

Dschihangir erließ eine Verordnung gegen den Genuß des Tabaks, der vor Kurzem erst aus Amerika in dem Orient eingeführt worden war. Man wird sich erinnern, daß sein englischer Zeitgenosse ebenfalls einen großen Widerwillen gegen diese Pflanze hatte.

Elftes Kapitel.

Schah Dschihan. — Nur Dschihan. — Freigebigkeit Schah Dschihans. — Khan Dschihan Lodi. — Krieg im Dekan. — Kabul und Balkh. — Aurungsib. — Söhne des Kaisers. — Krankheit Schah Dschihan's. — Krieg unter seinen Söhnen. — Aurungsib stößt den Kaiser vom Throne. — Einsperrung des Prinzen Morad. — Prachtliebe Schah Dschihan's.

Mit dem Tode Dschihangir's war die Macht Nur Dschihan's zu Ende. Ihr Bruder Asof, der seinen Schwiegersohn Schah Dschihan aus dem Dekan herbeirief, setzte sie gefangen, als sie die Sache Scheriar's zu unterstützen versuchte; aber als Alles geordnet war, erhielt sie wieder ihre Freiheit und einen Jahrgehalt von einer Viertelmillion Pfund Sterling und ward mit aller schuldigen Achtung behandelt. Obgleich sie noch fast zwanzig Jahre lebte, mischte sie sich doch nie wieder in die Politik.

Asof Khan rückte gegen Lahore, wo Scheriar sich des königlichen Schatzes bemächtigt und die Truppen für sich gewonnen hatte. Scheriar lieferte ihm eine Schlacht und mußte, geschlagen, sich in die Citadelle flüchten; die Besatzung lieferte ihn aber aus und er und zwei seiner Vettern, die sich ihm angeschlossen, wurden auf Befehl Schah Dschihan's hingerichtet.

Hohe Ehren wurden Asof Khan und Mohabut zu Theil und unter ihre Freunde und Anhänger vertheilte der freigebige Monarch reiche Geschenke. Sowie er sich auf seinem Throne sicher fühlte, ließ er seinem Geschmack für prachtvolle Gebäude und kostspielige Feste freien Lauf.

Es wird erzählt, daß er zur Feier des ersten Jahrestages seiner Thronbesteigung in Kaschmir eine Reihe Zelte errichten ließ, zu deren Erbauung man zwei Monate brauchte. Bei dem Feste, das er in denselben gab, ließ er sich nicht nur wie gewöhnlich gegen edle Metalle wägen, die alsdann unter die Anwesenden vertheilt wurden, sondern er ließ auch Gefäße mit Juwelen sich um das Haupt schwenken und ihren Inhalt über sich ausschütten (was für ein Mittel gegen Unglück gilt) und auch diese unter die Gäste vertheilen. Die Kosten dieses Festes sollen sich auf mehr als anderthalb Millionen Pfund Sterling belaufen haben.

Das Dekan gab zuerst den Waffen Schah Dschihan's Beschäftigung. Ein Afghane, Namens Khan Dschihan Lodi, der zu hoher militairischer Stellung im kaiserlichen Dienst gelangt war und der beim Tode Dschihangir's den Oberbefehl im Dekan führte, glaubte nun, wagen zu dürfen, sich unabhängig zu machen. In dieser Absicht schloß er Frieden mit Nisam Schahi, Fürsten von Ahmed-Nugur, und überließ ihm die letzten Eroberungen der Moguln im Dekan. Dennoch leistete er Schah Dschihan Gehorsam und kam auf dessen Ladung an den Hof von Agra. Hier erhielt er entweder richtige oder falsche Nachricht, daß man gegen ihn mit Plänen umgehe, und er verließ an der Spitze seiner 2000 Afghanen am hellen Tage die Stadt. Die königlichen Truppen verfolgten ihn, aber es gelang ihm, Gondwana zu gewinnen, von wo er sich in das Gebiet um Ahmed-Nugur begab. Schah Dschihan beschloß, gegen ihn in Person ins Feld zu rücken; aber da einer der Generäle, den er vorausgeschickt, das Heer des Nisam Schahi Königs schlug, mußte Khan Dschihan aus dem Dekan entweichen. Er flüchtete sich nach Bundelkund, ward aber dort ergriffen und umgebracht und sein Kopf dem Kaiser geschickt (1630).

Der Tod Khan Dschihan's machte dem Krieg im Dekan kein Ende und außerdem suchten das unglückliche Land in Folge des Ausbleibens der periodischen Regen in zwei aufeinanderfolgenden Jahren alle Schrecken der Hungersnoth heim und auf diese folgte wie gewöhnlich die Pest. Der Krieg dauerte fort gegen die Könige von Ahmed-Nugur und Bedschapur; aber auf die Einzelheiten einzugehen, wäre überflüssig, denn der Leser muß jetzt ziemlich vertraut mit dem Verlauf eines indischen Krieges sein — mit den häufigen Uebertritten, der Arglist, dem Verrath und den

Verhandlungen, die immer in seinem Gefolge auftreten. Es genügt zu sagen, daß der Kaiser 1635 nach dem Dekan zurückkehren mußte, wo er während eines Aufenthaltes von fast zwei Jahren die mohamedanischen Könige von Bedschapur und Golkonda zum Gehorsam brachte und dem Königreich Ahmed-Nugur ganz ein Ende machte (1637).

Die sechzehn folgenden Jahre der Regierung Schah Dschihan's füllten militairische Ereignisse in Kabul und dessen Nachbarschaft aus. Im Jahre 1637 übergab Ali Merdan Khan, der Statthalter von Kandahar, um sich der Tyrannei seines Herrn, des Königs von Persien, zu entziehen, diese Stadt Schah Dschihan und begab sich nach Delhi, um dort seinen Wohnsitz zu nehmen. Da er ein Mann von großem Talent war, fand er einen höchst ehrenvollen Empfang; er ward nach einander Statthalter von Kaschmir und von Kabul und bei verschiedenen Gelegenheiten im Krieg und Frieden verwendet. Die öffentlichen Arbeiten, die er ausführte, vornehmlich der nach ihm benannte Canal in Delhi, bewiesen seine Geschicklichkeit und Einsicht und erregten allgemeine Bewunderung.

Dem Anschein nach günstige Umstände hatten Schah Dschihan veranlaßt, die Ansprüche seines Hauses auf das Gebiet von Balkh geltend zu machen, dessen sich die Usbeken bemächtigt hatten, und er ließ deshalb ein Heer unter Ali Merdan in dieses Land einrücken (1644). Die Annäherung des Winters zwang ihn jedoch, sich zurückzuziehen, ohne etwas ausgerichtet zu haben und im nächsten Jahre ging eine neue Expedition unter einem Radschputradschah dorthin ab, in dessen Heer sich ein Corps von 14,000 Mann seiner eigenen Kaste befand. Diese, obgleich in einem so heißen Lande wie Indien geboren, ertrugen den Schnee und die Unwetter des Hindukusch mit der größten Ausdauer; sie fällten Bäume, erbauten Verschanzungen und warfen die wiederholten Angriffe der Usbeken zurück; aber dennoch war die Eroberung des Landes noch so fern wie je. Schah Dschihan kam nun selbst nach Kabul (1645) und schickte ein zahlreiches Heer unter seinem jüngsten Sohn Morad, begleitet von Ali Merdan als Rathgeber, nach Balkh. Dieser Kriegszug hatte Erfolg und das ganze Land unterwarf sich. Als aber im nächsten Jahr der Kaiser nach Delhi zurückgekehrt war und Morad ohne Erlaubniß seinen Posten verließ und sich ebenfalls in die Hauptstadt begab, überschwemmten die

Usbeken jenseit des Oxus von Neuem das eben erst erworbene Gebiet. Morad fiel deshalb in Ungnade; der Heerbefehl ward dem dritten Sohn des Kaisers, dem Prinzen Aurungsib, übertragen und Schah Dschihan begab sich selbst nach Kabul. Anfangs errang der Prinz einige Erfolge, aber er mußte sich zuletzt in die Stadt Balkh zurückziehen. Der Kaiser erkannte jetzt die Thorheit, die Kräfte seines Reichs in der Verfolgung eines so wenig haltbaren Sieges zu verschwenden und übertrug seine Ansprüche einem der um den Besitz kämpfenden Usbekenfürsten, der sich an seinen Hof geflüchtet hatte. Aurungsib erhielt Befehl, die noch in seinem Besitz befindlichen Plätze diesem Prinzen auszuliefern und sein Heer nach Kabul zurückzuführen. Er gehorchte und begann seinen Rückzug durch die Pässe des Hindukusch gerade mit Eintritt des Winters, und seine Truppen litten theils von dem Schneefall, theils von den Angriffen der Bergbewohner so sehr, daß sie sich glücklich schätzten, mit dem Verlust ihres Gepäcks und ihrer Pferde davon zu kommen.

Der Schah von Persien führte nun selbst ein Heer gegen Kandahar (1648) und zwang durch kluge Benutzung des Winters, wo die Verbindung mit Indien durch den Schnee unterbrochen ist, die Stadt, ihre Thore zu öffnen, ehe der zu ihrer Vertheidigung abgeschickte Aurungsib eintreffen konnte. Der Prinz machte einen Versuch, sich ihrer wieder zu bemächtigen, aber vergebens, und als er im folgenden Jahre mit stärkeren Streitkräften wiederkehrte, war er nicht glücklicher. Der älteste Sohn des Kaisers, Dara Schiko, bewog nun seinen Vater, ihn die Wiedereroberung Kandahars versuchen zu lassen. Er zog mit viel stärkerer Heeresmacht aus, als bis jetzt verwendet worden war, aber trotz aller Anstrengungen der Kriegskunst und des Muthes war der Widerstand der persischen Besatzung nicht zu brechen. Die Belagerung ward aufgehoben und Kandahar war dem Mogulreich für immer verloren.

Zwei Jahre der Ruhe folgten, während welcher Zeit Schah Dschihan, nach Vollendung einer seit zwanzig Jahren begonnenen Vermessung seiner Besitzungen im Dekan zu Steuerzwecken, auf dieses Land das während der Regierung seines Großvaters von Todar Mal eingeführte System der Steuereinsammlung ausdehnte. Während dieser Zeit starb auch Saad Ulla Khan, berühmt als der tüchtigste und redlichste Minister, den Indien jemals gesehen hat.

Aurungsib fand bald Gelegenheit, von Neuem im Dekan zu erscheinen. Mir Dschumla, der Minister des Königs von Golkonda, hatte sich mit seinem Herrn überworfen und suchte um den Schutz des Kaisers nach, der ihm denselben auf den Wunsch Aurungsib's gewährte und eine hochfahrende Botschaft an den König von Golkonda ergehen ließ. Als dieser Fürst sich ihr zu gehorchen weigerte, erhielt Aurungsib Befehl, mit Zwang gegen ihn einzuschreiten. Da List mehr nach des Prinzen Geschmack war als Gewalt, brach er, unter dem Vorwande, seinen Sohn Mohamed nach Bengalen zu geleiten, wo er seine Base, die Tochter des Prinzen Schudschah, des Statthalters dieser Provinz, heirathen sollte, mit einer kleinen Truppenabtheilung auf. Da der Weg von Aurungabad*) dorthin über Masulipatam führte, kam er ganz in die Nähe von Heiderabad, und während der König für ihn ein Fest vorbereitete, näherte er sich so plötzlich der Stadt, daß der König kaum Zeit fand, sich in das Bergschloß Golkonda zu flüchten. Die Stadt ward geplündert und zum Theil in Brand gesteckt; Truppen, welche Aurungsib bereit gehalten, rückten heran und der König mußte sich zuletzt den Bedingungen fügen, die ihm der Sieger vorschrieb (1656). Unmittelbar darauf fand Aurungsib einen Vorwand, um in Bedschapur einzufallen, und er würde dieses Königreich gewiß erobert haben, wenn nicht wichtigere Ereignisse seine Aufmerksamkeit anderswohin gelenkt hätten.

Schah Dschihan war jetzt in Jahren vorgerückt. Er hatte vier Söhne, Dara Schiko, Schudschah, Aurungsib und Morad. Der erste derselben war ein Mann von vielen schätzbaren Eigenschaften, tapfer, freigebig, offen und großmüthig, aber jähzornig, eigensinnig und anmaßend. Schudschah gab sich dem Weine und dem Vergnügen hin, war aber nicht ohne Talent. Morad war von beschränktem Geiste und in Sinnlichkeit versunken. Aurungsib unterschied sich von ihnen Allen. Sein Benehmen war sanft, aber sein Herz kalt; er war vorsichtig und argwöhnisch, ein großer Heuchler, schlau und scharfsinnig; dabei war er von schönem Aeußern, tapfer und leutselig. Vor Allem war er (obgleich Viele darin seiner Aufrichtigkeit mistrauten) ein eifriger Mohamedaner und erfüllte mit Sorgfalt alle äußerlichen Religionspflichten. Zu einer Zeit äußerte

*) Die alte Stadt Gorka, wenige Meilen von Dauletabad, hatte diesen Namen nach Auringsib erhalten.

er sehr entschieden die Absicht, sich von der Welt zurückzuziehen und Fakir zu werden.

Schah Dschihan hatte in der letzten Zeit viele von seinen Regierungs-Obliegenheiten auf Dara als seinen Thronerben übertragen. Eine Nierenkrankheit brachte ihn damals an den Rand des Grabes und obgleich Dara Alles that, um seinen Zustand geheim zu halten, waren doch seine Brüder genau davon unterrichtet. Schudschah, der Statthalter von Bengalen war, nahm sogleich den Königstitel an, setzte seine Truppen in Bewegung und rückte auf seinem Marsch nach Agra in Behar ein. In gleicher Weise erklärte sich Morad in Guserat für unabhängig. Der schlaue Aurungsib verweigerte zwar den Befehlen Dara's den Gehorsam, machte aber auf die königliche Würde keinen Anspruch; dafür beschloß er, den einfältigen Morad als Stufenleiter für seinen Ehrgeiz zu benutzen. Er schrieb an ihn, wünschte ihm zu seiner Thronbesteigung Glück und erklärte, der Welt entsagen und sich nach Mekka zurückziehen zu wollen. Vorher wollte er sich jedoch mit ihm gegen den gottlosen Dara *) verbinden und gemeinschaftlich mit ihm dem ungläubigen Radschah Dscheswunt Sing Widerstand leisten, der gegen sie heranzog. Alsdann wollten sie, setzte er hinzu, gemeinschaftlich vor ihren Kaiser treten, ihn von ungebührlichem Einfluß befreien und den Versuch machen, ihn zu bewegen, ihrem verirrten Bruder zu verzeihen. So plump und handgreiflich dieser Kunstgriff war, genügte er doch, Morad zu täuschen (1657).

Unterdessen war Schah Dschihan wieder gesund genug geworden, um die Regierung von Neuem zu übernehmen, und das Benehmen seiner anderen Söhne diente nur dazu, ihn in seinem Vertrauen auf Dara zu bestärken. Er schrieb an Schudschah und befahl ihm, sofort in seine Statthalterschaft zurückzukehren; aber dieser Prinz stellte sich, als ob dieser Befehl nur von Dara ausginge und setzte seinen Marsch fort. Die kaiserlichen Truppen unter dem Prinzen Soliman, dem Sohne Dara's, lieferten ihm nun eine Schlacht, und eine Niederlage bei Benares zwang ihn, nach Bengalen zurückzukehren. Unterdessen war Aurungsib in Malwa zu Morad gestoßen und bei Udschen trafen und schlugen sie den Radscha Dscheswunt Sing, dessen tapfere Radschputen von den anderen Truppen

*) Dara bekannte sich zu den religiösen Meinungen seines Großvaters.

nur schlecht unterstützt wurden. Den Sieg schrieb man hauptsächlich der Tapferkeit Morad's zu. Aurungsib hatte seinem Bruder, als er sich mit ihm vereinigt hatte, einen Eid der Treue geleistet und er behandelte ihn auch zu allen Zeiten als seinen Vorgesetzten, obgleich alle Maßregeln in Wirklichkeit von ihm ausgingen.

Wie die beiden Prinzen ihren Marsch fortsetzten, kehrte der Kaiser, der nach Delhi aufgebrochen war, nach Agra zurück und traf Anstalten, selbst zu Feld zu ziehen, in der Hoffnung, eine Versöhnung herbeizuführen. Man redete ihm jedoch diesen Versuch als hoffnungslos aus und der ungestüme Dara rückte, ohne die Truppen des Prinzen Soliman von Benares zu erwarten und gegen die Befehle seines Vaters, den Rebellen entgegen. Einen Tagemarsch von Agra stießen die beiden Heere auf einander. Die Radschputen und eine Abtheilung Usbekenreiterei in dem Heere Dara's zeichneten sich durch ihren verwegenen Muth aus und Dara selbst focht mit der größten Tapferkeit. Morad zeigte seinen gewöhnlichen Heldenmuth; die Haudah seines Elephanten, lange als Merkwürdigkeit aufbewahrt, stak so voll von den Pfeilen der Usbeken, daß sie einem Stachelschwein glich, und als sein Elephant vor ihnen wich, befahl er, seine Beine mit Ketten zu binden. Aurungsib zeigte seine gewöhnliche Unerschrockenheit und kalte Ruhe. Er trieb seinen Elephanten überall hin, wo die größte Gefahr war und rief seinen Truppen zu, daß Gott mit ihnen sei, und sie keine andere Rettung oder Flucht hätten. Ein in den indischen Kriegen häufig vorkommendes Ereigniß entschied die Schlacht. Eine Rakete traf Dara's Elephanten so, daß er unlenksam ward und der Prinz absteigen und sich auf ein Pferd setzen mußte. Seine Truppen glaubten, er sei gefallen; ein panischer Schrecken verbreitete sich unter ihnen; sie wichen und bald war das ganze Heer in Flucht aufgelöst. Dara eilte nach Agra, setzte aber, zu sehr beschämt, seinem Vater vor Augen zu treten, seinen Weg nach Delhi fort (1658).

Nach errungenem Siege warf sich Aurungsib auf die Knie nieder und stattete dem Himmel Dank ab. Dann suchte er Morad auf und wünschte ihm Glück zur Erlangung des Königreichs. Am dritten Tage erschienen sie vor Agra, das ihnen keinen Widerstand leistete. Aurungsib fuhr immer noch fort, seinem Vater Botschaften mit den lebhaftesten Betheuerungen seiner Pflichttreue zuzusenden und das Geschehene mit

dem Drange der Noth zu entschuldigen. Da er jedoch zuletzt fand, daß sich der Kaiser dem Prinzen Dara nicht abwendig machen ließ, so schickte er seinen Sohn Mohamed ab, um die Citadelle, in welcher er wohnte, in Besitz zu nehmen und allen Verkehr zwischen ihm und seinen Freunden zu verhindern. So endete die Regierung Schah Dschihan's. Er überlebte seine Absetzung sieben Jahre, während welcher Zeit er mit Aufmerksamkeit und Ehrerbietung behandelt ward; denn Aurungsib war nie aus Neigung grausam und sein Gewissen machte ihm wahrscheinlich Vorwürfe über das, was er gethan hat.

Da Aurungsib nun Morad's nicht länger bedurfte, so entledigte er sich seiner ohne Umstände. Als sie auf dem Marsch gegen Dara begriffen waren, lud er ihn eines Tags zum Abendessen ein. Der Wein ging fleißig herum, und selbst Aurungsib trank gegen seine Gewohnheit. Morad berauschte sich wie gewöhnlich und während er in diesem Zustande war, schaffte man seine Waffen bei Seite und legte ihn in Ketten. Alsdann setzte man ihn auf einen Elephanten und brachte ihn als Gefangenen nach Delhi, während zugleich drei andere Elephanten in verschiedenen Richtungen abgingen, um seine Freunde über den Ort seiner Gefangenschaft irrezuführen. Später kam er nach Gwalior, dem Staatsgefängniß jener Zeit.

So endete die Herrschaft Dschihan's, der, obgleich als Regent nicht so groß wie Baber oder Akbar, einer der besten Beherrscher war, die Indien gehabt hat.

Zu keiner Zeit, während der Herrschaft der Mohamedaner, war das Land in einem so blühenden Zustand gewesen. Es war reich an schönen und wohlhabenden Städten; die Polizei war im Allgemeinen gut; die Gerechtigkeit ward unparteiisch verwaltet und die Ruhe im Innern blieb ungestört. Dennoch müssen wir alle diese Vorzüge nach asiatischem Maßstab messen und nicht denselben Grad von Vollkommenheit wie im neuern Europa erwarten. Indien unter Schah Dschihan konnte sich in dieser Hinsicht mit dem heutigen Frankreich und England nicht messen; aber in der Vollkommenheit seiner politischen Zustände stand es weit über Spanien und Portugal in ihren besten Zeiten.

Die Prachtliebe Schah Dschihan's überstieg Alles, was man jemals in Indien oder im Orient gesehen hat. Sein Hof und Alles was dazu

gehörte, erschien im größten Glanze. Der berühmte Pfauenthron, den er erbaute, soll fast sechsundeinehalbe Million Pfund Sterling gekostet haben. Sein Name rührte von einem künstlichen Pfau her, an welchem alle natürlichen Farben des Gefieders in kostbaren Steinen nachgeahmt waren.

Schah Dschihan erbaute die neue Stadt Delhi, in welcher der königliche Palast und die Dschumna Musdsched zwei der glanzvollsten Gebäude des Orients sind. Aber sein prachtvollster Bau war der Tadsch Mahal, ein seiner Königin in Agra errichtetes Mausoleum. Es ist aus weißem Marmor gebaut, reich mit Mosaikarbeiten von kostbaren Steinen verziert und steht durch die Eleganz des Planes, die Correctheit des Geschmacks und den hohen Werth des Materials vielleicht ohne Nebenbuhler da. Es ist ein wohlthuender Gedanke, daß keine Bedrückung stattfand, um die Mittel zur Errichtung so großartiger Bauten herbeizuschaffen, da das gewöhnliche Einkommen des Reiches vollauf zur Deckung der Kosten zureichte, und als Schah Dschihan zu regieren aufhörte, fanden sich in dem Schatz große Summen Geld vor, ganz abgesehen von dem Silberzeug und den Juwelen, die er enthielt.

Zwölftes Kapitel.

Aurungsib oder Alumgir I. — Ende Dara's. — Schudschah's. — Solimans Tod. — Mir Dschumla. — Die Maratten. — Malodschi. — Sewadschi. — Fortschritte seiner Macht. — Aurungsib's Benehmen gegen ihn. — Seine Einrichtungen. — Tschaut. — Die Sadhs.

Aurungsib nahm bei seiner Thronbesteigung den Titel Alumgir oder Eroberer der Welt an. Zuerst wendete er sich gegen Dara, der sich jetzt in Lahore befand; aber bei der Annäherung Aurungsib's floh er von dort nach Sind. Sein Sohn Soliman sah sich von seinen Truppen verlassen und suchte eine Zuflucht bei dem Radschah von Sirinugur im Norden Indiens, der ihn gefangen setzte. Schudschah blieb daher allein übrig, um seinem Bruder den Thron streitig zu machen.

Das Vorrücken dieses Prinzen rief Aurungsib von der Verfolgung

Dara's zurück. Nachdem Schudschah den Ganges überschritten, stieß er auf Aurungsib; aber sie blieben drei Tage einander gegenüber stehen und keiner zeigte Lust, das Gefecht zu beginnen. Am vierten Tage, als Aurungsib wie gewöhnlich seine Truppen vor Tagesanbruch aufgestellt hatte, ward er von einem großen Aufruhr in seinem Rücken überrascht. Die Ursache desselben war Radschah Dscheswunt Sing, der jetzt in seinen Diensten stand, der aber heimlich mit Schudschah übereingekommen war, gleichzeitig Aurungsib's Armee von vorn und von hinten anzufallen. Aber obgleich dieser Angriff viel Schrecken und Verwirrung verursachte, schlug er doch fehl, da Schudschah erst nach Sonnenaufgang vorrückte. Wie Dscheswunt sah, daß er ohne Unterstützung blieb und das ganze Heer auf sich zu ziehen fürchtete, zog er seine Truppen wieder zurück und stellte sich in einiger Entfernung auf. Als alsdann die Schlacht sich gegen Schudschah entschied, kehrte er eiligst nach seiner Heimath zurück. Schudschah floh nach seiner Niederlage nach Bengalen, verfolgt von einer Armee unter Prinz Mohamed und Mir Dschumla (1659).

Dara war mittlerweile bis Guserat vorgedrungen und machte sich zum Herrn der ganzen Provinz, da sich der Statthalter für ihn erklärte. Er schlug Dscheswunt Sing vor, sich mit ihm zu vereinigen; aber es war dem schlauen Aurungsib gelungen, diesen Radschah wieder auf seine Seite zu ziehen, und als Dara sich seiner Residenz auf fünfzig Meilen genähert hatte, ließ er ihm sagen, daß er nicht wagen könne, zu ihm zu stoßen. Alle Vorstellungen blieben vergebens und Dara mußte sich begnügen, ohne weitere Hilfe als seine eigenen Truppen in Adschmir einzurücken. Er verschanzte sich hier in einer Stellung auf den Höhen und erwartete den Angriff Aurungsib's, der bald von Agra eintraf. Nachdem der Kaiser die Stellung drei Tage beschossen hatte, befahl er einen allgemeinen Sturm. Der Statthalter von Guserat blieb und sein Fall entmuthigte Dara so, daß er floh und alle seine Truppen sich zerstreuten.

Ein mühsamer Marsch von acht Tagen und Nächten in heißer Witterung, beunruhigt von den fortwährenden Angriffen der wilden Kolistämme, brachte Dara und seine wenigen Begleiter nach Ahmedabad, das ihm die Thore schloß. Von hier wendete er sich nach Kutsch, in der Absicht, Zuflucht bei den Persern in Kandahar zu suchen. Er erreichte die Provinz Dschun östlich von Sind, deren Befehlshaber, ein Afghane, der ihm

sehr verpflichtet war, ihn mit großer Freundlichkeit empfing, aber im Geheimen auf Verrath sann und eine Gelegenheit abwartete, um ihn gefangenzunehmen und nach Delhi zu schicken.

Dara zog in die Hauptstadt auf einem schlechten Elephanten und in Fesseln ein. Man führte ihn durch die vornehmsten Straßen. Das Volk machte seinem Schmerz mit Thränen und lauten Klagen Luft, und als am nächsten Tage der Häuptling von Dschun, der ihn verrathen hatte, sich zeigte, begrüßte es ihn mit einem Hagel von Ziegeln und Steinen, und nur die kräftige Einmischung der Polizei rettete ihm das Leben. Wenige Tage später ward ein Scheingericht von Mitgliedern des Raths und Rechtsgelehrten zusammenberufen, um über Dara zu entscheiden, und er ward als Abtrünniger vom mohamedanischen Glauben zum Tode verurtheilt. Aurungsib gab scheinbar ungern Befehl zur Vollstreckung des Urtheils. Die Henker fanden Dara und seinen Sohn beschäftigt, sich Linsen zu kochen, die einzige Speise, die sie, aus Furcht, vergiftet zu werden, anzurühren wagten. Den Zweck der Eintretenden errathend, griff Dara rasch nach dem Messer, dessen er sich bedient hatte und vertheidigte sich tapfer bis ihn die Uebermacht überwältigte. Man schnitt ihm den Kopf ab und überbrachte diesen Aurungsib, und sein Leichnam ward dem Volke auf einem Elephanten gezeigt. Aurungsib befahl, den Kopf auf einen Teller zu legen und in seiner Anwesenheit abzuwaschen und abzutrocknen. Als er sich so versichert hatte, daß es wirklich der Kopf Dara's war, fing er an, zu weinen und zu jammern und gab dann Befehl, ihn in dem Grabmal Humajun's beizusetzen. Dara's Sohn kam als Gefangener nach Gwalior.

Unterdessen hatten die Operationen gegen Schudschah keinen Stillstand erlitten; aber Prinz Mohamed, unzufrieden, nur eine Puppe in der Hand Mir Dschumla's zu sein, ging zu seinem Oheim über, der ihm seine Tochter zur Gemahlin gab. Bald darauf fiel er jedoch wieder ab und kehrte in Mir Dschumla's Lager zurück, wo er auf Befehl seines Vaters festgenommen und nach Gwalior geschickt ward. Mir Dschumla bedrängte dann Schudschah hart, und zwang ihn, sich nach Dacca zurückzuziehen, von wo er entfloh und bei dem König von Arakan Schutz suchte. Er und seine Familie ging in diesem Lande zu Grunde, aber die näheren Umstände ihres Schicksals sind unbekannt (1660).

Um diese Zeit gelang es auch, den Radschah von Sirinugur zu bewegen, Dara's Sohn Soliman auszuliefern. Gleich seinem unglücklichen Vater führte man ihn auf einem Elephanten in Ketten durch die Straßen und brachte ihn dann vor den Kaiser. Seine ritterliche Erscheinung rührte Viele zu Thränen und selbst sein Oheim stellte sich erschüttert. Solimans einzige Bitte war, sogleich enthauptet und nicht der langsamen Qual der Puhsta*) unterworfen zu werden. Aurungsib hieß ihn, sich nicht zu fürchten und setzte hinzu, daß er vorsichtig aber nicht grausam sei. Auch Soliman kam nach Gwalior. Einige Monate später ward ein Fluchtversuch Morad's, der ebenfalls in dieser Festung gefangen saß, entdeckt, und da Aurungsib den Sohn eines Mannes, dem Morad in Guserat das Leben hatte nehmen lassen, bewog, ihn wegen Mordes anzuklagen, ward er zum Tode verurtheilt und im Gefängnisse hingerichtet.

Da die ganze kaiserliche Familie jetzt entweder todt oder im Kerker war, flößte nur noch ein Mann Aurungsib Besorgniß ein. Dies war sein eigener General, Mir Dschumla, der in Bengalen den Befehl führte. Um ihn zu beschäftigen, rieth er ihm an, einen Versuch zu machen, das Königreich Assam zu erobern, welches im Osten dieser Provinz in einem von dem Fluß Barrumputr durchströmten weiten Thale liegt. Mir Dschumla brach demnach von Dacca auf (1662), schaffte seine Truppen in Booten den Fluß hinauf und hatte bald das Land unterworfen. Er schrieb in stolzen Worten an den Kaiser und meldete ihm seine Siege und seine Absicht, weiter vorzurücken und sich den Weg nach China zu bahnen. Aber die Regenzeit trat ein; Lebensmittel waren nicht zu beschaffen und die Eingebornen griffen das Lager von allen Seiten an. Später brach eine Seuche unter den Truppen aus und der prahlerische General sah sich gezwungen, den Rückzug anzuordnen. Er starb, ehe er Dacca erreichte, entkräftet von Anstrengung und Krankheit (1663). Der Kaiser über-

---

*) Die Puhsta bestand, wie der von Mill angeführte Bernier sagt, aus zerquetschten Mohnköpfen, eine Nacht hindurch in Wasser eingeweicht. Der Prinz, auf den dieser Aufguß wirken sollte, erhielt nüchtern einen großen Becher voll davon und nicht eher andere Speisen, als bis er ausgetrunken hatte. Das Gift nahm ihm allmälig Kräfte und Verstand und so siechte er dem Tode entgegen. Nach Bernier ward Soliman dieses Getränk gereicht.

trug seinen Rang und seine Würden auf seinen Sohn Emin. „Du," sagte er zu diesem, „Du hast einen Vater verloren und ich habe den größten und gefährlichsten meiner Freunde verloren."

Ein schwerer Krankheitsanfall überzeugte jetzt Aurungsib von der Ungewißheit seines Lebens und seiner Macht. Verschiedene Umtriebe kamen gleich in Gang; Einige wollten Schah Dschihan wieder auf den Thron setzen, Andere die Thronfolge dem zweiten Sohn des Kaisers Moazzim sichern, Andere seinem dritten Sohne Akbar. Aber der Muth und die Ausdauer Aurungsib's siegten über alle diese Umtriebe und erzwangen von Allen Gehorsam. Er begab sich dann nach Kaschmir, um seine Gesundheit ganz wieder herzustellen.

Während seines Aufenthalts in Kaschmir brach der erste Krieg zwischen den Mogulen und den Maratten aus, jenem Volke im Dekan, welches bestimmt war, eine so wichtige Rolle in der spätern Geschichte Indiens zu spielen.

Das Land der Maratten beginnt an der Bergkette südlich vom Nerbudda und erstreckt sich südlich bis zur Parallele von Goa; das Meer begrenzt es im Westen und im Osten der Fluß Worda. Ein Theil der westlichen Ghats durchschneidet es von Norden nach Süden und der schmale Strich zwischen diesem Gebirge und dem Meere heißt das Konkan. Die Maratten bekennen sich zur Hindureligion und gehören alle der untern Kaste an; aber wahrscheinlich sind sie nicht von gleicher Abstammung mit den Hindu *). Im Aussehen und Charakter unterscheiden sie sich von dem Volke in Hindustan und von den meisten der anderen Bewohner des Dekan. Sie sind klein von Gestalt und gemein von Aussehen; rührig, ausdauernd und schlau, verlieren sie auch nicht auf einen Augenblick ihren Nutzen aus dem Auge. Von den anderen indischen Stämmen unterscheiden sie sich auch dadurch, daß sie keine Radschahs haben; ihre Häuptlinge sind blos erbliche Vorsteher von Dörfern oder größern Districten. In den Geschichtsbüchern der Mohamedaner kommt ihr Name erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts vor. Gegen die Mitte des 16. fing der König des benachbarten Bedschapur an, die Marattensprache anstatt der persischen in seinem Finanzwesen zu gebrauchen, und

*) Siehe oben Seite 6.

er nahm Viele in sein Heer auf, wo sie bald ihre Tüchtigkeit als leichte Reiter zeigten. Die anderen Könige verwendeten sie auch; aber erst um die Zeit des Malik Ambr fingen sie an, eine wichtige Rolle im Dekan zu spielen.

Der vornehmste Mann unter den Maratten war damals ein Häuptling Namens Dschadu Rao, der, obgleich wahrscheinlich ohne Grund, vom Radschputenstamm zu sein behauptete. Unter ihm diente ein Maratte von achtbarer Familie, Namens Malodschi Basla und bei Gelegenheit einer großen Hindufestlichkeit besuchte er Dschadu's Haus in Begleitung seines Sohnes Schahdschi, eines fünfjährigen Knaben. Während der Festesfreude nahm Dschadu Schahdschi und seine eigene Tochter, ein dreijähriges Kind, auf den Schoos und sagte lachend: „Das ist ein schönes Paar und sie sollten Mann und Frau werden.“ Malodschi sprang sogleich auf und rief die Gesellschaft zum Zeugen, daß die Tochter Dschadu's mit seinem Sohne verlobt sei. Der Stolz des Häuptlings fühlte sich verletzt und ein Streit war die Folge. Das Glück lächelte jedoch Malodschi; er gelangte unter der Regierung von Ahmednugur zu Ansehen und erwarb ein Dschaghir, dessen Hauptort Puna war, und Dschadu weigerte sich nun nicht länger, seine Tochter Schahdschi zur Frau zu geben.

Schahdschi zeichnete sich ebenfalls aus. Er trat in die Dienste des Königs von Bedschapur und erlangte ein großes Dschaghir in Meisore. Da er immer noch im Besitz von Puna war, nahm er seinen ältesten Sohn mit nach Meisore und ließ in Puna seinen zweiten Sohn Sewadschi unter der Obhut eines Braminen Namens Dadadschi zurück, der das Dschaghir verwaltete. Wie der junge Sewadschi in die Höhe wuchs, zeigte er einen sehr feurigen und energischen Charakter, und mit sechzehn Jahren fühlte er sich Dadadschi's Aufsicht entwachsen. Seine liebste Gesellschaft waren die Reiter seines Vaters und die Bewohner der benachbarten Ghats, und beständiges Jagen in denselben machte ihn vertraut mit allen Pässen und Engnissen dieser Berge. Man hatte ihn sogar in starkem Verdacht, bei vielen im Konkan vorfallenden Räubereien betheiligt zu sein. Seine Liebe zu Abenteuern steigerten noch die landesüblichen Volkslieder, denen er mit Vergnügen zuhörte.

Nach dem Tode des Braminen nahm Sewadschi das Dschaghir Puna

in Besitz und stellte die Geldsendungen an seinen Vater ein. Er fühlte sich bald stark genug, sich gegen den König von Bedschapur aufzulehnen, und machte sich zum Herrn des ganzen nördlichen Konkan. Der König warf auf der Stelle Schahdschi als Geisel für seinen Sohn ins Gefängniß und drohte, die Thür seines Kerkers zumauern zu lassen, wenn Sewadschi sich nicht in einer bestimmten Zeit unterwerfe. Sewadschi trat nun sogleich in die Dienste Schah Dschihan's und durch die Vermittelung dieses Monarchen erhielt Schahdschi seine Freiheit wieder. 1655, als Aurungsib seinen Kriegszug nach dem Dekan antrat und gegen den König von Golkonda stand, war Sewadschi so keck, Raubzüge in die Provinzen des Moguls zu machen; aber als er fand, daß der Prinz mehr Erfolg hatte als er erwartet, bat er um Verzeihung und erhielt sie. Als Aurungsib das Dekan verließ, um die Krone an sich zu reißen (1658), verfolgte Sewadschi seinen Streit mit dem König von Bedschapur, den er schließlich nöthigte, unter ihm günstigen Bedingungen Frieden zu schließen (1662). Er unterhielt jetzt ein Heer von 50,000 Reitern und 7000 Mann Fußvolk.

Sewadschi suchte abermals mit Raubzügen die Besitzungen des Moguls heim, und Schaista Khan, der für den Kaiser im Dekan den Befehl führte, rückte ihm entgegen, schlug seine Truppen und bemächtigte sich Puna's. Er nahm sein Quartier in dem Hause, wo Sewadschi aufgewachsen war und dieser, der sich in der benachbarten Bergveste Singhar befand, beschloß, wo möglich Vortheil von seiner Kenntniß der Oertlichkeit zu ziehen. Er verließ Singhar nach Dunkelwerden, stellte Parteien längs der Straße auf, um nöthigenfalls Unterstützung zu haben und schloß sich mit fünfundzwanzig seiner Leute einem Hochzeitzuge an. So gelangte er in die Stadt, schlug den geraden Weg nach dem Hause ein und fand durch eine Hinterthür Zutritt. Schaista hatte kaum Zeit, sich aus seinem Schlafzimmerfenster hinunter auf die Straße zu lassen und verlor zwei seiner Finger durch einen Hieb mit dem Schwerte, den er beim Herabgleiten bekam. Sein Sohn und seine Bedienung wurden niedergehauen. Sewadschi zog sich unbelästigt zurück und begab sich, im Triumph und von brennenden Fackeln begleitet, wieder nach Singhar. Heute noch erzählen die Maratten diesen kühnen Streich Sewadschi's mit Frohlocken.

Sewadschi wußte jetzt, daß die Maratten am vortheilhaftesten als leichte Reiterei verwendet werden könnten, und nach dieser Ueberzeugung verfahrend stellte er sich an die Spitze von 4000 Reitern und stürzte sich auf den reichen Seehafen Surat. Sein Plan gelang vollständig; die Stadt war ohne Vertheidiger und er plünderte sie sechs Tage lang. Sein Angriff auf die europäischen Factoreien ward zurückgewiesen; aber er schleppte eine reiche Beute mit fort. Er strebte sogar danach, sich eine Seemacht zu schaffen; er rüstete Fahrzeuge aus, mit welchen er mogulische Handelsschiffe aus Serat und anderen Häfen kaperte, und einmal schiffte er sich mit 4000 Mann ein und überfiel und plünderte Barselor in Kanara, einen zu Bedschapur gehörigen reichen Seehafen.

Der Angriff auf Surat (welche Stadt gewissermaßen als heilig galt, da sich hier die Wallfahrer nach Mekka einschiffen) und die Wegnahme einiger Schiffe mit Pilgern reizten den Zorn des glaubenseifrigen Aurungsib. Seine Entrüstung stieg noch, als Sewadschi nach dem Tode seines Vaters den Radschahtitel annahm und Geld schlagen ließ — das Zeichen unabhängiger Herrschaft.

Eine Mogularmee zog gegen ihn ins Feld und belagerte zwei seiner vornehmsten Vesten. Da er es mehr in seinem Interesse fand, sich zu unterwerfen, als auf einem Widerstand zu beharren, der wahrscheinlich hoffnungslos war, knüpfte er Unterhandlungen mit dem kaiserlichen Befehlshaber an und erschien dann mit wenigen Begleitern im feindlichen Lager. Man empfing ihn mit großer Auszeichnung und der Abschluß eines Vertrags ließ nicht lange auf sich warten. Von seinen zweiunddreißig Burgen willigte er ein, zwanzig mit ihrem Gebiet dem Kaiser zu übergeben; die übrigen zwölf und seine anderen Besitzungen sollten ihm als Dschaghir gehören und für seinen Sohn Sembadschi, einen Knaben von nur fünf Jahren, bedang er sich die Würde eines Befehlshabers von Fünftausend im Dienste des Kaisers aus. Auch beanspruchte Sewadschi eine Art Procentsatz von dem Einkommen jedes Districtes unter der Herrschaft von Bedschapur. Der Kaiser bewilligte in einem Briefe alle diese Bedingungen, mit Ausnahme der letzten, die nicht erwähnt war. Sewadschi nahm nun mit seinen Truppen an den Operationen der kaiserlichen Armee gegen Bedschapur Theil und machte alsdann auf besondere Einladung dem Kaiser in Delhi seine Aufwartung (1665).

Aurungsib, obgleich ein fähiger und schlauer Mann, war kein weiser Fürst. Anstatt danach zu streben, einen Mann von Sewadschi's Talenten und Charakter durch Ehrenbezeigungen und Aufmerksamkeiten an sich zu fesseln, versuchte er, ihn zu demüthigen, indem er ihn seine vermeintliche Bedeutungslosigkeit fühlen ließ. Als er seinen Einzug in Delhi halten wollte, kam ihm ein Beamter von niedrigem Range zum Empfange entgegen. Von dem Kaiser ward ihm, nachdem er seine Huldigung und seine Geschenke dargebracht, keine weitere Beachtung geschenkt und ein Platz unter den Würdenträgern dritten Ranges angewiesen. Unfähig, seine Gefühle zu beherrschen, trat er zurück und fiel in Ohnmacht. Als er sich wieder erholte, forderte er sie auf, ihm das Leben zu nehmen, wie sie ihm die Ehre genommen hätten, und entfernte sich, ohne sich zu verabschieden oder das gewöhnliche Ehrenkleid zu empfangen. Der Kaiser, der auf ein so männliches Benehmen nicht gefaßt war, befahl, ihn nicht aus dem Auge zu lassen. Sewadschi, der nur daran dachte, zu entfliehen, verlangte zuerst Erlaubniß, seine Maratten fortschicken zu dürfen, da das Klima von Delhi, wie er behauptete, ihnen nicht bekomme. Die Erlaubniß ward gern gegeben, da er nun ganz in der Hand des Kaisers zu sein schien. Zunächst wurde er unter dem Vorgeben einer Krankheit bettlägerig und erhielt durch Hilfe der Hinduärzte, die ihn behandelten, eine Verbindung mit denen, die er fortgeschickt hatte. Er schickte auch alltäglich Lebensmittel und Zuckerwerk in großer Menge an die Heiligen beider Religionen, und als sich seine Wachen an das Vorübertragen großer Körbe gewöhnt hatten, ließ er eines Nachts einen Diener in seinem Bett zurück und versteckte sich selbst in einen und seinen Sohn in den andern Korb, und so gelang es ihm, unbemerkt zu entwischen. Ein Pferd stand bereit, das er mit seinem Sohne bestieg, und so gewann er Muttra. Dort ließ er seinen Sohn bei einem Freunde, schor sich Haar und Bart und verkleidete sich als Hinduheiliger. In dieser Gestalt wanderte er neun Monate umher, bis es ihm endlich gelang, das Dekan zu erreichen (1666). In diesem Lande hatten die kaiserlichen Waffen keine Erfolge gegen Bedschapur errungen, und die Folge war, daß Sewadschi nicht nur Verzeihung bei dem Kaiser fand, sondern auch ein anderes Dschaghir bekam und in seinem Radschahtitel bestätigt ward. Dann wendete er seine Waffen gegen die Könige von Golkonda

und Bedschapur und zwang sie, sich zu einer jährlichen Tributzahlung zu verstehen.

Es folgte jetzt eine Zwischenzeit der Ruhe, während welcher Sewadschi für seine Besitzungen verschiedene Civil- und Militaireinrichtungen traf. Das Einsammeln und Verwalten der Staatseinnahmen ward ausschließlich Braminen anvertraut und Vorsorge getroffen, den Landmann vor Bedrückung und die Regierung vor Betrug zu schützen. Das Heer ward verstärkt und von dem Fürsten bezahlt; der Sold war hoch, aber alle Beute sollte in Zukunft dem Staate gehören. Die Officiere folgten sich in regelmäßiger Rangordnung von Hauptleuten über 10 bis zu Hauptleuten über 5000. Diese bekamen keine Dschaghirs, sondern, wie ihre Mannschaften, Sold von der Regierung.

Als Aurungsib Sewadschi so günstige Bedingungen bewilligte, glaubte er, ihn sicher zu machen und ihn auf diese Weise noch einmal in seine Gewalt zu bekommen. Aber der Maratte war zu schlau, um sich so fangen zu lassen, und der Kaiser sah sich genöthigt, ihm den Krieg zu erklären, ein Schritt, welchen ihn Sewadschi sehr bald bereuen ließ. Er überfiel das Fort Singhar, plünderte zum zweiten Male Surat und dehnte seine Verwüstungen über die ganze Provinz Kandesch aus. Bei dieser Gelegenheit hören wir zum ersten Male von Tschaut, einem später bei den Maratten so berühmten Worte. Es war ein Tribut, den man für Schonung bezahlte; er betrug den vierten Theil des Einkommens von einem Landstriche, und solange er bezahlt ward, blieb dieser Landstrich von Verwüstung durch die Maratten verschont. Ein neues Heer ging jetzt in das Dekan gegen Sewadschi ab, der es endlich wagte, einer Mogularmee eine Schlacht zu liefern und sie schlug (1672). Dies war die erste regelmäßige Feldschlacht zwischen Mogulen und Maratten und ihr unerwartet glücklicher Ausgang hatte die gewöhnliche Wirkung, den Muth der einen Partei zu steigern und den der andern niederzuschlagen. Der Krieg zog sich nun für einige Jahre matt hin, denn Aurungsib hatte anderwärts ausreichende Beschäftigung.

Ein Krieg mit den nordöstlichen Stämmen der Afghanen nahm ihn zuerst in Anspruch. Er dauerte zwei Jahre und endigte in der unbefriedigenden Weise, wie gewöhnlich Kämpfe mit diesen Stämmen. Darauf rief ein religiöser Aufstand seine Truppen ins Feld (1676). Es gab damals

in Indien eine Secte Namens Sadhs oder Satnamis, eine Art von Hinduquäkern, wie man sie genannt hat. Sie verehrten nur einen Gott, verlangten die Uebung von Wahrhaftigkeit, Selbstverleugnung, Mäßigkeit und Enthaltsamkeit und verboten den Genuß von Opium und geistigen Getränken. Ein Bekenner dieser Secte bebaute sein Land nicht weit von Delhi und bekam Streit mit dem Pion oder Mann, der den Regierungsantheil der Ernte unter seiner Aufsicht hatte. Die Freunde beider Parteien eilten herbei und die Steuerbeamten unterlagen. Das Landsvolk trat auf die Seite der Sadhs; Truppen wurden gegen sie ausgeschickt, wurden aber geschlagen und die Mohamedaner fingen an, sich einzubilden, daß Zauberei ihre Gegner unüberwindlich mache. Es verbreitete sich sogar unter ihnen das Gerücht, die Sadhs hätten als Anführerin eine Frau, die auf einem verzauberten hölzernen Pferde ritte. Die Radschputensemindars in der Nähe von Delhi fingen nun ebenfalls an, sich den Insurgenten anzuschließen, und Aurungsib sah sich genöthigt, eine ansehnliche Truppenmacht gegen sie zu schicken; um ihren Zauberkünsten entgegenzuwirken, befahl er seinen Soldaten, Gebete und Amulete am Leibe zu tragen. Sie trafen mit den Insurgenten zusammen und zerstreuten sie vollständig.

Dreizehntes Kapitel.

Bigotterie Aurungsib's. — Weitere Fortschritte Sewadschi's. — Sein Tod. — Sambadschi. — Radschah Ram. — Aurungsib im Dekan. — Untergang der Königreiche Golkonda und Bedschapur. — Gefangennahme und Tod Sambadschi's. — Unterschied zwischen den Mogul- und den Marattentruppen. — Eroberung von Gingi. — Veränderter Feldzugsplan Aurungsib's. — Sein geringer Erfolg. — Sein Tod und sein Charakter.

Der aufmerksame Leser muß bereits die Freisinnigkeit und Duldsamkeit bemerkt haben, welche die mohamedanischen Monarchen Indiens, vornehmlich aus dem Hause Timurs, so vortheilhaft auszeichnete. Sie hatten fortwährend mit den Hindukönigshäusern Verbindungen abgeschlossen und die Radschputenradschahs hatten hohe Stellen in ihren Heeren bekleidet. Aber Aurungsib, der bigott und engherzig war, war natürlich

auch unduldsam, und legte schon in der ersten Zeit seiner Regierung Beweise dieses unköniglichen Geistes ab. So befahl er, anstatt nach dem von Akbar eingeführten Sonnenjahr, wieder nach dem mohamedanischen Mondjahr zu rechnen, weil ersteres, wie er behauptete, die Erfindung von Götzenanbetern sei, und er bestand auf seinem Willen, trotz aller Vorstellungen und der schlechten Uebereinstimmung der neuen Einrichtung mit dem Wechsel der Jahreszeiten. Er führte auch noch andere Veränderungen ein, die alle seine Abneigung gegen die Hindu und ihre Religion bewiesen. Jetzt ging er nun noch weiter, führte die von Akbar abgeschaffte Dschesiah oder Kopfsteuer wieder ein und erhob sie mit äußerster Strenge. Ihre Einführung verursachte jetzt großes Murren und viele Klagen in Delhi, aber Furcht hielt das Volk in Gehorsam. Die neue Einrichtung entfremdete jedoch vollständig die Radschputen dem Throne und machte im Dekan jeden Hindu zu einem offenen oder geheimen Anhänger des Marattenhäuptlings, der als eifriger Freund des Hinduglaubens auftrat (1677).

Kurz nach der Wiedereinführung des Dschesiah starb der jenseit des Indus befehligende Radschah Dscheswunt Sing und seine Witwe trat mit ihren beiden Kindern den Heimweg an. Da sie deshalb nicht um Erlaubniß gefragt und sogar den Uebergang über den Indus erzwungen hatte, beschloß Aurungsib, sich ihrer Kinder zu bemächtigen und umstellte zu diesem Zwecke ihr Lager mit Soldaten. Der Radschputenanführer Durga Das benutzte jedoch die ihm ertheilte Erlaubniß, die Frauen und Kinder nach Hause zu schicken, um die Rani und ihre Kinder verkleidet unter sie zu verstecken. Eine ihrer Dienerinnen blieb im Lager, um ihre Rolle zu spielen, und auch ihre Söhne waren von Kindern gleichen Alters vertreten. Aurungsib, der sehr bald Argwohn schöpfte, ertheilte sofort Befehl, die Rani und ihre Kinder in die Citadelle zu bringen. Die Radschputen weigerten sich, zu gehorchen, um der wirklichen Rani Zeit zum Entfliehen zu lassen; Truppen wurden gegen sie ausgeschickt; sie vertheidigten sich lange und hartnäckig, bis der größere Theil von ihnen geblieben war; die vermeintliche Rani und ihre Kinder wurden dann festgenommen, aber die wirkliche Rani hatte Dschodpur erreicht und war in Sicherheit.

Diese dem Hause eines solchen Mannes wie Dscheswunt Sing zuge-

fügte Beleidigung, verbunden mit der Auferlegung des Dschesiah, gab den Radschput-Radschahs den Entschluß ein, sich zur Vertheidigung ihrer Rechte zu verbinden. Ihr Oberhaupt war der Rana von Audipur *). Aurungsib zog persönlich gegen ihn ins Feld und zwang ihn, sich zu unterwerfen; aber er war kaum nach der Hauptstadt zurückgekehrt, als er erfuhr, daß der Rana den Vertrag verletzt hatte. Truppen wurden jetzt von allen Seiten zusammengezogen und der Rana mußte Schutz in dem Arawalligebirge suchen, während sein Land auf das Fürchterlichste verheert ward; denn Aurungsib hatte Befehl gegeben, nichts zu schonen, sondern die Radschputen alle Schrecken des Krieges fühlen zu lassen. Die Radschputen litten jedoch nicht ungerächt; sie schnitten Zufuhren ab, unternahmen nächtliche Angriffe und erlangten häufig wichtige Vortheile. Durga Das gelang es sogar, des Kaisers ältesten Sohn, Akbar, durch das Versprechen, ihm die Krone zu verschaffen, abtrünnig zu machen, und dieser Prinz befand sich bald an der Spitze von 70,000 Mann auf dem Marsche nach Adschmir, wo sein Vater mit nicht mehr als 10,000 Mann im Lager stand. Aber der scharfblickende Kaiser erkannte bald, daß der größere Theil von Akbar's Truppen sich nur ungern empört hatte, und er bewog sie sehr schnell, wieder zu ihrer Fahne zurückzukehren. Abgeneigt, sich mit der ganzen Mogularmee auf einen Kampf einzulassen, zogen sich die Radschputen zurück und Akbar sah sich genöthigt, sich unter den Schutz der Maratten zu begeben (1681).

Der Krieg mit den Radschputen dauerte mit großem Schaden für beide Theile fort, und Aurungsib war froh, ihn durch einen für den Rana von Audipur ehrenvollen Vertrag zu beendigen, in welchem des Dschesiah keiner Erwähnung geschah. Aber die Freundschaft und das Vertrauen von früher kehrten nicht zurück und der Krieg währte mit mehr oder minderer Heftigkeit während der ganzen noch übrigen Regierungszeit Aurungsib's fort.

Wir kehren jetzt zu Sewadschi zurück. Der Tod des Königs von Bedschapur (1672) und die Schwäche und Zerrüttung, in welche in Folge dieses Ereignisses der Staat verfiel, erleichterten die Fortschritte seiner Waffen, und im Laufe der beiden folgenden Jahre eroberte er den

*) Der Titel Rana war diesem Radschah eigenthümlich. Rani (wie oben) ist eine Fürstin.

Rest von Konkan und einen großen Landstrich jenseit der Ghats. Nun ließ er sich mit großer Feierlichkeit und Pracht zum zweiten Male krönen und gab seinen Officieren und Beamten, anstatt der persischen, Sanskrittitel (1674). Zu gleicher Zeit legte er, um der mohamedanischen Bigotterie Aurungsib's entgegenzuwirken, den größten Eifer für die Hindureligion und ihre Gebräuche an den Tag.

Im folgenden Jahre (1675) wagte er zum ersten Male, über den Nerbudda zu gehen und das Mogulengebiet jenseit dieses Flusses auszuplündern. In der Meinung, daß er den Mogulen Schrecken genug eingejagt, um sie zu bewegen, sich ruhig zu verhalten, glaubte er, eine That wagen zu dürfen, die ihm lange im Sinne gelegen hatte, nämlich das Dschaghir seines Vaters in Meisore, welches jetzt sein jüngerer Bruder Wenkadschi besaß, wieder für sich zu erobern. In dieser Absicht schloß er ein Bündniß mit dem König von Golkonda und brach dann mit einem Heere von 30,000 Reitern und 40,000 Fußgängern auf (1676). Er überschritt den Fluß Kistna bei Kudupa, rückte über Madras die Seeküste entlang und erschien vor dem starken Bergschloß Gingi, welches sich ihm ergab. Er belagerte und eroberte dann das Fort Welore und später Arni und andere feste Burgen. So hatte er sich des ganzen Dschaghirs bemächtigt, als ihn sein Verbündeter gegen die Mogulen und den König von Bedschapur zu Hilfe rief. Unterdessen war er mit Wenkadschi übereingekommen, daß dieser das Dschaghir behielt und ihm die Hälfte der Einkünfte zahlte, und da unterdessen der König von Golkonda ein Abkommen mit den Mogulen getroffen hatte, zog Sewadschi wieder heim und erreichte seine Hauptstadt nach achtzehnmonatlicher Abwesenheit (1678).

Das Jahr darauf (1679) sah sich der König von Bedschapur von den Mogulen unter ihrem tüchtigsten Feldherrn, Dilihr, angegriffen, und da die Hauptstadt hart bedrängt war, rief die Regierung Sewadschi zu Hilfe. Er erklärte sich bereit, zu kommen; aber da er sich nicht für stark genug hielt, die Belagerer anzugreifen, versuchte er, eine Diversion zu machen, indem er in das mogulische Gebiet einfiel und es mit ungewöhnlicher Wuth verwüstete. Bei einer dieser Expeditionen wäre er fast abgeschnitten worden und entkam nur mit großer Mühe. Als darauf die Stadt sehr hart bedrängt ward, fing er an, den Belagerern die Zufuhr abzu-

schneiden, und that dies mit solchem Erfolg, daß Delihr sich genöthigt sah, die Belagerung aufzuheben. Eine Gebietsvergrößerung und die Abtretung der königlichen Rechte über sein Dschaghir in Meisore waren der Lohn Sewadschi's für diese Hilfe. Was seine weiteren Pläne gewesen sein könnten, ist unbekannt, denn er starb im folgenden Jahre, im dreiundfünfzigsten Jahre seines Alters (1680).

Wie jeder Begründer eines Reiches, war Sewadschi ein Mann von großem Talent, großer Thätigkeit und Energie. In diesen Eigenschaften ist keiner seiner Nachfolger ihm gleichgekommen. Als einfacher Räuberhauptmann seine Laufbahn beginnend, begründete er einen Staat, welcher zu der größten Hindumacht emporwuchs, welche die neueren Zeiten gesehen haben. Dies erreichte er größtentheils durch gehörige Benutzung der Irrthümer, in welche Aurungsib durch übertriebenen Glaubenseifer und allzuschlaue Politik verfiel. Es gereicht Sewadschi zur Ehre, daß er nie aus Uebermuth grausam war und daß er stets die Schrecken des Krieges durch menschenfreundliche Vorschriften zu mildern suchte.

Sambadschi war, als sein Vater starb, ein Gefangener, und da man die Gewaltthätigkeit seiner Gemüthsart fürchtete, fand das Gerücht bereitwilligen Glauben, daß Sewadschi einen andern seiner Söhne, Namens Radschah Ram, einen Knaben von nur zehn Jahren, zum Nachfolger bestimmt habe. Sambadschi gewann jedoch die Truppen für sich und zog in Raighar als Herrscher ein. Er marterte die Mutter Radschah Ram's grausam und langsam zu Tode, warf diesen Prinzen und die Braminenminister in den Kerker und ließ Andere, die dieser bevorrechteten Classe nicht angehörten, enthaupten. Er selbst gab sich ganz seinen lasterhaften Neigungen hin und schenkte sein Vertrauen einem Braminen von Hindustan, Namens Kaluscha, der durch sein glattes Wesen und die Gefälligkeit, mit der er den Fürsten in seinen Lastern ermunterte, Einfluß über ihn gewann. Er vergeudete die von seinem Vater hinterlassenen Schätze und erbitterte dann das Volk durch Erhöhung der Steuern. Die Truppen, die keinen Sold erhielten, nahmen die auf Kriegszügen gewonnene Beute für sich und die regulairen Truppen Sewadschi's verwandelten sich auf diese Weise in die räuberischen Banden, welche die Maratten von da an geblieben sind.

Während Sambadschi auf diese Weise die Marattenmacht erschlaffen

ließ, fiel Kaiser Aurungsib, nachdem er einen Vertrag mit dem Rana von Audipur abgeschlossen, in das Dekan ein, um es ganz unter seine Herrschaft zu bringen (1683). Er verweilte einige Zeit in Burhampur, mit finanziellen Einrichtungen, vornemlich mit der Einsammlung der verhaßten Dscheslah beschäftigt, und rückte von da gegen Aurungabad vor, von wo er 1684 den Prinzen Moazzim nach dem Konkan schickte, um es von einem Ende bis zum andern zu verheeren, und obgleich der Prinz auf keinen Widerstand stieß, verlor er doch in Folge der Beschaffenheit des Landes alle seine Pferde und Ochsen, seine Leute litten sehr von Mangel an Lebensmitteln, und als er später diese Gegend verließ und jenseit der Ghats ein Lager aufschlug, gingen die Meisten durch eine Seuche zu Grunde. Der Kaiser traf jetzt Anstalten zum Angriff auf Bedschapur; er selbst begab sich nach Ahmednugur, während Prinz Moazzim vom Westen, und Azim, sein anderer Sohn, mit einer großen Armee vom Osten vorrücken sollten. Aber Moazzim war jetzt zu schwach, um anzugreifen, und Azim mußte sich deshalb zurückziehen; unterdessen verwüstete Sambadschi das Land im Rücken des Kaisers und eroberte und verbrannte Burhampur.

Aurungsib gab nun für jetzt seine Pläne gegen Bedschapur auf und wendete sich mit seinen gesammten Streitkräften gegen den König von Golkonda (1686). Dieser Fürst hatte zu seinem ersten Minister einen fähigen Braminen ernannt, Namens Mudna Punt, was die bigotten Mohamedaner sehr aufbrachte, und bei der Annäherung der kaiserlichen Armee ging der Oberbefehlshaber, Ibrahim Khan, mit dem größten Theil seiner Truppen über. Mudna Punt kam in einem Aufruhr ums Leben; der König mußte sich nach dem Bergschlosse Golkonda flüchten und Heiderabad ward eingenommen und geplündert. Gegen eine große Summe Geld ward alsdann dem König Frieden gewährt. Die Truppen wendeten sich nun gegen Bedschapur, welches sich nach einer Blokade ergab, und dieses Königreich hörte auf, zu bestehen. Darauf brach Aurungsib verrätherisch den Frieden mit dem König von Golkonda, nachdem er vorher dessen Minister bestochen und seine Truppen verführt hatte. Der König hielt sich in seinem Bergschlosse sieben Monate lang und ergab sich dann, und so ging auch dieses Königreich unter. Schließlich bemächtigte sich der Kaiser Schahdschi's Dschaghirs in Meisore und

dehnte seine Herrschaft bis zur äußersten Spitze der Halbinsel aus. Aber die dadurch erlangte Macht war nur scheinbar, und der Anfang des Verfalls des Reiches datirt, wie wir sehen werden, thatsächlich von dieser Periode.

Diese ganze Zeit blieb Sambadschi unthätig, versunken in Trägheit und Ausschweifung. Während er mit einer kleinen Gesellschaft in einer seiner Lieblingsresidenzen im Konkan seinen Vergnügungen lebte, überfiel ihn einer der Moguloberbefehlshaber durch einen Gewaltmarsch mit einer Abtheilung auserlesener Truppen, umringte das Haus, fand Sambadschi in berauschtem Zustande und nahm sowohl ihn wie Kaluscha, der in seiner Vertheidigung eine Wunde davontrug, gefangen. Der Sieger schickte sie dem Kaiser, und als Sambadschi auf die Aufforderung, ein Mohamedaner zu werden, in beleidigenden und für das Ohr Aurungsib's gotteslästerlichen Ausdrücken antwortete, ließ ihn der Kaiser gegen seine Gewohnheit mit sinnreicher Grausamkeit hinrichten. (1689).

Nach dem Tode Sambadschi's erkannten die Marattenhäuptlinge seinen noch im Kindesalter befindlichen Sohn Saho als ihren Radschah an und ernannten seinen Oheim Radschah Ram zum Reichsverweser. Ein Mogulheer erschien dann vor Raighar und belagerte es, und da es durch Verrätherei fiel, gerieth der junge Radschah in die Gewalt der Feinde (1690). Die Häuptlinge beschlossen nun, daß Radschah Ram, als der Letzte des Hauses, sich nach der starken Veste Gingi im Karnatik zurückziehen sollte. Verkleidet begab er sich hin und nahm, dort eingetroffen, den Radschahtitel an. Aurungsib schickte Sulfikar Khan, einen seiner fähigsten Officiere, mit einem Heere ab, um diese Veste einzunehmen und so den Krieg zu beendigen; aber da dieser General seine Streitkräfte nicht ausreichend fand, verlangte er Verstärkungen, die ihm damals nicht geschickt werden konnten. Er verwendete daher seine Truppen, um in Tandschore und anderen Ländern im Süden Kriegssteuern zu erheben.

Jetzt begann der Krieg zwischen den Mogulen und Maratten im Ernste. Radschah Ram schickte zwei Häuptlinge, Namens Santadschi und Danadschi, aus, um Uneinigkeit im Marattenlande zu stiften. Jeder Häuptling erhielt Erlaubniß, Tschaut zu erheben und zu plündern wo

er konnte; Schaaren von Soldaten, welche in den Diensten der Regierungen von Bedschapur und Golkonda gestanden hatten, stießen zu den Maratten und das Dekan war von einem Ende bis zum andern von Raub, Brandstiftung und Verheerung in jeder Gestalt heimgesucht.

Nichts konnte mehr von einander abstechen, als die äußere Erscheinung der Reiterei der Mogulen und der Maratten. Erstere saßen auf großen, schwerfälligen Pferden mit geräumigen Sätteln und schweren, reichverzierten Decken. Sie trugen wattirte Röcke und darüber einen Harnisch von Blech oder Drahtketten. Kriegszucht hatten sie wenig oder gar nicht; ihr Lager war sehr weitläufig; ihre Frauen und ihre Dienerschaft begleiteten sie und eine zahlreiche Schaar von Händlern und Marktleuten folgte als Troß. Die Maratten dagegen waren klein, rührig, abgehärtet und ritten auf Pferden ihres Landes, die so klein und rührig wie sie selbst waren. Ihre gewöhnliche Nahrung bestand aus Hirsekuchen, vielleicht mit einer Zwiebel. Sie waren leicht gekleidet; bewaffnet waren sie mit Schwert und Luntenflinte oder einem Bambusspeer von 14 Fuß Länge, den sie mit großer Gewandtheit zu führen wußten. Ihre Pferde waren ausgezeichnet abgerichtet; der Sattel bestand aus einem Kissen mit einer darauf zusammengefalteten Decke. Der Maratte schlief auf der blosen Erde, den Speer neben sich eingepflanzt und den Zügel des Pferdes um den Arm geschlungen, sodaß er bei dem geringsten Alarm in den Sattel springen konnte. Die Maratten warteten nie einen Angriff der schweren Mogulreiterei ab, sondern stiebten vor ihm auseinander; aber wenn die Angreifer, von der fruchtlosen Verfolgung ermüdet, mit erschöpften Pferden umkehrten, umschwärmten die Maratten sie von allen Seiten, schnitten Nachzügler ab, brachen in ihre Reihen ein und beunruhigten sie in jeder möglichen Weise. Ihr besonderes Vergnügen war das Abschneiden von Zufuhren; denn hier war Beute zu erlangen, ihnen das Liebste von der Welt, und wenn sie erfuhren, daß Geld transportirt werden sollte, konnte nichts ihre Ausdauer und Energie übertreffen. Sie umzingelten dann die Escorte mit solcher Uebermacht, daß sie Halt machen mußte und zwangen sie durch Abschneiden aller Verbindungen und Zufuhren, sich in kurzer Zeit zu ergeben. Die Mannschaften mußten alsdann ihre Pferde und ihr anderes Eigenthum hergeben und wurden entlassen; die Anführer blieben im Gewahr-

sam, bis sie Lösegeld bezahlten. Santadschi und Danadschi hatten sich zwischen die kaiserliche Armee und Hindustan geworfen und schnitten ihr alle Zufuhr ab, sodaß sie ernstlich bedroht war. Aurungsib beschloß daher, den Krieg so rasch als möglich zu Ende zu führen. In dieser Absicht schickte er ein neues Heer unter seinem Sohne, Prinz Kambaksch, gegen Gingi ab. Sulfikar fühlte sich verletzt, unter dem Befehle seines Bruders zu stehen und schenkte den Eröffnungen der Belagerten Gehör; Kambaksch, nicht weniger ärgerlich, daß Sulfikar thatsächlich den Befehl führte, knüpfte Verbindungen mit Danadschi an, der mit 20,000 Reitern in das Karnatik eingefallen war und die Operationen der Belagerer sehr hinderte. Die Folge der Uneinigkeit zwischen den kaiserlichen Generalen war, daß sie die Belagerung aufheben und sich nach Wantiwasch zurückziehen mußten, um die Befehle des Kaisers abzuwarten (1697).

Der Krieg verzettelte sich jetzt in kleinen Gefechten und Scharmützeln. Endlich, da Sulfikar fand, daß er entweder Gingi bezwingen müsse, oder mit Schmach von seinem Commando entfernt werden würde, fing er an, mit Kraft zu handeln, und es dauerte nicht lange, so fiel die Veste. Er hatte jedoch vorher Radschah Ram Gelegenheit gegeben, zu entfliehen (1698).

Unter den Maratten brachen jetzt Zwistigkeiten aus. Danadschi, dessen Partei der Radschah ergriffen hatte, verfeindete sich mit Santadschi, und da der Letztere bei seinen Truppen nicht beliebt war, weil er strenge Kriegszucht unter ihnen zu erhalten suchte, entstand in seinem Lager eine Verschwörung gegen ihn, die ihm das Leben kostete. Radschah Ram, der seinen Sitz in Sattara genommen, erschien selbst im Felde an der Spitze der größten Marattenarmee, die bis jetzt versammelt gewesen war, und verheerte das ganze nördliche Dekan. Aurungsib veränderte nun seinen Operationsplan; bis dahin hatte er selbst eine feste Stellung eingenommen und Abtheilungen in verschiedenen Richtungen ausgeschickt; jetzt beschloß er, sein ganzes Heer in zwei Hälften zu theilen, und während er selbst an der Spitze der einen die Festungen der Maratten nach der Reihe belagerte, sollte die andere unter Sulfikar ihre Truppen angreifen, wo sie sich im freien Felde zeigten. Im Verfolg dieses Planes verließ er Birmapuri, wo er sich einige Jahre aufgehalten und führte seine Streitkräfte gegen Sattara (1700), das sich ihm nach einer Be-

lagerung von einigen Monaten ergab. Mittlerweile starb Radschah Ram und seine Wittwe, Tara Bai, übernahm die Regentschaft für ihren Sohn Sewadschi. Dies veränderte jedoch in dem Kriege nichts; Aurungsib fuhr fort, Festungen einzunehmen und hatte nach vier oder fünf Jahren sich aller bedeutenderen bemächtigt, zum Theil erst nach verzweifelter Gegenwehr. Dennoch war der Krieg von seinem Ende so fern wie je. Sulfikar's Truppen hatten allmälig durch Anstrengungen und die Zufälle des Krieges abgenommen; die der Maratten schienen aber täglich mehr zu werden, und sie dehnten jetzt ihre Raubzüge nach Malwa und Guserat aus, nachdem sie das Dekan zur Wüste gemacht hatten. Nach und nach bemächtigten sie sich auch ihrer Festungen wieder; sie umschwärmten fortwährend die Armee des Kaisers, schnitten ihr die Zufuhren ab, hoben Entsendungen auf und machten es für Jeden zu einem Wagniß, sich nur einen Schritt vom Lager zu entfernen. Rückten die Truppen gegen sie vor, so verschwanden sie, und wenn diese vielleicht müde und matt von einem vergeblichen Marsche in das Lager zurückkehrten, erscholl die Nachricht, daß eine entlegene Stadt von den Maratten erobert und verbrannt worden sei. Auch die Finanzen waren in Unordnung gerathen und der Kaiser konnte seine Truppen nicht mit der gewohnten Regelmäßigkeit bezahlen. Dabei dauerte der Krieg mit den Radschputen fort und auch gegen die Dschats, einen eingeborenen Stamm bei Agra, mußten Truppen entsendet werden. Unter diesen Umständen schlug Aurungsib den Maratten eine Ausgleichung vor; aber sie stellten übertriebene Forderungen, da sie seine Lage kannten. Er führte nun, immer noch vom Feinde beunruhigt, sein Heer nach Ahmednugur, und in dieser Stadt, wo er vor zwanzig Jahren hoffnungsvoll zur Eroberung des Dekan ausgezogen war, starb er im neunundachtzigsten Jahre seines Alters und im fünfzigsten seiner Regierung (1707).

Trotz aller Talente Aurungsib's begann unter seiner Regierung der Verfall der Macht des Hauses Timur, der sich später so rasch vollendete. Obgleich dies dem gewöhnlichen Verlaufe der Dinge zuzuschreiben ist, fällt doch auch eine große Schuld auf Aurungsib's Charakter. So entfremdete er sich durch übertriebenen Glaubenseifer und Unduldsamkeit die Hindu gerade zu einer Zeit, wo die Maratten, eine eingeborene Macht, Bedeutung erlangten, und daher vermehrte die Besiegung der mohame-

danischen Staaten im Dekan seine Macht nicht. Alsdann konnte, bei der natürlichen Kälte seines Herzens und seinem argwöhnischen Charakter, von echter Anhänglichkeit von Seiten seiner Minister und Officiere und selbst seiner Kinder nicht die Rede sein, und man diente ihm selten mit Eifer. Aber selbst wenn er ein Akbar gewesen wäre, möchten wir bezweifeln, daß das Mogulreich hätte bestehen können; die Macht der Maratten auf der einen und die Wendung, welche die Angelegenheiten Persiens und Kabuls nahmen, auf der anderen Seite mußten, trotz der Tapferkeit oder Weisheit des Beherrschers, seinen Sturz herbeiführen.

Aurungsib, und nicht Baber oder Akbar, ist der Gegenstand der Bewunderung der Mohamedaner Indiens. Sie werden nicht müde, seinen Muth, seine Gewandtheit und seine Schlauheit, die sie für Weisheit halten, zu rühmen; aber sie wissen sich nicht zu erklären, daß trotzdem seine Regierung eine Reihe von mislungenen Unternehmungen ist und daß der Verfall des Reiches mit ihm beginnt.

Aurungsib, von dem zahlreiche Briefe vorhanden sind, äußerte nie die geringste Reue über die Behandlung, die er seinem Vater hatte angedeihen lassen. Aber er mag sie gefühlt haben, und es verfolgte ihn der Gedanke, daß ein ähnliches Schicksal ihm bevorstehe. Er fürchtete den Tod und das seiner wartende Gericht, gab zu, daß er zahlreiche Verbrechen begangen, suchte sie aber mit der nichtigen Entschuldigung zu rechtfertigen, daß er nur das Wohl seiner Kinder dabei im Auge gehabt habe. Seinen letzten Brief an seinen Sohn Azim schließt er mit den Worten: „Komme was da wolle. Ich habe mein Schiff den Wellen anvertraut. Leb' wohl, leb' wohl, leb' wohl!“

Vierzehntes Kapitel.

Bahader Schah. — Ursprung der Sikhs. — Dschehandar Schah. — Furokhsir. — Die Seiuds. — Krieg im Dekan gegen die Sikhs. — Mohamed Schah. — Asof Dschah. — Sturz der Seiuds. — Die Maratten. — Baladschi Wiswanat. — Badschi Rao. — Einfall der Maratten in Hindustan.

In seinem letzten Willen ordnete Aurungsib eine Theilung seines Reiches unter seine drei Söhne an; aber ohne darauf Rücksicht zu nehmen, ließ sich Azim, der zweite Sohn, zum Kaiser von Indien ausrufen; Moazzim, der sich in Kabul befand, setzte sich, als der Aeltere, die Krone aufs Haupt und nahm den Titel Bahader Schah an; beide Brüder trafen Anstalten, ihre Ansprüche durch Waffengewalt geltend zu machen. Es kam südlich von Agra zu einer blutigen Schlacht, in welcher Azim und seine beiden älteren Söhne blieben und sein jüngster, noch ein Kind, in Gefangenschaft gerieth. Bahader marschirte dann nach dem Dekan, wo Prinz Kambaksch ihm den Gehorsam verweigerte, und in einer Schlacht bei Heiderabad verlor auch dieser Prinz Sieg und Leben. Um Uneinigkeit unter den Maratten zu stiften, ließ der Kaiser Saho, den rechtmäßigen Radschah, frei und versprach ihm, unter günstigen Bedingungen mit ihm Frieden zu schließen, wenn er seine Ansprüche geltend mache. Wie vorauszusehen war, spalteten sich die Maratten in zwei Parteien, und da die Saho's die Uebermacht auf ihrer Seite zu haben schienen, schloß Daut Khan Panin, ein Patane, der als Sulfikar's Regierungsverweser im Dekan geblieben war, einen Vertrag mit ihm ab, durch welchen er die Bezahlung von Tschaut zugestand, aber unter der Bedingung, daß ihn die Maratten nicht selbst einsammelten.

Da jetzt ein Krieg mit einer vor Kurzem im Pendschab emporgekommenen Macht drohte, beschloß Bahader, zuvörderst den Zwist mit den Radschputen beizulegen; er genehmigte daher alle ihre Forderungen und der Friede ward 1709 abgeschlossen.

Diese neu erstandene Macht war die religiöse Secte der Sikhs, die seitdem in der Geschichte Indiens eine so große Bedeutung erlangt hat. Man hört zuerst von dieser Secte gegen Ende des 15. Jahrhunderts; ihr Stifter, ein gewisser Nanik, der, wie Viele vor ihm, lehrte, daß alle

religiösen Formen gleichgiltig und der Hindu und der Mohamedaner vor dem Auge Gottes gleich wären. Dieser Lehre stimmten natürlich Erstere bei, aber die fanatischen Mohamedaner wollten nichts davon wissen und der Religionsstifter erhielt von ihnen die Krone des Märtyrerthums (1606). Diese unpolitische Grausamkeit wandelte die Sikhs von stillen Sectirern zu begeisterten Kriegern um. Sie griffen unter seinem Sohne Har Gowind zu den Waffen, aber die Regierung erwies sich zu stark für sie; sie mußten aus ihren Sitzen in der Nähe von Lahore weichen und ihre Zuflucht in den Gebirgen des Nordens suchen. Hier blieben sie, immer noch in Feindschaft mit den Mohamedanern, bis zu dem Jahre 1675, wo ihr Anführer, Guru Gowind, der Enkel Har Gowind's, auf den Gedanken kam, eine große religiöse und militairische Republik unter seinem Volke zu begründen.

Um diesen Zweck zu erreichen, schaffte er alle Kasten und Religionsunterschiede ab. Mohamedaner und Hindu von hoher oder niederer Kaste wurden ohne Unterschied zugelassen. Eine besondere Tracht sollte den Sikh auszeichnen, indem er sich nur in Blau kleidete; er durfte sich das Haar auf seinem Haupte und an allen Theilen seines Körpers wachsen lassen. Er war Krieger von seinem Eintritt in die Gesellschaft an und sollte immer Stahl an sich tragen. Während sie die gewöhnlichen religiösen Ceremonien und Gebräuche abschafften und neue an deren Stelle setzten, entsagten sie dem Hinduglauben nicht ganz; Braminen hielten auch sie in hohen Ehren, und das Fleisch der Rinder war ihnen verboten. Aber immer noch sahen sich die Sikhs außer Stande, den kaiserlichen Waffen Widerstand zu leisten. Sie wurden niedergehetzt und todtgeschlagen; ihre Vesten wurden eingenommen und selbst Guru, wird erzählt, sah sich gezwungen, Dienste bei den Mogulen zu nehmen, um sich das Leben zu fristen. Die gegen sie ausgeübten Grausamkeiten dienten aber nur dazu, ihren Fanatismus zu verstärken. Unter einem Häuptlinge, Namens Bandu, der grausamer von Charakter als Guru Gowind war, brachen sie aus ihren Bergen hervor und überschwemmten das östliche Pendschab, wo sie Verheerung und Blutvergießen überallhin verbreiteten. Sie drangen bis Seharangur, östlich vom Dschumna, vor und setzten sich dann in dem Lande zwischen dem Sutledsch und dem Gebirge fest, von wo sie bald ihre Raubzüge bis nach Delhi auf der einen und

nach Lahore auf der andern Seite ausdehnten. Diese letzten Verwüstungen veranlaßten den Kaiser Bahader, in Person gegen sie ins Feld zu rücken. Er schlug sie sehr bald und trieb sie in ihre Berge zurück, und da es ihm gelungen war, Bandu in einer Veste einzuschließen, hoffte er, den Krieg durch seine Gefangennehmung zu beendigen. Aber während eines Ausfalles legte einer der Krieger die Kleider des Sikhhäuptlings an, um die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich zu ziehen, und er selbst entfloh. Der Kaiser kehrte nach Lahore zurück, wo er kurz darauf nach einer Regierung von nur fünf Jahren starb (1712), denn er war schon alt, als er den Thron bestieg.

Nach dem Tode Bahader's trat, wie wir wohl sagen können, natürlich ein Kampf um die Krone ein. Da sein ältester Sohn, Dschehandar Schah, ein Mann ohne Fähigkeiten war, waren die Truppen und der Adel im Allgemeinen für den zweiten Sohn, Azim. Aber Sulfikar, der es viel vortheilhafter für sich hielt, eine blose Puppe auf dem Throne zu haben, erklärte sich für Dschehandar, und Azim ward besiegt und verlor dabei das Leben. Sulfikar stieg sogleich zum Wessir und behandelte den schwachen Fürsten, dem er diente, mit der größten Anmaßung und Verachtung.

Dschehandar hatte alle Prinzen von Geblüt, die sich in seiner Gewalt befanden, hinrichten lassen. Aber Furokhsir, der Sohn Azim's, der sich in Bengalen befand, stellte sich unter den Schutz zweier tüchtiger Männer, Seiuds oder Nachkommen des Propheten, von denen der eine, Hussun Ali, Statthalter von Behar, und der andere, Abdallah, Statthalter von Allahabad war. Mit ihrer Hilfe schlug er die gegen ihn abgesendeten Truppen und näherte sich dann Agra, wo er auf Dschehandar und Sulfikar an der Spitze von 70,000 Mann stieß. Die Schlacht war von langer Dauer und blutig und Hussun blieb sogar für todt auf der Wahlstadt liegen. Aber zuletzt blieb der Sieg Furokhsir und Dschehandar floh verkleidet nach Delhi, wohin auch Sulfikar den Rest des Heeres führte. Sulfikar's Vater, Assad Khan, hatte unterdessen den schwachen Kaiser zum Gefangenen gemacht, und als sich Furokhsir der Stadt näherte, kamen er und sein Sohn ihm entgegen und lieferten ihm ihren ehemaligen Herrn aus. Dschehandar ward hingerichtet und Sulfikar theilte sein Schicksal; Assad's Leben blieb aber verschont (1713).

Mit der Thronbesteigung Furokhsir's gelangten natürlich seine Beschützer, die Seiuds, zur Macht. Abdallah, der ältere Bruder, ward Wessir, und Hussun Emir el Omra, oder Oberbefehlshaber des Heeres. Da der König von niedrigem und schwachem Charakter war, glaubten sie, alle Macht werde in ihre Hände gerathen, während er selbst sich mit Reichthum und Vergnügungen begnügte. Aber er hatte einen Günstling, dem er den Titel Mir Dschumla verlieh, und Beide waren gleich eifersüchtig auf die Seiuds und beschlossen, sie womöglich zu verderben.

Ihr erster Schritt war, sie zu trennen und so zu schwächen. Demnach erhielt Hussun Befehl, gegen Edschit Sing, den Radschah von Marwar, zu marschiren, der gleichzeitig einen geheimen Auftrag erhielt, hartnäckig Widerstand zu leisten und den Krieg hinauszuziehen. Aber der Radschah sorgte für sich selbst, und als Hussun ihm ehrenvolle Bedingungen anbot, nahm er sie an. Eine dieser Bedingungen war, daß er seine Tochter dem Kaiser zur Gemahlin gebe, das letzte Ehebündniß zwischen dem Hause Timur und den Radschputen-Radschahs. Hussun kehrte dann nach der Hauptstadt zurück, und ein Bürgerkrieg zwischen den Seiuds und dem König war dem Ausbruch nahe; der Monarch mußte sich jedoch bald unterwerfen und die Thore seines Palastes ihren Truppen übergeben. Alsdann kam man überein, daß Mir Dschumla als Statthalter nach Behar und Hussun mit seinem Heere nach dem Dekan gehen sollte.

Unterdessen war die Tochter Edschit Sing's in der Hauptstadt angekommen. Hussun räumte ihr seinen Palast ein und feierte ihre Vermählung mit dem König mit ungewöhnlicher Pracht; alsdann brach er nach dem Dekan auf, drohte aber, bei einem neuen Versuche, seinen Bruder zu stürzen, mit seiner Armee drei Wochen nach dem Tage, wo er davon höre, wieder einzutreffen.

Der Hof beabsichtigte jetzt, im Geheimen Daud Khan, den Pataner, gegen Hussun zu verwenden. Er sollte die Maratten und Andere aufwiegeln, und während er sich Hussun zu unterstützen stellte, seine Vernichtung herbeiführen. Aber dieser Umweg stand dem kühnen und verwegenen Charakter Daud's nicht an. Er trat offen gegen Hussun auf und rückte gegen ihn ins Feld. Der Ungestüm seines Angriffes warf allen Widerstand nieder und Hussun's Truppen flohen in allen Richtungen,

als Daud, der einen Angriff von 300 mit Streitäxten bewaffneten Patanern anführte, durch den Kopf geschossen wurde. Sein Fall entschied natürlich das Schicksal des Tages und Hussun wendete sich nun gegen die Maratten. Sie beobachteten ihre gewöhnliche Kampfweise und da er fand, daß er nichts Ernstliches gegen sie ausrichten konnte, und daß seine Anwesenheit in Delhi erforderlich war, schloß er mit Saho einen Vertrag ab, wonach er im ganzen Dekan Tschaut erheben durfte. Außerdem sollte er den Sirdesmuki oder ein Zehntel von den übrigen Staatseinnahmen haben, und dagegen einen Tribut von zehn Lak Rupien leisten, 15,000 Reiter stellen und für die Ruhe des Landes stehen. Der Kaiser weigerte sich, diesen Vertrag zu bestätigen und dies brachte die Dinge zwischen ihm und den Seinds zu einer Krisis (1717).

Mittlerweile hatten die Sikhs ihre Verwüstungszüge erneuert. Ein tüchtiger Feldherr zog gegen sie aus und sie wurden überall geschlagen. Bandu und eine große Menge seiner Anhänger fielen in Gefangenschaft. Einige wurden auf der Stelle hingerichtet; aber der Häuptling und mehr als 700 andere wurden nach Delhi gebracht, wo man sie durch die Straßen führte und jeden Tag 100 enthauptete, wenn sie sich weigerten, ihre Religion zu verleugnen. Bandu, mit einem Kleid von Goldbrokat angethan und einem rothen Turban auf dem Haupte, ward in einem eisernen Käfig ausgestellt. Die Köpfe seiner Anhänger wurden rund um ihn auf Spießen getragen. Er selbst erhielt einen Dolch und sollte seinen kleinen Sohn damit erstechen; auf seine Weigerung ward das Kind getödtet und sein Herz dem Vater ins Gesicht geworfen. Dieser selbst ward dann mit glühenden Zangen zerrissen. Er starb mit dem Preise Gottes im Munde, der ihn als Geißel für die Sünden der Zeit erweckt hätte. Die noch übrigen Sikhs wurden wie wilde Thiere niedergehetzt; aber trotzdem blieb die Secte bestehen und gelangte, wie wir später sehen werden, schließlich zur Herrschaft.

Während der Abwesenheit Hussun's hatte sein Bruder, der Wessir, der von arbeitsscheuem und der Ueppigkeit ergebenem Wesen war, die Pflichten seines Amts einem Hindustellvertreter übertragen, dessen Strenge Unzufriedenheit erregte, und er war in der größten Gefahr durch die Umtriebe des Königs und Mir Dschumla's, der wieder an den Hof zurückgekehrt

war, gestürzt zu werden. Er versammelte daher seine Anhänger und bereitete sich auf seine Vertheidigung vor. Sie wagten nicht, ihn anzugreifen und Mir Dschumla sah sich genöthigt, sich nach seiner heimathlichen Provinz Multan zurückzubegeben. Aber der König zettelte sofort eine andere Verschwörung mit Radschah Dschai Sing und einigen anderen Männern von Bedeutung an. Auf diese Kunde erschien Hussun mit 10,000 Maratten in Delhi, nahm die Stadt in Besitz und brachte Furokhsir ums Leben (1719).

Nachdem zwei junge Prinzen, welche die Seiuds nach einander auf den Thron gesetzt hatten, im Verlauf weniger Monate gestorben waren, wählten sie einen dritten, der von besserer Gesundheit und dessen Mutter, die ihn auferzogen hatte, eine Frau von Talent war. Er bestieg den Thron unter dem Titel Mohamed Schah.

Die Macht der Seiuds brachte unter dem Adel viel Unzufriedenheit hervor und Aufstände fanden statt. Diese unterdrückten sie jedoch; aber einen Mann hatten sie verletzt, dessen Talente ihn zu einen gefährlichen Gegner machten. Dies war Tschihn Kilitsch Khan (später Asof Dschah genannt, wie wir ihn von nun an bezeichnen werden), der Sohn Ghasi-ed-din's, aus einer türkischen Familie, einer von Aurungsib's Lieblingsofficieren. Bei der Thronbesteigung Furokhsir's war er Vicekönig vom Dekan geworden, hatte diese Stelle aber niederlegen müssen, um Hussun Platz zu machen. Trotzdem hatte er in den letzten Wirren die Partei der Seiuds ergriffen, sah sich aber zu seinem Verdruß blos zum Statthalter von Malwa ernannt. Er verbarg seinen Aerger, bis er eine hinlängliche Anzahl Truppen versammelt hatte und pflanzte nun das Banner der Empörung auf; er ging über den Nerbudda und rückte in das Dekan (1420), wo er seine Autorität rasch geltend machte und die von den Seiuds gegen ihn ausgeschickten Truppen schlug. Die Nachricht von seinem Siege verursachte bei den Seiuds große Bestürzung; aber der Kaiser, der sich, von seiner Mutter dazu bewogen, bis jetzt gut gegen sie benommen, freute sich heimlich über ihr Misgeschick und verabredete mit einigen seiner vornehmen Adeligen Pläne zu ihrem Sturz. Die beiden Brüder kamen untereinander überein, daß Abdallah wie bisher zurückbleiben, Hussun aber den Kaiser und einige der verdächtigen Adeligen mit sich nehmen und eine Armee in das Dekan führen sollte.

Hussun verließ deshalb mit einem Heere Agra; aber er hatte kaum seinen Marsch angetreten, als ein dazu gedungener Kalmucke ihn in seinem Palankin ermordete. Sein Tod brachte das ganze Lager in Aufregung. Seine Anhänger, unter denen sich viele Seiuds befanden, griffen zu den Waffen, um ihn zu rächen; ihnen stellten sich die Partei der Verschwornen und die Anhänger des Königs gegenüber, die jedoch schließlich unterlagen. Als die Nachricht davon nach Delhi kam, setzte Abdallah einen andern Prinzen auf den Thron, sammelte ein Heer und rückte damit Mohamed Schah entgegen. Er ward jedoch geschlagen und gerieth in Gefangenschaft; sein Leben blieb aber verschont, weil er von dem Propheten abstammte.

Sowie Mohamed eigener Herr geworden, ernannte er zum Wessir Asof Dschah, der jedoch noch im Dekan beschäftigt war und nicht gleich an den Hof kommen konnte. Bei seinem Eintreffen daselbst (1723) fand er den Kaiser ganz dem Vergnügen hingegeben, als eine blose Puppe in den Händen seiner Maitresse und seiner Günstlinge. Es war daher vorauszusehen, daß geringe Harmonie zwischen den Beiden herrschen würde; den Wessir empörte eine solche Lebensweise, während es des Kaisers höchster Genuß war, wenn seine Günstlinge die altmodische Tracht und das pedantische Benehmen des Wessirs lächerlich machten. Gegen Ende des folgenden Jahres legte Asof Dschah sein Amt nieder und begab sich wieder nach dem Dekan. Der Kaiser nahm sehr herzlich von ihm Abschied, ertheilte aber zugleich Mobares Khan, dem Statthalter von Heiderabad, im Geheimen Befehl, ihn wo möglich bei Seite zu schaffen und dann seine Statthalterschaft zu übernehmen; er gehorchte, sammelte ein Heer und lieferte Asof eine Schlacht; aber er verlor in derselben Sieg und Leben und seinen Kopf schickte, als den eines Rebellen, der Sieger an den Hof. Asof wählte dann Heiderabad zu seinem Sitz und obgleich er dem Kaiser noch von Zeit zu Zeit Geschenke schickte, handelte er doch sonst ganz wie ein unabhängiger Fürst. Seine Hauptsorge war jetzt, sich gegen die Maratten zu schützen.

Der Marattenstaat war damals zu einem Grad der Ordnung und Festigkeit gelangt, den er bis dahin noch nicht besessen hatte. Dies verdankte er dem Braminen Baladschi Wiswanat, dem Peschwa oder ersten Minister des Radschah Saho. Als ein Mittel zur zukünftigen

Ausdehnung der Marattenmacht hielt Baladschi sorgfältig den Anspruch auf Tschaut und Sirdesmuki aufrecht. Den erstern forderte er nicht etwa blos von dem wirklichen Einkommen, sondern von dem durch Todar Mal und Malik Amber festgestellten Viertel. Es gehörte auch zu seinem Plane, die Erhebung dieser Steuern unter verschiedene Marattenhäuptlinge zu vertheilen; er war aber so vorsichtig, Keinem in einen District so viel zu übertragen, daß er dadurch zu Macht und Unabhängigkeit hätte gelangen können.

Das Amt des Peschwa blieb erblich in der Familie Baladschi's. Das andere große Staatsamt, welches dem des Peschwa das Gegengewicht hielt, war die Würde des Pirti Neidhi oder Delegirten des Radschah. Auf Baladschi folgte sein Sohn Badschi Rao, der tüchtigste Mann, den die Maratten nach Sewadschi besessen haben. Eine seiner ersten Handlungen war, den Radschah zu einem Angriffskrieg gegen die Mogulen in Hindustan zu bewegen. „Wir müssen den welken Stamm treffen," sagte er, „und die Zweige fallen dann von selbst." Der Radschah gab bereitwillig seine Zustimmung und Badschi Rao verheerte sofort Malwa und zwang den Statthalter von Guserat, sich zur Bezahlung von Tschaut zu verstehen (1725). Um diese Zeit glaubte sich Asof Dschah im Dekan genug befestigt zu haben, um einen Versuch wagen zu dürfen, der Macht der Maratten Schranken zu setzen. Nach einem vergeblichen Versuch, den von dem District um Heiderabad zu zahlenden Tschaut und Sirdesmuki in eine feste Summe zu verwandeln. stellte er sich ungewiß, ob er ihn an Saho oder an seinen Nebenbuhler Samba, der immer noch den südlichen Theil des Marattenlandes besaß, bezahlen sollte. Der Radschah und sein Peschwa geriethen darüber in heftigen Zorn und Letzterer fiel in Asof's Besitzungen ein und belagerte Burhampur. Aber als Asof und Sambo zum Entsatz herbeieilten, hob er die Belagerung rasch auf, überschwemmte mit seinen Truppen Guserat, wo der Tschaut nicht bezahlt worden war, und kehrte dann nach dem Dekan zurück, wo er in der gewöhnlichen Weise Asof die Zufuhren abschnitt und ihn nöthigte, seinem Bündniß mit Samba zu entsagen und noch einige andere Concessionen zu machen. Kurz darauf ward Samba überfallen und geschlagen und gezwungen, Saho's Oberhoheit anzuerkennen. Asof Dschah und Badschi Rao hielten es endlich für klüger, mit einander in Frieden anstatt in

Feindschaft zu leben und schlossen einen geheimen Vertrag zu gegenseitiger Unterstützung mit einander ab.

Badschi Rao wendete jetzt seine Anstrengungen gegen Malwa und Guserat, wo er hauptsächlich bei den Radschputen-Radschahs Widerstand fand, denen der Hof von Delhi die Statthalterschaft über diese Provinzen verliehen hatte. So groß waren seine Erfolge, daß er endlich (1736) sich stark genug fühlte, Malwa und alles Land südlich von dem Flusse Tschumbul mit den heiligen Städten Muttra, Allahabad und Benares als Dschaghir zu verlangen. Der Kaiser war jedoch noch nicht ohnmächtig genug, um so viel nachzugeben und Asof Dschah, den die raschen Fortschritte der Maratten beunruhigten, beschloß, seinem Oberlehnsherrn zu Hilfe zu ziehen. Unterdessen war Badschi Rao vierzig Meilen von Agra eingetroffen, während ein Theil seiner leichten Truppen, unter Malhar Rao Holkar das Land jenseit des Dschumna verheerte. Sadut Khan, der Statthalter von Audh, rückte ihnen jedoch entgegen und trieb sie zurück. Da das Gerücht diese Schlappe zu einem großen Siege machte, so wich Badschi Rao, um den Eindruck zu verwischen, der Armee des Wessirs aus und rückte in Gewaltmärschen gegen Delhi vor, vor dessen Thoren er plötzlich erschien. Da er nur einschüchtern wollte, that er wenig Schaden und zog sich bei der Annäherung des Wessirs wieder nach dem Dekan zurück (1737). Asof Dschah traf bald darauf in Delhi ein, wo er zum obersten Befehlshaber mit den ausgedehntesten Vollmachten ernannt ward, und sein Sohn Ghasi-ed-din die Statthalterschaft von Malwa und Guserat bekam.

Als Badschi Rao abermals mit 80,000 Pferden den Nerbudda überschritt, rückte Asof Dschah ihm entgegen. Aber das Alter hatte ihn vorsichtig gemacht und im Vertrauen auf seine Artillerie wollte er lieber einen Angriff in einer festen Stellung bei Bopal erwarten, als eine Entscheidungsschlacht im freien Felde wagen. Die Folge war, daß der Gegner ringsum das Land wüst legte, die Zufuhren und vereinzelte Abtheilungen abschnitt und nach ungefähr vier Wochen mußte Asof Dschah den Rückzug antreten und schließlich mit dem Peschwa einen Friedensvertrag abschließen, der ihm das Land südlich von Tschumbul abtrat, ihm Alles zu thun versprach, um den Kaiser zur Bestätigung der Abtretung zu bewegen, und den Maratten außerdem noch funfzig Lak Rupien zusicherte.

Aber ehe diese Angelegenheit geordnet werden konnte, brach von dem Punkte aus, wo solche Unglücksfälle regelmäßig herkommen, von der Nordwest-Grenze, durch das Thal des Kabuls ein anderes Gewitter los.

Funfzehntes Kapitel.

Persien. — Eroberung desselben durch Mahmud, den Afghanen. — Nadir Schah. — Sein Einfall in Indien. — Blutbad und Plünderung von Delhi. — Tod Badschi Rao's. — Baladschi Rao. — Die Rohilla's. — Invasion Indiens durch Ahmed Durani. — Ahmed Schah. — Die Maratten in Hindustan. — Ghasi-ed-din. — Alumgir II. — Plünderung Delhi's durch Ahmed Durani. — Eroberung des Pendschab durch die Maratten. — Höhepunkt der Macht der Maratten. — Versuch, sich zu Herren von ganz Indien zu machen. — Schlacht von Paniwat und Sturz der Marattenmacht.

Die Suffavidynastie hatte jetzt länger als zwei Jahrhunderte auf dem Thron gesessen; sie hatte daher, wie jede andere orientalische Dynastie, unter dem entnervenden Einfluß unumschränkter Gewalt alle Tüchtigkeit und Energie verloren. Unter der Regierung Hussun Khan's (1722) beschlossen die Ghildschis, ein Afghanenstamm, der die Umgegend von Kandahar bewohnte, und sich vor einigen Jahren dieser Stadt bemeistert hatte, unter der Anführung eines unternehmenden Häuptlings, Namens Mahmud, einen Versuch zum Umsturz der persischen Macht zu machen, mit der sie seit einigen Jahren im Kriege gelegen hatten. An der Spitze von nur 25,000 abgehärteten Kriegern brach Mahmud von Kandahar auf und schlug den Weg nach Ispahan, der persischen Hauptstadt, ein. In der Nähe dieser Stadt stieß er auf die persische Armee, die ihn in weit überlegener Anzahl, prächtig ausgerüstet und wohl mit Artillerie versehen, erwartete. Aber der Sieg erklärte sich für die Krieger aus dem Gebirge und die reiche und üppige Stadt mit 200,000 Einwohnern ward eingeschlossen. Obgleich die Afghanen nur noch 20,000 Mann zählten, gelang es ihnen durch ihre Thätigkeit und Wachsamkeit doch, alle Ausfälle zurückzuweisen, die Zufuhr abzuschneiden und die Stadt mußte sich ergeben, nachdem sie sechs Monate alle Schrecken der Hungersnoth erlitten. Der König kam an der Spitze seines Adels aus der Stadt gezogen und setzte die Krone dem Sieger auf das Haupt.

Nach einer Regierung von wenig mehr als zwei Jahren starb Mahmud im tobenden Wahnsinn und sein Neffe Aschreff folgte ihm (1724). Dieser tüchtige Fürst vertheidigte sein Gebiet mit Erfolg gegen die osmanischen Türken und die Russen; aber er unterlag im Kampfe mit den Persern, welche der größte Mann anführte, welchen das neuere Persien hervorgebracht hat.

Ein Sohn Schah Hussun's, Namens Tamasp, hatte sich aus Ispahan geflüchtet und eine Zuflucht bei dem Stamme der Kadscharen an den Ufern des caspischen Meeres gesucht. Hier gesellte sich ein Räuberhäuptling, Namens Nadir, zu ihm, ein Eingeborner von Khorasan, dessen verwegene Thaten ihn im Lande berühmt gemacht hatten. Nadir schloß sich der königlichen Sache an, nahm den Namen Tamasp Kuli oder Tamasp's Knecht an und unter seiner geschickten Führung gelang es den persischen Truppen schließlich, die Ghildschis ganz aus dem Lande zu vertreiben (1729). Nachdem Nadir noch andere Kriege in verschiedenen Richtungen mit Erfolg geführt hatte, fühlte er sich stark genug, Tamasp abzusetzen und die eigene Stirn mit dem Diadem zu schmücken. Dies that er mit großer Feierlichkeit in einer allgemeinen Versammlung seines Heeres und aller Großwürdenträger des Reiches auf der Ebene von Moghan (1736).

Nadir beschloß jetzt, an den Ghildschis die Leiden zu rächen, die sie über Persien verhängt hatten, und Kandahar dem Reiche wieder zu gewinnen. Nach einer langen Belagerung ergab sich diese Stadt (1738) und die Eroberung des Gebietes von Ghildschi brachte ihn nun in Berührung mit den Besitzungen der Kaiser von Indien, welche den Landstrich, durch welchen der Fluß Kabul strömt, immer besessen hatten. Wohlbekannt mit dem zerrütteten Zustand der Regierung Indiens, benutzte er den Umstand, daß sie seinen Titel spät anerkannten, um davon eine Gelegenheit zum Kriege herzunehmen, bemächtigte sich der Stadt Kabul und marschirte gegen den Indus. Ohne großen Widerstand zu finden, näherte er sich dem Dschumna und zuletzt, noch nicht hundert englische Meilen von Delhi, stieß er auf das Heer Mohamed Schah's (1739).

Die indischen Truppen hätten es in keinem Falle mit den abgehärteten Kriegern Nadir's aufnehmen können. Aber die zwischen Asof Dschah

und Sadut Khan herrschende Eifersucht trug noch mehr bei, sie zu schwächen. Ihre Ueberwindung kostete daher keine große Mühe und Mohamed mußte in dem Lager Nadir's erscheinen und ihn nach Delhi begleiten. In dieser Stadt benahmen sich die persischen Truppen, deren Kriegszucht gut war, vortrefflich, bis auf ein Gerücht von Nadir's Tod die Bewohner einen Aufstand anfingen und ungefähr 700 von ihnen umbrachten. Nach vergeblichen Bemühungen, den Tumult zu stillen, und nachdem er selbst einen Angriff hatte zurückweisen müssen, während er durch die Stadt ritt, ertheilte Nadir Befehl zu einer allgemeinen Metzelei. Das Blutbad dauerte von Sonnenaufgang bis spät Nachmittags, wo er dem Morden Halt gebot. Die Zahl der Erschlagenen wird verschieden von 150,000 bis 8000 angegeben, aber die Zahl 30,000 scheint der Wahrheit am nächsten zu kommen, obgleich sie vielleicht noch unter derselben bleibt.

Aber Geld und nicht Blut suchte Nadir in Indien und die Plünderung begann jetzt. Alles Werthvolle, was der Krone gehörte, ward weggenommen und gegen den Adel und die niedriger Geborenen die Tortur angewendet, damit sie ihre Reichthümer nicht versteckten; die Statthalter der Provinzen mußten Beisteuern geben, und nachdem Nadir endlich alle Schätze besaß, die er in Indien erpressen zu können glaubte, verließ er nach einem Aufenthalt von achtundfunfzig Tagen Delhi und schleppte einen Schatz, der auf mehr als 30 Millionen Pfund Sterling geschätzt wird, mit sich fort. Er schloß mit Mohamed, den er wieder auf den Thron setzte, einen Vertrag ab, kraft dessen Persien alle Provinzen westlich vom Indus erhielt, und dieser Vertrag machte der Herrschaft des Hauses Timur in Afghanistan ein Ende.

Das Elend und der Nothstand, die in der Hauptstadt des Reiches herrschten, lassen sich leicht begreifen und man hätte erwarten sollen, daß die Maratten diesen Zustand benutzen würden, um ihre Macht in Hindustan weiter auszubreiten. Aber Badschi Rao zog es vor, seine Unternehmungen wieder gegen das Dekan zu wenden, wo er in Feindseligkeiten mit Nasir Dschung, dem Sohne und Vertreter Asof Dschah's, begriffen war. Er fand jedoch kräftigeren Widerstand, als er vorausgesetzt hatte und war froh, mit seinem Gegner einen Vergleich abschließen zu können. Er war alsdann im Begriff, nach Hindustan zurückzukehren und hatte den Nerbudda erreicht, als der Tod ihn überraschte (1740).

Sein Nachfolger in der Peschwawürde war sein Sohn Baladschi Rao, ebenfalls ein Mann von bedeutenden Fähigkeiten; aber er hatte mit mächtigen Nebenbuhlern und Feinden zu kämpfen und bedurfte seiner ganzen Gewandtheit, um über ihre Umtriebe die Oberhand zu gewinnen. Der gefährlichste dieser Nebenbuhler war Ragudschi Bosla, der beauftragt war, den Tschaut in Berar und der Waldregion östlich von dieser Provinz einzusammeln, was ihn thatsächlich fast zum Beherrscher dieser Landstriche machte. Er versuchte sogar, den Tschaut nördlich von Nerbudda einzusammeln; aber Baladschi selbst zog gegen ihn ins Feld und als er dort war und Anstalten traf, auf die Erfüllung des von seinem Vater mit Asof Dschah abgeschlossenen Vertrags zu dringen, fiel Ragudschi in Bengalen ein. In seiner Angst bot der Kaiser Baladschi die Abtretung von Malwa an, wenn er ihn gegen Ragudschi helfen wollte. Dieser nahm das Anerbieten bereitwillig an, und der Peschwa marschirte sofort durch Behar und erreichte Murschidabad, die Hauptstadt von Bengalen, zeitig genug, um sie gegen Ragudschi zu beschützen, den er schlug und aus der Provinz vertrieb. Er kehrte dann nach Sattara zurück (1743), gegen das Ragudschi mit schnellen Schritten heranrückte, und so stark war die Partei, die sich gegen den Peschwa gebildet hatte, daß er es für rathsam hielt, durch Ueberlassung des Rechts, Tribut in Behar und in Bengalen zu erheben, Ragudschi für sich zu gewinnen. Ragudschi's Versuche auf Bengalen hörten erst mit dem Abtreten von Kottak, dem südlichen Theil von Orissa und der Bezahlung von zwölf Rupien jährlich als Tschaut für Bengalen vollständig auf (1751).

Um diese Zeit starb sowohl Asof Dschah, wie Radschah Saho. Ersterer kehrte nach dem Dekan zurück, um einen Aufstand seines Sohnes Nasir Dschung zu unterdrücken und starb dort im Jahre 1748; Saho's Tod erfolgte in den nächsten Jahren. Eine Reihe von Intriguen wurden nun wegen der Erbfolge gesponnen; aber dem Peschwa gelang es, einen Prinzen, Namens Radschah Ram, auf den Thron zu setzen. Alsdann beschäftigten ihn Feindseligkeiten gegen den Nachfolger Asof Dschah's, den die Franzosen unterstützten; aber wir müssen unsern Bericht über diese Vorfälle auf später verschieben.

Das Merkwürdigste in Hindustan in dieser Zeit ist das Emporkommen der Rohillas, eines Volks, das bestimmt war, in der spätern Ge-

schichte eine hervorragende Rolle zu spielen. Zahlreiche Afghanen aus dem Districte Roh (weshalb sie Rohillas hießen) hatten in kaiserlichen Diensten gestanden. Unter ihnen befand sich ein Mann, Namens Ali Mohamed, angeblich ein Hindu von Geburt und von einem Rohillakrieger an Kindesstatt angenommen. Er trat als gemeiner Soldat in das Heer und stieg, als ein Mann von Talent und Energie, wie viele Leute seines Charakters, zu Rang und Einfluß. Er erhielt die Verwaltung einiger Dschaghirs; er vergrößerte allmälig seine Besitzungen und nahm immer mehr Afghanen in seinen Sold und seine Dienste, bis er sich endlich stark genug fühlte, die Einkünfte der Ländereien, die er besaß, für sich zu behalten. Er schlug die gegen ihn ausgeschickten Truppen und machte sich schließlich zum Herrn des Landes zwischen dem Ganges und Audh, das von nun an Rohilkund hieß. Der Kaiser zog zuletzt selbst gegen ihn ins Feld und er sah sich nun genöthigt, sich zu unterwerfen und sich mit der Statthalterschaft Sirhind zu begnügen (1745).

Die nordwestliche Grenze sollte auch noch andere Räuberstämme nach Indien aussenden. Nadir Schah hatte sich durch seine Tyrannei den Persern verhaßt gemacht und es bildete sich eine Verschwörung gegen ihn, in deren Folge er in seinem Zelte ermordet ward (1747). Ahmed Khan, der Häuptling der Afghanen des Abdalistammes*), der in seinem Dienste stand, zog sich, nach einem vergeblichen Versuche, ihn zu rächen, mit seinen Leuten in seine Heimath zurück, und sein Einfluß war so groß, daß er nach sehr kurzer Zeit zum König von Kandahar ausgerufen ward und seine Besitzungen sich vom Indus bis an die persische Grenze erstreckten. Wohlbekannt mit der Schwäche und dem Reichthum Indiens, wo er mit Nadir gewesen war, faßte er den Plan, es zu erobern, ging mit nur 12,000 Mann über den Indus, nahm Lahore ein und rückte gegen den Sutledsch vor. Hier stand eine Armee unter dem Wessir und dem Prinzen Ahmed zu seinem Empfange bereit; aber er setzte vermittelst einer Furth über den Fluß, umging die Stellung des Feindes und nahm in seinem Rücken die Stadt Sirhind, wo das Gepäck und die Vorräthe des Heeres

*) Der ursprüngliche Sitz der Abdalis waren die Gebirge von Ghor, aber jetzt hausten sie hauptsächlich um Herat. Ahmed gab ihnen aus einem unbekannten Grund den Namen Duranis, den sie auch in der indischen Geschichte führen.

sich befanden. Alsdann griff er das verschanzte Lager der Indier an; ging aber nach verschiedenen vergeblichen Stürmen wieder über den Fluß und kehrte in die Heimath zurück (1748).

Ungefähr einen Monat nach der Schlacht von Sirhind starb der Kaiser Mohamed und hatte seinen Sohn Ahmed Schah zum Nachfolger.

Den vorigen Wessir hatte eine Kanonenkugel bei Sirhind getödtet und das Amt war jetzt erledigt. Ahmed bot es Asof Dschah an, und als dieser es ausschlug, verlieh er es Sufder Dschung, dem Sohn Saduk Khan's, des Vicekönigs von Audh. Da Ahmed Durani im westlichen Theile seiner Besitzungen beschäftigt war und Ali Mohamed nicht mehr lebte, hielt der Wessir die Gelegenheit für günstig, einen Versuch zur Vernichtung seiner Nachbarn, der Rohillas, zu machen. Er übertrug die Führung des Krieges dem Afghanenhäuptling von Furrokabad, aber als dieser General in der Schlacht fiel, versuchte der Wessir, dieses Ereigniß zu benutzen, indem er der Witwe den größten Theil ihres Gebietes nahm. Das Volk stand jedoch auf und rief die Rohillas herbei; der Wessir mußte gegen sie zu Felde ziehen; seine zahlreichen aber schlecht disciplinirten Truppen gewährten dem Feinde einen leichten Sieg und die Rohillas erschienen bald vor den Mauern von Lacknau und Allahabad (1750).

Der Wessir sah nun keine andere Hilfe, als die Maratten herbeizurufen. Er wendete sich an die beiden Häuptlinge Holkar und Scindia, denen der Peschwa Niederlassungen in Malwa eingeräumt hatte, und die Zusage beträchtlicher Hilfsgelder bewog sie, ihm ihre Streitkräfte zu Hilfe zu führen; auch stieß der Radschah der Dschats zu ihm. An der Spitze dieser vereinigten Truppen schlug er die Rohillas und trieb sie in die Vorgebirge des Himalaya. Da er den Maratten erlaubte, ihre Kriegssteuer aus dem eroberten Gebiet zu erheben, so dauerte es viele Jahre, ehe sich das Land von den Folgen ihrer Verwüstungen erholte (1751).

Als der Wessir nach Delhi zurückkehrte, fand er, daß Ahmed Durani abermals in das Pendschab eingefallen war, das der Kaiser ihm auf seine Forderung abgetreten hatte. Er entdeckte auch, daß ein Lieblingsverschnittener ihn aus der einflußreichen Stellung bei dem Kaiser und seiner Mutter verdrängt hatte. Diese Schwierigkeit beseitigte er leicht, indem er den Günstling zu einem Gelag einlud, wo er ihn ermorden ließ. Aber dadurch brachte er nur einen gefährlicheren Gegner empor, nämlich

Schuhab-ed-din *), den Enkel Asof Dschah's, einen jungen Mann von großer Thatkraft und Fähigkeit, den er selbst begünstigt und zur Würde eines Emir el Omra mit dem Titel Ghasi-ed-din erhoben hatte. Dieser junge Mann schloß sich bereitwillig dem Kaiser gegen seinen Wohlthäter an. Ein Bürgerkrieg wüthete sechs Monate lang in den Straßen Delhi's, bis der Wessir, auf die Nachricht, daß eine Schaar Maratten seinem Gegner zu Hilfe käme, sich dazu verstand, Frieden zu schließen und sich nach Audh zurückzog. Ghasi-ed-din wendete jetzt seine Waffen gegen die Dschats und während er sie bekriegte, entfernte sich der Kaiser, der seiner Anmaßung und seines Uebermuths müde geworden war, unter dem Vorgeben einer Jagd, mit allen Truppen, die er bei sich hatte, um sich womöglich von dem lästigen Günstling zu befreien. Ghasi-ed-din schickte ihm jedoch die Maratten nach, die ihn gefangennahmen. Er begab sich alsdann nach dem kaiserlichen Lager, wo er den Kaiser absetzte und ihm und seiner Mutter die Augen ausstechen ließ. Hierauf setzte er einen Prinzen von königlichem Geblüt unter dem Titel Alumgir II. auf den Thron (1724).

Der ehrgeizige und thätige Ghasi-ed-din versuchte bald darauf, das Pendschab den Duranis zu entreißen, beschloß aber, durch List und nicht durch Gewalt zu verfahren. Die Wittwe des vorigen Statthalters herrschte im Namen ihres jungen Sohnes und der Wessir brach unter dem Vorwande von Lahore auf, sich mit ihrer Tochter zu vermählen, der er verlobt war. So überfiel er die Stadt und nahm die Regentin in ihrem Bett gefangen. Als Ahmed Schah diesen verrätherischen Streich erfuhr, stellte er sich selbst an die Spitze seines Heeres und erschien bald zwanzig englische Meilen von Delhi. Hier erlangte Ghasi-ed-din durch Hilfe der frühern Regentin vom Pendschab, mit der er sich wieder ausgesöhnt hatte, Verzeihung. Aber Ahmed verlangte Geld und Delhi ward von Plünderung und Blutvergießen erfüllt, wie zur Zeit Nadir's; denn obgleich Ahmed nicht so grausam war wie dieser, so konnte er doch nicht seine Truppen so gut im Zaume halten, die eine noch größere Metzelei unter den Hinduwallfahrern in Muttra anrichteten. Da jetzt die heiße Witterung eintrat, welche die Afghanen nicht vertragen können und große

*) Sein Vater Ghasi-ed-din (siehe S. 137) starb 1753 in Aurungabad auf dem Marsch gegen seinen Bruder Salabut Dschung, angeblich an Gift.

Sterblichkeit unter ihnen sich einstellte, führte Ahmed seine Truppen wieder nach der Heimath. Er vermählte sich mit einer Prinzessin aus dem Hause Timur und ernannte auf das Ansuchen des schwachen Kaisers, der einen Schutz gegen seinen Wessir zu haben wünschte, einen fähigen Rohillahäuptling, Namens Nadschib-ed-Daula, zum Befehlshaber der Streitkräfte in Delhi (1757).

Ghasi-ed-din, der sich damals in Furrokabad befand, beseitigte alle Anordnungen Ahmed Schah's wieder, aber da er sich allein nicht stark genug fühlte, rief er die nie ausbleibende Hilfe der Maratten herbei. Eine Streitmacht unter dem Bruder des Peschwa, Ragoba, stieß zu ihm und, nachdem er Delhi in Besitz genommen, belagerte er den befestigten Palast. Er hielt sich einen Monat, aber alsdann, nachdem Nadschib-ed-Daula schon früher entflohen war, öffnete der Kaiser die Thore und empfing Ghasi-ed-din als seinen Wessir. Ragoba sah sich dann durch die Nachrichten, welche er über den Zustand des Pendschab erhielt, bewogen, einen Versuch zu machen, es zu erobern. Er stieß auf keinen Widerstand, da sich die Duranis bei seiner Annäherung über den Indus zurückzogen und, nachdem er einen Marattenstatthalter im Lande zurückgelassen, kehrte er nach dem Dekan zurück (1758).

Die drohende Zunahme der Marattenmacht veranlaßte nun Schudscha-ed-Daula, Sohn Sufder Dschungs von Audh, und die anderen mohamedanischen Fürsten Indiens, sich zum gegenseitigen Schutz zu verbünden. Die Maratten fielen sogleich in Rohilkund ein und verwüsteten es auf ihre gewöhnliche Weise; doch Schudscha-ed-Daula griff sie unerwartet an und trieb sie mit großem Verlust über den Ganges, und als sie hörten, daß Ahmed Schah im Anzuge sei, schlugen sie einen Frieden vor, zu dem die Verbündeten ihre Zustimmung gaben. Der Durani Schah, den die Unterwerfung der Beludschen im südlichen Theil seines Reiches in Anspruch genommen hatte, marschirte den Indus hinauf bis Peschawr, ging alsdann über den Strom und setzte, da die Regenzeit bereits eingetreten war, seinen Marsch durch das Gebirge fort, bis er die andere Seite des Dschumna erreichte. Hier stieß er auf ein Marattenheer unter Scindia, das er schlug und dessen Führer dabei ums Leben kam. Eine andere Abtheilung unter Holkar ward auf ihrem Marsch nach dem Süden von den Duranitruppen eingeholt und vollständig vernichtet (1759).

In der Besorgniß, die Rache seines königlichen Herrn würde ihn treffen, wenn Ahmed Schah Sieger bliebe, ertheilte Ghasi-ed-din den Befehl, den unglücklichen Fürsten umzubringen und setzte einen andern Prinzen der Familie auf den Thron, der jedoch niemals Anerkennung fand. Schah Alum, der Thronerbe, befand sich damals in Bengalen, wo wir ihn im Verlauf unserer Erzählung finden werden.

Die Macht der Maratten war jetzt auf ihrem Höhepunkt angelangt; fast ganz Indien, vom Himalaya bis zum Vorgebirge Komorin war ihnen jetzt entweder unmittelbar unterthan oder zahlte ihnen Tribut. Der Peschwa, das eigentliche Oberhaupt des Staates, hatte in ihm in einer Weise Ordnung geschaffen, die man vorher nicht kannte. Das Heer, anstatt aus raubgierigen Horden zu bestehen, besaß ein starkes Corps gutberittener und gutbezahlter Reiter und 10,000 Mann Infanterie, disciplinirt von Leuten, die mit den Europäern an den Küsten von Koromandel gedient hatten. Auch besaß das Heer zum ersten Male einen großen Artillerietrain. Der Stolz und das Selbstvertrauen, welche diese Streitmacht einflößte, wurden durch die Nachricht von den Unfällen Scindia's und Holkar's nur zur Thätigkeit angetrieben und man beschloß, eine große Kraftanstrengung zur vollständigen Bezwingung Indiens zu machen.

Den Oberbefehl über das Marattenheer erhielt Sedascheo Rao, der Vetter des Peschwa, daher der Bhao, d. h. Bruder, genannt. Ihn begleitete Wiswas Rao, der Sohn und Erbe des Peschwa, und alle großen Braminen und Marattenhäuptlinge. Er rückte gegen Delhi vor, in welcher Stadt eine kleine Besatzung von Duranis lag; die Maratten drangen durch eine vernachlässigte Bastei ein und die Citadelle fiel durch die Wirkung ihrer Geschütze. Der Bhao beraubte den Palast und alle öffentliche Gebäude ihres ganzen Schmuckes; er bemächtigte sich des prachtvollen Thrones und nahm die silberne Decke des Audienzsaales mit sich fort. Er wollte eben Wiswas Rao als Kaiser von Indien ausrufen, als er sich bewegen ließ, die Feierlichkeit aufzuschieben, bis er die Duranis aus dem Lande getrieben hätte (760).

Nach dem Rathschlage des klugen alten Radschah der Dschats sollten die Maratten ihr Fußvolk und ihre Artillerie in seinem Lande zurücklassen und den Krieg in der gewöhnlichen Marattenweise mit ihrer Reiterei führen. Alsdann, meinte er, würde das Klima gewiß bald die Duranis zum Rückzuge zwingen. Aber der Bhao verschmähte diesen Rathschlag

und zog eine regelrechte Kriegführung vor. Ahmed Schah lagerte damals an den Grenzen von Audh, um die Angelegenheiten mit Schudscha-ed-Daula und seinen anderen Verbündeten in Ordnung zu bringen, und so wie die Regenzeit seinen Truppen gestattete, sich in Marsch zu setzen, rückte er gegen Delhi vor. Die Raschheit und Kühnheit, mit der er den Dschumna überschritt, flößte den Maratten solche Achtung vor seinem Muthe ein, daß sie sich nach Panipat zurückzogen und dort ein verschanztes Lager, vertheidigt von ihrer zahlreichen Artillerie, anlegten. Die Streitmacht des Bhao bestand aus 55,000 regulären und 15,000 irregulären Reitern und 15,000 Mann disciplinirten Fußvolks. Er besaß 200 Geschütze und zahlreiche Wallbüchsen und einen großen Vorrath von Raketen, die damals in der indischen Kriegführung viel in Gebrauch waren. Die Gesammtzahl innerhalb der Linien, einschließlich der Truppen und ihres Trosses, wird auf 200,000 Mann angegeben. Das Heer Ahmed Schah's bestand aus 40,000 Afghanen und Persern, 13,000 indischen Reitern und 38,000 indischen Fußgängern, von denen allein die Rohillas kampffähig waren. Er führte etwa 30 Stück Geschütz und eine Anzahl guter Wallbüchsen mit sich.

Der Schah schlug ein Lager in der Nähe der Maratten auf, deren Linien er nicht anzugreifen wagte. Unterdessen war eine Abtheilung von 12,000 Marattenreitern von dem untern Dschumna herangerückt und schnitt ihm die Zufuhren ab und große Noth begann in seinem Lager zu herrschen; aber eine Streifpartei holte diese Reiter ein und hieb sie nieder und nun fehlte es im Marattenlager an Lebensmitteln, da der Feind das flache Land beherrschte. Beständige Scharmützel fanden statt und die Maratten machten einige vergebliche Angriffe auf die Verschanzungen der Duranis. Ahmed's Verbündete drangen in ihn, durch eine allgemeine Schlacht eine Entscheidung herbeizuführen; aber er gab zur Antwort: „das ist eine Kriegssache, von der Ihr nichts versteht. In anderen Dingen thut wie Ihr wollt, aber das überlaßt mir.“ Er pflegte ihnen auch zu sagen: „Schlaft nur; ich werde Sorge tragen, daß Euch kein Schade geschieht.“ In der That war er unermüdlich; er unterließ keine Vorsichtsmaßregel und saß fast den ganzen Tag im Sattel.

Endlich beschloß der Bhao, nachdem er vergeblich durch die Vermittelung Schudscha-ed-Daula's Frieden zu schließen versucht hatte, lieber

zu siegen oder auf der Wahlstatt zu fallen, als sein ganzes Heer vor Hunger sterben zu sehen, und vor Tagesanbruch, am Morgen des 6. Januar, 1761 rückte die ganze Marattenarmee mit ihrer Artillerie vor sich, zum Angriff auf die feindlichen Linien vor. Ahmed Schah, der zeitig Nachricht bekommen, stellte seine Truppen vor seinem Lager auf. Das Gefecht begann mit dem Abfeuern der Geschütze der Maratten, die jedoch keinen Schaden anrichteten, da die Kugeln über die Köpfe der Feinde weggingen. Ihre regulaire Infanterie rückte dann mit gefälltem Bayonnet gegen die Rohillas vor, die auf dem rechten Flügel standen und schlug sie mit großem Blutvergießen in die Flucht. Alsdann faßte sie das Centrum in der Flanke, das gleichzeitig auf der Stirnseite von dem Bhao und Wiswas Rao mit der Blüthe der Marattenreiterei angegriffen ward. Die Gefahr seines Centrums erkennend, ließ Ahmed die Reserve vorrücken; aber der Vortheil blieb immer noch auf der Seite der Maratten. Er sammelte dann seine Truppen und ließ die ganze Linie vorgehen, während eine Division einschwenken und den Feind in die Flanke nehmen mußte. Dieses Manöver entschied den Tag. „Auf einmal, wie durch Zauber," sagt der Berichterstatter, der Augenzeuge war, „kehrte das ganze Marattenheer den Rücken und ergriff eiligst die Flucht, das Schlachtfeld mit Haufen von Leichen bedeckt zurücklassend." Quartier ward nicht gegeben; die Verfolgung ward funfzehn bis zwanzig Meilen fortgesetzt; das Landvolk erschlug die, welche sich vor den Soldaten retteten, und die ganze Zahl der Gebliebenen soll sich auf 200,000 belaufen haben. Der Bhao selbst und Wiswas Rao befanden sich unter den Todten und von den Heerführern war keiner ohne Wunde davon gekommen, während Viele geblieben waren. Der Peschwa überlebte die Erschütterung nicht, welche die Nachricht von dieser großen Niederlage in ihm hervorbrachte. Uneinigkeiten brachen unter den Marattenhäuptlingen aus und es dauerte einige Zeit, ehe die Marattenmacht sich wieder furchtbar machte.

Ahmed Durani begab sich nach seinem Sieg nach Delhi, von wo er nach kurzem Aufenthalt nach seiner Heimath zurückkehrte und sich niemals wieder in die Angelegenheiten Indiens mischte. Diese begannen nun, einen neuen Charakter anzunehmen; denn das Volk aus dem fernen Westen, in dessen Hand das Reich nun zunächst übergehen sollte, hatte gerade damals den Anfang gemacht, sich in Bengalen festzusetzen. Die Entstehung dieses Reiches zu schildern, ist nun unsere Aufgabe.

II.

Vom Auftreten der Europäer in Indien bis zum Tode Lord Clive's.

Sechzehntes Kapitel.

Der Handel mit Indien im Alterthum. — Entdeckung der Monsuns. — Portugiesische Entdeckungen. — Umschiffung des Caps der guten Hoffnung. — Reise Vasco da Gama's. — Reise Cabral's. — Zweite Reise Gama's. — Die Albuquerques. — Soarez. — Almeida. — Der große Albuquerque. — Eroberung von Goa. — Von Malacca. — Ausdehnung des portugiesischen Reiches im Orient. — Vertheidigung von Diu. — Von Goa. — Reisen der Holländer. — Ihr Handel und ihre Niederlassungen. — Die Franzosen.

Schon in den entlegensten Zeiten gelangten, wie wir gesehen haben, die Erzeugnisse Indiens nach dem Westen; aber dies geschah meistens auf einem Landwege von der Küste des glückseligen Arabiens oder der Spitze des persischen Meerbusens aus und der Handel war fast ganz in den Händen der Phönizier. Endlich, als Alexander der Große die nach ihm benannte Stadt in Aegypten erbaut hatte und dies Land ein unabhängiges Reich unter den Ptolomäern geworden war, fing der indische Handel an, einen neuen Weg einzuschlagen und Fahrzeuge verließen die Küste in der Nähe des gegenwärtigen Suez und fuhren die arabische Küste entlang das rothe Meer hinab, von wo sie manchmal quer über den persischen Meerbusen nach dem Indus und von da um Kutsch und Guserat herum nach der Mündung des Nerbudda und von dort gelegentlich die Küste von Malabar entlang segelten. Hatten sie volle Ladung, so kehrten sie auf demselben Wege zurück und ihre Waaren gelangten auf dem Landwege nach Alexandrien, um von dort aus im Abendlande verbreitet zu werden. Dies war jedoch nicht der gewöhnliche Verlauf; denn die ägyptischen Schiffe gingen meistens nicht weiter, als bis zur arabischen Küste, wo sie die Waaren kauften, welche arabische und indische Fahrzeuge auf dem eben beschriebenen Weg dorthin brachten.

Es ist merkwürdig, daß während dieses lange fortgesetzten Verkehrs mit Indien das Phänomen der Monsuns und die Möglichkeit, sie

zu Handelszwecken zu benutzen, nicht früher die Aufmerksamkeit der Seefahrer auf sich gezogen hat. Erst um die Mitte des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung beobachtete ein Schiffer, Namens Hippalus, die Regelmäßigkeit, mit welcher der eine Wind sechs Monate aus dem Südwesten und der andere ebenso lange aus dem Nordosten weht und zog daraus den natürlichen Schluß, daß, wenn ein Schiff mit dem erstern von der Mündung des rothen Meeres absegelte, es irgend einen Punkt an der indischen Küste erreichen und daß der andere es dann wieder an den Ort zurückbringen müßte, von wo es abgesegelt war. Er hatte den Muth, diese Theorie praktisch anzuwenden und der Erfolg rechtfertigte seine Voraussetzung vollständig. Der indische Handel schlug jetzt einen neuen Weg ein, aber Alexandrien blieb immer noch sein Hauptmarkt. Politische Veränderungen hatten keine Wirkungen darauf. Auf das römische Reich folgte das der Kalifen und auf dieses das der Mameluken; aber immer blieb Alexandrien der Ort, von wo die Gewürze des Orients sich über das Abendland verbreiteten, und die Vermittler dieses Handels waren die Italiener und vornehmlich die Venezianer, für deren Reichthum und Macht er eine Hauptstütze war.

Im 15. Jahrhundert wurden die aus dem morgenländischen Handel gezogenen Gewinne so auffällig groß, daß andere Völker anfingen, sich nach einem Antheil daran zu sehnen und auf die Möglichkeit eines geraden Weges nach Indien zu sinnen. Aus den Schriften der Alten, die jetzt besser bekannt wurden, erfuhr man, daß man schon damals an die Möglichkeit, Afrika zu umschiffen, geglaubt hatte, und die Bekanntschaft mit der kugelförmigen Gestalt der Erde, verbunden mit der Ansicht, daß Indien das entfernteste Land des Ostens sei, führte zu der Schlußfolgerung, daß man nur kühn über das atlantische Meer zu steuern brauche, um sicher Indien zu erreichen. Wie bekannt, war letzteres die Ansicht des Columbus, die ihn zur Entdeckung von Amerika führte. Die frühere Ansicht gewann allmälig bei den Portugiesen an Boden, deren geographische Lage an dem westlichen Ende Europa's, Vertrautheit mit dem Meere und Freundschaft mit den Mauren in Afrika sie veranlaßte, die Westküste dieses Welttheiles zu durchforschen. Don Heinrich, einer der Söhne Johann's I. von einer englischen Prinzessin, hatte die Ehre, den Portugiesen zuerst die Bahn der Entdeckungen zu eröffnen.

Als Statthalter von Ceuta hatte er von den Mauren viel über die afrikanischen Völker des Südens gehört. Dies bestärkte ihn in dem früher schon gefaßten Gedanken, die Entdeckungen südwärts fortzusetzen; denn er hatte bereits Schiffe abgeschickt, denen es gelungen war, Cap Non, den frühern Grenzpunkt südlicher Schifffahrt, zu umschiffen und Cap Bojador zu erblicken. Nach seiner Heimkehr von Ceuta nahm Don Heinrich seinen Wohnsitz in Sagrez, unweit des Cap St. Vincente wo er immer das Weltmeer im Auge hatte, und bis an sein Lebensende (1463) wendete er seine Gedanken nicht von dem einen Ziel afrikanischer Entdeckungen ab. Im Jahre 1418 schickte er ein Schiff aus, welches versuchen sollte, Cap Bojador zu umfahren. Der Versuch schlug fehl, in Folge eines Sturmes. Aber man entdeckte die Insel Porto Santo, wie auf einer spätern Reise Madeira. Erst 1433 umschiffte man Cap Bojador und da man das Meer jenseit dieses Vorgebirges gegen Erwartung ruhig und still fand, so folgten die Entdeckungen im Süden nun rasch aufeinander. Nach dem Tode Don Heinrich's ließ der Entdeckungseifer ein wenig nach; aber er hatte zu tiefe Wurzeln geschlagen, um wieder einzuschlafen. Die Unternehmungslust der Seefahrer regte sich bald wieder; man entdeckte den Fluß Kongo und die Goldküste und 1471 nahm der König von Portugal, Don Johann II., den Titel Herr von Guinea an. Ueberzeugt, daß das afrikanische Festland ein Ende haben müsse, beschloß dieser Fürst, keine Anstrengung zu scheuen, um es zu erreichen, und so den Seeweg nach Indien zu öffnen. Im Jahre 1486 schickte er drei Schiffe unter dem Befehl des Bartholomäus Diaz aus, um den Versuch zu machen. Diaz segelte von Kongo die Küste weiter südwärts, bis ein Sturm ihn in südlicher Richtung in das Meer hinaustrieb. Nach dreizehn Tagen hörte das Unwetter auf und Diaz steuerte nun östlich, um das Land wieder zu erreichen. Aber zu seinem Erstaunen sah er, nachdem er seine Fahrt einige Tage fortgesetzt hatte, immer noch nichts vor sich, als das unbegrenzte Meer. Die Schiffe steuerten dann nordwärts und entdeckten bald Land. Ohne es zu wissen, hatten sie das Cap umfahren, dessen Entdeckung der Zweck ihrer Reise war. Diaz setzte nun die Reise in östlicher Richtung fort, bis er den jetzt unter dem Namen des großen Fischflusses bekannten Strom erreichte. Auf der Rückreise erblickten Diaz und seine Gefährten zu ihrer großen Freude und

ihrem großen Erstaunen das lang gesuchte Vorgebirge, welches Diaz Cabo Tormentoso oder das stürmische Cap benannte, ein Name, welchen der König in den des Caps der guten Hoffnung umänderte, den es noch jetzt führt.

Verschiedene Verhältnisse hielten den König ab, diese Entdeckung eines Weges nach Indien weiter zu verfolgen und erst unter der Regierung seines Nachfolgers, Emanuel, konnte der Plan wieder aufgenommen werden. Im Jahre 1497 segelte Vasco da Gama, ein Edelmann aus dem königlichen Haushalt, mit einem Geschwader von drei Schiffen, aus dem Tajo mit dem Auftrag ab, keine Anstrengung zu scheuen, um die indische Küste zu erreichen, und nach einer Seereise von nicht ganz elf Monaten landete er in Kalikut an der Küste von Malabar. Die Einzelheiten dieser Reise brauchen nicht erzählt zu werden, da sie zu allgemein bekannt sind, und sie das Glück gehabt hat, in unvergeßlichen Versen von der Muse des berühmten, aber unglücklichen Luis de Camoens besungen zu werden.

Als Gama die Ostküste Afrika's entlang fuhr, fand er Mosambik, Quiloa, Melinda und alle anderen Städte von Mohamedanern oder, wie die Portugiesen sie nannten, Mauren bewohnt, und da sich unter ihnen einige Händler oder andere Leute von der Nordküste Afrika's befanden, welche die Portugiesen als Erbfeinde ihres Stammes und ihres Glaubens kennen gelernt hatten, so thaten sie ihr Möglichstes, um die Eingebornen gegen sie aufzureizen. Dies gelang ihnen überall, außer in Melinda, dessen Fürst im Gegentheil der standhafte Freund der Fremden ward und sie mit einem Lootsen versah, der sie nach Kalikut brachte. Hier fand Gama den Handel auch meistens in den Händen der Mauren, d. h. der Kaufleute aus Arabien und Aegypten, die natürlich den commerciellen Mitbewerb der Europäer fernhalten und sie womöglich vernichten wollten. Der Beherrscher selbst, der Samorin, ein Hindu seinem Glauben nach, der nur auf den Nutzen seiner Unterthanen sah, war geneigt, die Fremden zu begünstigen, welche einen treuen Freund an einem in Kalikut wohnenden Mauren von Tunis, Namens Monzaide, hatten; indeß die Mauren gewannen durch Bestechung den Kutwal oder ersten Minister des Samorin und durch diesen den Fürsten selbst, und Pläne zur Vernichtung der Portugiesen waren im Gange; aber Gama, rechtzeitig

durch Monzaide davon in Kenntniß gesetzt, vereitelte sie und ging nach Europa unter Segel. Er erreichte den Hafen von Lissabon am 14. August 1499, nach einer Abwesenheit von fast zwei Jahren und zwei Monaten.

Der portugiesische Hof beschloß, ohne Zeitverlust diese herrliche Entdeckung auszubeuten und zeitig im folgenden Jahre ging eine Flotte von dreizehn Schiffen mit 1200 Mann unter dem Befehl des Alvarez Cabral vom Tajo unter Segel. Der Umstand, daß acht Franziskanermönche die Reise mitmachten und der Admiral Befehl hatte, mit Feuer und Schwert jedes Land zu verwüsten, das ihre Predigten nicht anhören wolle, beweist, daß noch mehr religiöser Fanatismus, als Handelsgeist den Rath des lusitanischen Fürsten beherrschte.

Dem Umstand, daß Cabral die offene See aufsuchte, um die Küste von Afrika zu vermeiden, hatte er das Glück zu verdanken, daß er Brasilien in Südamerika entdeckte. Auf seiner Fahrt um das Cap der guten Hoffnung hatte er mit fürchterlichen Stürmen zu kämpfen, in denen er vier seiner Schiffe verlor, wovon das eine den unerschrockenen Diaz an Bord hatte, der zuerst dieses gefürchtete Vorgebirge umschiffte. Cabral erreichte Kalikut mit nur sechs Fahrzeugen, aber der Anblick dieses Geschwaders und das, was einige Hindu, welche Gama mitgenommen und Cabral zurückgebracht hatte, von der Macht Portugals erzählten, veranlaßten den Samorin, ihn mit Achtung zu behandeln und er erhielt Erlaubniß, eine Factorei in Kalikut anzulegen. Die Mauren, obgleich sie sich Anfangs freundschaftlich gesinnt stellten, begannen bald, den Portugiesen Hindernisse in den Weg zu legen und bewogen durch ihren Einfluß die eingebornen Kaufleute, die Ablieferung der von ihnen gekauften Güter hinauszuschieben. Als sich die Verletzten an den Samorin wendeten, hieß er ihnen, in einem Anfalle von Ungeduld, sich der Ladung eines der maurischen Schiffe zu bemächtigen, aber zugleich seinen vollen Werth zu bezahlen. Correa, der portugiesische Factor, ein hitziger und ungestümer Mann, außerdem noch angereizt von seinen angeblichen Freunden unter den Mauren, drang in Cabral, diesem Geheiß zu gehorchen und die Mauren fingen an, um ihn noch mehr zu reizen, mit vieler Ostentation ein großes Schiff mit den auserlesensten Gewürzen zu beladen und auch dafür zu sorgen, daß die Portugiesen die zu seiner Abfahrt bestimmte

Zeit erfuhren. Seinem bessern Urtheil entgegen gab Cabral den Bitten Correa's und seiner Leute nach und schickte seine Boote ab, die alsbald die Ladung des maurischen Schiffes auf ihre Fahrzeuge brachten. Die Mauren eilten sogleich zu dem König, mit dem Geschrei, daß die Christen sich jetzt endlich in ihrer wahren Gestalt als blose Seeräuber gezeigt hätten. Er gab ihnen Erlaubniß, sich selbst Genugthuung zu verschaffen, und sie machten mit Unterstützung einer Anzahl Nairs, wie die Kriegerkaste in Malabar genannt wird, einen Angriff auf die portugiesische Factorei. Correa und fünfzig seiner Leute verloren dabei das Leben; die übrigen retteten sich, indem sie in das Meer sprangen und nach ihren Schiffen schwammen. Cabral nahm zehn maurische Fahrzeuge weg und verbrannte sie, nachdem er die Ladung herausgenommen; alsdann legte er sich dicht ans Land und beschoß die Stadt, bis sie an mehreren Orten brannte. Darauf lichtete er die Anker und gelangte, seine Reise südwärts fortsetzend, nach Cochin, der größten Stadt an der Küste nach Kalikut.

Colonisten und Eröberer neuer Länder haben immer das Glück gehabt, in Folge des von der vorherrschenden Macht auf die Eingebornen ausgeübten Druckes bereitwillige Verbündete zu finden. So gewannen die Spanier bei ihrem Einfall in Mexico an den Tlascalanern eifrige Bundesgenossen, und jetzt wurde der König von Cochin, ein bedrückter Vasall des Samorin, ein warmer Freund der Portugiesen. Nachdem sich Cabral hier mit Pfeffer versehen hatte, hielt er sich nicht länger auf, sondern fuhr weiter nach Kananor, wo er ebenfalls einen guten Empfang fand und trat dann seine Heimreise an. Ehe er wieder in Portugal eintraf, war ihm ein neues Geschwader von drei Schiffen zur Verstärkung nachgeschickt worden. Als der Befehlshaber desselben, Johann da Nova, in Sanblas an der Küste von Afrika einen Brief vorfand, welcher über das Geschehene Bericht erstattete und ihm rieth, sich unmittelbar nach Cochin zu begeben, ging er sofort nach diesem Hafen unter Segel. Während er dort war, schlug er eine große Flotte, welche Samorin gegen ihn ausgeschickt hatte. Auf seiner Heimreise entdeckte er die Insel St. Helena, wie er auf der Fahrt nach Ostindien die Insel Ascension gefunden hatte.

In Portugal galt Cabral's Expedition, wegen des dabei stattgefun-

denen großen Verlustes an Menschen und Schiffen, im Allgemeinen als ein fehlgeschlagenes Unternehmen, und man sprach schon davon, wie gefährlich es für ein kleines Königreich, wie Portugal, sei, sich am andern Ende der Welt mit einem mächtigen Monarchen, wie der Samorin war, in Feindseligkeiten zu verwickeln. Aber der König war, wie die meisten Monarchen, auf Eroberungen und Ausdehnung seines Reiches bedacht; der Papst hatte vor Kurzem durch eine Bulle die Welt zwischen ihm und dem Könige von Spanien getheilt und dem Einen alle neu entdeckten Länder östlich, dem Andern westlich von einer gewissen Linie zugesprochen, ohne in seiner Unfehlbarkeit zu ahnen, daß sie endlich zusammentreffen müßten; und schließlich tröstete er sich mit dem Gedanken, daß er Verbündete an den Fürsten von Cochin und Kananor hätte und noch Andere gewinnen könnte. Er nahm daher den Titel an: „Herr der Schifffahrt, der Eroberung und des Handels von Aethiopien, Arabien, Indien und Persien" und schickte eine Flotte von fünfzehn Segeln unter Vasco da Gama nach Cochin und Kananor, und eine andere von fünf Fahrzeugen unter Vicente Sodra aus, um vor der Mündung des rothen Meeres gegen die Mauren zu kreuzen (1512).

Diejenigen, welche sich ihre Vorstellung von dem Charakter Vasco da Gama's nach dem Gedichte des Camoens und selbst nach der Erzählung seiner ersten Reise gebildet haben, werden entsetzt sein über die Grausamkeiten, die er jetzt beging. Er nahm ein großes Maurenschiff an der Küste von Arabien weg, plünderte es aus und steckte es in Brand, nachdem er das Schiffsvolk in den Raum eingesperrt hatte. Als er vor Kalikut erschien und Unterhandlungen eröffnet hatte, stellte er fünfzig Gefangene, die er auf den weggenommenen Schiffen gemacht, auf das Deck, nahm eine Sanduhr in die Hand und sagte dem Gesandten des Samorin, er werde sie Alle hinrichten lassen, wenn er nicht Genugthuung erhalten habe, ehe der Sand ausgelaufen sei, und da die Antwort nicht mit der bestimmten Zeit eintraf, führte er seine Drohung aus und befahl seinen Opfern alsdann Hände und Füße abzuschneiden, die er ans Land schickte. Er verließ Kalikut, ließ sich aber von einem schlauen Braminen verleiten, mit einem einzelnen Schiffe wiederzukommen — eine Unbesonnenheit, durch welche er fast in Gefangenschaft gerathen wäre. Nachdem er noch einige Zeit umhergekreuzt war und einige werthvolle Schiffe ge-

kapert hatte, kehrte er nach Portugal zurück. Sowie er fort war, traf der Samorin Anstalten, sich an dem König von Cochin zu rächen. Er brach an der Spitze eines großen Heeres in sein Gebiet ein, rückte, auf seine Weigerung, die Portugiesen auszuliefern und das Bündniß mit ihnen zu verlassen, gegen die Hauptstadt, erstürmte sie und zwang den König, eine Zuflucht auf der nahen heiligen Insel Veipin zu suchen.

Drei getrennte Expeditionen segelten nun (1503) unter den Brüdern Alfonso und Franz Albuquerque und Antonio Saldanha von Portugal ab. Franz Albuquerque, der zuerst ankam, nachdem er an der Küste von Arabien dem Reste von Sodra's Geschwader, das in einem Sturme stark gelitten hatte, begegnet war, begab sich nach Veipin und entsetzte den König von Cochin, der sich in der äußersten Bedrängniß befand. Durch seinen Bruder verstärkt, bekriegte er dann den Samorin, den er zwang, durch die Auslieferung einer großen Menge Pfeffer und durch das Zugeständniß, seine Häfen dem portugiesischen Handel zu eröffnen, den Frieden zu erkaufen. Aber die Wegnahme eines seiner Schiffe durch die Portugiesen machte diesem Frieden ein Ende und nach einem vergeblichen Versuche, den Samorin einzuschüchtern, segelten die Albuquerques nach Europa zurück, nachdem sie Duarte Pacheco mit ein paar Hundert Mann zur Vertheidigung von Cochin zurückgelassen hatten.

Der Samorin beschloß nun, keine Mühe zu sparen, um den König von Cochin zu vernichten und nach gleichzeitigen Berichten zählte das Heer, das er zu diesem Zwecke zusammenzog, 50,000 Mann. Zwei Mailänder, die zu ihn desertirt waren, lehrten ihn das Kanonengießen und andere europäische Künste des Krieges. Die Vertheidigung der Stadt fiel Pacheco zu, denn die Eingebornen verloren allen Muth, und selten ist mehr Geschicklichkeit und Energie an den Tag gelegt worden, als während dieser Belagerung. Alle Angriffe des Feindes wurden tapfer zurückgeschlagen und nachdem der Samorin den größten Theil seiner Truppen durch das Schwert oder durch Krankheit verloren hatte, mußte er die Belagerung aufheben. Indem die Vertheidigung von Cochin den Portugiesen ihre große Waffenüberlegenheit über die Indier zeigte, trug sie sehr viel dazu bei, ihre Eroberungssucht anzustacheln.

Auf Pacheco folgte Lope Soarez, dem der Samorin sehr vortheilhafte Friedensanerbietungen schickte. Soarez segelte nach Kalikut und

Alles schien einer befriedigenden Ausgleichung entgegenzugehen, als er die Auslieferung der beiden Mailänder forderte. Der Unterhändler verlangte Zeit, um den Samorin zu fragen; aber der hochfahrende Soarez wollte von keinem Verzug wissen und fing sofort an, die Stadt zu beschießen. Er zerstörte dann auf den Wunsch des Königs von Cochin die Stadt Kanganor, worauf er nach Portugal zurückkehrte.

Die Bestrebungen des portugiesischen Monarchen gewannen allmälig an Umfang und Franz Almeida, der Soarez folgte, erhielt den Titel eines Vicekönigs von Indien mit einem angemessenen militairischen und geistlichen Gefolge (1505). Kurz nach seiner Ankunft traf eine glänzende Gesandtschaft von dem Hindukönig von Bedschajanugur ein, der dem Prinzen von Portugal die Hand seiner Tochter antrug, und er erhielt eine höfliche und freundliche Antwort, obgleich das Anerbieten keine Annahme fand.

Der Mamelukensultan von Aegypten, erzürnt über das verwegene Benehmen der Portugiesen und über den seinen Unterthanen zugefügten Schaden, beschloß, in Verbindung mit dem mohamedanischen Könige von Guserat, einen kräftigen Versuch zu machen, sie auszurotten. Eine ägyptische Flotte von zwölf Segeln stieß daher zu der des Königs von Guserat unter seinem tüchtigsten General Ajas Sultani (1508), und die verbündeten Streitkräfte machten einen wüthenden Angriff auf einen Theil der portugiesischen Flotte, die ihnen unter dem Befehl des Sohnes des Vicekönigs, Lorenzo, auf der Höhe des Hafens Tschaul, südlich von Bombay, begegnete. Nach einem zwei Tage dauernden Gefecht suchten die Portugiesen das offene Meer und entkamen; aber das Schiff des Lorenzo Almeida blieb an einem zu Fischereizwecken errichteten Gerüste hängen; er weigerte sich, es zu verlassen und fiel nach tapferer Gegenwehr. Bei dieser Gelegenheit schrieb der höfliche Ajas dem Vicekönig einen Trostbrief.

Während Almeida Anstalten traf, seinen Sohn zu rächen, erschien Alfonso Albuquerque mit einer Flotte und dem Auftrag, ihn abzulösen. Albuquerque war erst nach der arabischen Küste gesegelt, wo er Muscat und andere Städte eroberte und dann nach dem persischen Golf sich begab und den Fürsten der reichen Insel Ormus nöthigte, Tribut zu zahlen. Als er in Cochin eintraf und seine Bestallung vorzeigte, verweigerte Almeida ihm den Gehorsam, wenigstens bis er den Tod seines Sohnes

gerächt habe und ward darin von seinen vornehmsten Officieren bestärkt. Vergeblich stellte ihm Albuquerque vor, daß der königliche Befehl unbedingt sei. Almeida segelte mit einer Flotte von neunzehn Schiffen ab, um die Flotten Aegyptens und Guserats aufzusuchen. Unterwegs griff er, ohne herausgefordert worden zu sein, die Stadt Dabul im Konkan an, erstürmte, plünderte und verbrannte sie, und metzelte die Einwohner ohne Unterschied nieder. Die Bundesgenossen erwarteten ihn bei der Insel Diu an der südlichen Küste von Guserat. Ajas schlug vor, den Angriff im Hafen zu erwarten; aber der ägyptische Admiral wollte dem nicht beistimmen und in dem sich nun entspinnenden Gefecht blieb der Sieg den Portugiesen. Ajas überschickte jetzt Friedensvorschläge, aber Almeida bestand auf die Auslieferung des ägyptischen Admirals. Auf diese Forderung einzugehen, weigerte sich Ajas, erbot sich aber, alle christliche Gefangenen herauszugeben, und Almeida mußte sich mit dieser Bedingung begnügen. Er segelte dann ab und als er nach Kananor kam, ließ er mit der den Portugiesen in Indien eigenthümlichen Blutgier alle seine Gefangenen niederhauen. Nur mit der größten Schwierigkeit war er zu bewegen, sein Amt niederzulegen. Er segelte endlich nach Europa ab und verlor sein Leben in einem Scharmützel mit den Eingebornen der Saldanhabucht an der afrikanischen Küste.

Bis dahin hatten die Portugiesen noch keinen Versuch gemacht, Gebietserwerbungen in Indien zu machen, sondern begnügten sich, das Meer zu beherrschen und Factoreien in den Küstenstädten zu haben. Aber Albuquerque, ein Mann von hochstrebenden und weitgreifenden Plänen, beschloß, der Begründer eines portugiesischen Reiches im Orient zu werden. Sein erster Versuch galt Kalikut (1510); aber nachdem die Portugiesen Wunder der Tapferkeit verrichtet hatten, wurden sie mit großem Verlust zurückgeschlagen und Albuquerque selbst ward für todt auf sein Schiff zurückgebracht. Als er wieder gesund geworden, entschloß er sich, nach dem Rathe Timosa's, eines der Seeräuber, die so lange an diesen Küsten gehaust haben, Goa anzugreifen, eine Stadt auf einer Insel an der Küste des Königreichs Bedschapur. Die Stadt ergab sich, gegen das Versprechen der Sicherheit für den Handel und das Privateigenthum, welches Albuquerque getreulich hielt. Er trat nun ganz als souverainer Fürst auf, mußte aber den neuen Besitz noch einmal verlassen. Der König

von Bedschapur sammelte nämlich eine zahlreiche Armee, und da es ihm gelang, seine Truppen des Nachts hinüberzuschaffen, mußte Albuquerque die Stadt räumen, und sich auf seine Schiffe begeben. Er zog sich nach Kananor zurück, aber bald darauf, als der König von Bedschapur in einen Krieg mit dem Radschah von Bedschajanugur verwickelt war, versuchte er einen neuen Angriff, und bemächtigte sich der Stadt, die er stark befestigte, und zum Hauptsitz der portugiesischen Macht im Osten machte.

Der hochstrebende Geist Albuquerque's fing jetzt an, sich mit einer weit entlegeneren Eroberung zu beschäftigen. Die Stadt Malacca, auf der Halbinsel gleichen Namens gelegen, war der große Mittelpunkt des Handels zwischen Indien und China, und den Inseln des Ostens; Albuquerque, die angebliche Beleidigung eines von Almeida auf Entdeckung ausgesendeten Officiers als Vorwand benutzend, segelte mit einer Streitmacht von 800 Portugiesen und 600 eingebornen Truppen hin, und es gelang ihm, die Stadt einzunehmen, in der er eine unermeßliche Beute vorgefunden haben soll. Aber diese ging gänzlich in einem Sturme verloren, welcher die Flotte in der Nähe von Sumatra überfiel. Die Portugiesen behielten Malacca, welches eine ihrer vornehmsten Niederlassungen wurde (1511).

Der Hafen Aden in Arabien, durch dessen Hilfe er das rothe Meer beherrschen konnte, zog zunächst die Aufmerksamkeit Albuquerque's auf sich; aber zwei seiner Versuche gegen diese Stadt schlugen fehl. Er nahm dann seine Pläne auf Ormus wieder auf und segelte mit einer Truppenmacht von 1500 Europäern und 600 Eingebornen dorthin, unterwarf sich den Beherrscher der Stadt und machte Ormus ebenfalls zu einer portugiesischen Besitzung.

Albuquerque hatte so für seinen Herrn ein Reich gestiftet; aber Vernachlässigung und Undankbarkeit waren der einzige Lohn, mit der in jener Zeit die Monarchen Portugals ihre ausgezeichneten Unterthanen bedachten. Als Albuquerque mit zerrütteter Gesundheit nach Goa zurückkehrte, erfuhr er, daß sein Feind Soarez als sein Nachfolger eingetroffen, daß man ihm feindlich gesinnte Officiere zu Befehlshabern der Schiffe und Forts ernannt hatte, und daß dies Alles geschehen war, ohne ihm nur einen Brief zu schreiben. Er war Anfangs geneigt, den Zuflüsterungen Derer Gehör zu schenken, die ihm riethen, durch Gewalt seine

Herrschaft aufrechtzuerhalten, aber er wies diesen Gedanken gleich wieder zurück. Er weigerte sich, Speise zu genießen, schrieb einen kurzen, aber männlichen und rührenden Brief an seinen unwürdigen Fürsten, und verschied im Angesicht von Goa (1515).

Albuquerque war unzweifelhaft ein Mann von bedeutendem Talent und großer Thatkraft und hat vielleicht einigen Anspruch auf den Zunamen des Großen, den ihn seine Landsleute gegeben haben. Es war jedenfalls ein glänzender Gedanke, eine kleine Nation des Westens, wie Portugal war, zur Herrin der Meere und des Handels in den Regionen des Ostens zu machen, und dieser Gedanke ward in der That verwirklicht, denn in allen ihren Kämpfen mit den eingebornen Mächten trugen die Portugiesen überall den Sieg davon, und ihr Reich hatte ein ganzes Jahrhundert lang Bestand. Weder die Waffen der Monarchen des Ostens, noch die mangelhaften Fähigkeiten der Nachfolger Albuquerque's führten seinen Sturz herbei, sondern der Verfall Portugals selbst und das Auftreten anderer europäischer Nationen in den östlichen Meeren, auf deren Seite sich fast stets die eingebornen Mächte schlugen, welche die Portugiesen wegen ihres religiösen Fanatismus und ihrer wilden Grausamkeit, worin sie ihren Nachbarn, den Spaniern, gleichkamen, verabscheuten.

Die Herrschaft der Portugiesen erstreckte sich nach der stolzen Sprache ihrer Geschichtschreiber vom Cap der guten Hoffnung bis zu den Grenzen von China, eine Küste von zwölftausend englischen Meilen entlang. Aber dies bedeutet nur, daß sie Forts und Factoreien an verschiedenen Punkten dieser Küstenstrecke hatten, denn sie enthielten sich klüglich, Gebiet zu erwerben. Sie hatten verschiedene Niederlassungen an der Ostküste in Afrika, in Ormus, am persischen Meerbusen, in Goa und anderen Orten in Indien. Sie hatten sich am Ganges in Bengalen angesiedelt; sie hatten Factoreien in Ceylon; sie besaßen Malacca und ihre Forts beherrschten Ternate, Tidore und die anderen Gewürzinseln, die, beiläufig gesagt, der Schauplatz ihrer größten Grausamkeit waren, und schließlich erlaubte ihnen der Kaiser von China, für die Dienste, die sie gegen einen Seeräuber geleistet hatten, sich auf der Halbinsel Macao, unweit der Stadt Kanton, niederzulassen. Sie entdeckten und eröffneten auch einen Handel mit den japanischen Inseln, wo aber zuletzt ihr übertriebener

Glaubenseifer ihre Austreibung und die Ermordung aller der von ihnen bekehrten Eingebornen zur Folge hatte. Von diesen ausgedehnten Reichen besitzen sie jetzt, und noch dazu blos geduldet, nur noch Mosambik, Goa und Macao!

Die merkwürdigsten Ereignisse in der Geschichte der Portugiesen im Osten nach dem Tode Albuquerque's waren die Vertheidigung von Diu und von Goa gegen die eingebornen Mächte, zwei Ereignisse, denen wir jetzt einige Worte widmen wollen.

Als Bahader Schah, König von Guserat, sich gezwungen sah, nach Diu zu flüchten *), hatte er den Portugiesen erlaubt, unter der Bedingung, ihn mit 500 Mann bei der Eroberung seines Königreichs zu unterstützen, daselbst eine Factorei zu erbauen. Als er wieder seinen Thron erlangt hatte und nach Diu kam (1536), fand er, daß sie ihre Factorei mit einer Mauer umgaben, und sie allem Anscheine nach in eine Festung verwandelten. Er machte Nuno da Cunha, dem Vicekönige, der sich mit einer Flotte daselbst befand, dagegen Vorstellungen, und die Sache schien einer freundschaftlichen Ausgleichung nahe zu sein, als, wie Cunha, wegen angeblicher Krankheit, sich weigerte, den König zu besuchen, Letzterer, um allen Verdacht zu beseitigen, mit nur wenig Begleitern selbst an Bord des Schiffes des Vicekönigs kam. Heimliches Hin- und Herreden und Zeichen zwischen dem Vicekönig und seinen Leuten flößten ihm Besorgnisse ein, und er verließ das Schiff in Eile. Wie er sich dem Ufer näherte, entstand zufällig oder absichtlich ein Auflauf, und er warf sich aus seinem Boot in das Meer, wo ein Schlag mit einem Ruder ihn betäubte und alsdann eine Hellebarde ihn durchbohrte. Jede Partei beschuldigte die andere der Verrätherei und jede wahrscheinlich ohne Grund.

Bahader's Nachfolger beschloß, sich an den Portugiesen zu rächen, und eine zahlreiche Flotte und Armee aus Aegypten, das sich jetzt im Besitz der Osmanen befand, kam ihm zu Hilfe (1538). Silveira, der Befehlshaber des Forts, hatte nur 600 Mann und viele Kranke darunter; aber er wies alle Angriffe des Feindes zurück. Nach ungeheuern Verlusten versuchten sie noch einen letzten Sturm um Mitternacht, und drangen wirklich in einen Theil des Forts, aber hier wurden sie durch fast un-

*) Siehe oben S. 58.

glaubliche Anstrengungen von Tapferkeit zurückgeworfen, und nun hob der türkische Admiral die Belagerung auf und kehrte nach Hause zurück. Er wußte jedenfalls nicht, daß damals nur noch vierzig Mann der Besatzung dienstfähig waren. Den Heldenmuth der portugiesischen Frauen während dieser Belagerung feiern ihre Geschichtschreiber, namentlich den der Anna Fernandez, der Gattin eines Arztes.

Im Jahre 1545 machte der König von Guserat abermals einen Angriff auf das Fort, welches diesmal von Mascarenhas mit 200 Mann vertheidigt ward. Nachdem die Besatzung eine Verstärkung von 400 Mann bekommen, bestand sie darauf, gegen den Feind geführt zu werden, ward aber mit großem Verluste zurückgeschlagen. Endlich traf der Vicekönig, der berühmte Johann da Castro, mit starker Heeresmacht ein, griff den Feind in seinen Verschanzungen an, schlug ihn mit großem Verlust in die Flucht, und drang mit den Fliehenden in die Stadt Diu ein, die er mit Blutvergießen und Mord erfüllte. Bei seiner Rückkehr nach Goa zog er im Triumph, das Haupt mit Lorber gekrönt, das königliche Banner von Guserat hinter sich herschleppend, mit klingendem Spiele und unter dem Jubelrufe der Bevölkerung in die Stadt ein.

Im Jahre 1570 schlossen der Adil Schah von Bedschapur und der Nisam Schah von Ahmednugur ein Bündniß mit einander, um die Christen aus Indien zu vertreiben. Ersterer führte seine Streitkräfte, die man auf 100,000 Mann veranschlagte, gegen Goa; Letzterer schloß Tschaul bei Bombay ein. Goa vertheidigte der Vicekönig Luis da Ataide, der nur 700 Soldaten und 1300 Mönche und bewaffnete Sclaven hatte; die nach Hause bestimmten Schiffe wollte er nicht aufhalten, obgleich er dadurch seine Truppen um 400 Mann hätte vermehren können. Alle Versuche des Feindes, auf der Insel festen Fuß zu fassen, scheiterten, und die Portugiesen machten oft Angriffe auf ihr Lager, wo sie ihren gewöhnlichen Muth und ihre gewöhnliche Grausamkeit zeigten. Als die Belagerung zwei Monate gedauert hatte, kam eine Verstärkung von 1500 Mann von den Molukken an, und die Mohamedaner hörten nach einem letzten kräftigen Versuch, wo sie wirklich sich auf einige Zeit auf der Insel festsetzten, aber zuletzt mit großem Blutvergießen wieder zurückgetrieben wurden, auf, angriffsweise zu verfahren. Adil Schah blieb jedoch noch

einige Monate in seiner Stellung, und zog sich dann zurück, nachdem er 12,000 Mann verloren hatte.

Tschaul vertheidigte ein Officier, Namens Luis d'Andrada, mit einer Besatzung von 2000 Mann gegen das Heer des Nisam Schah. Aber da es nicht auf einer Insel lag, wie Goa, war die Vertheidigung viel schwieriger. Einen Monat lang beschoß der Feind die Stadt aus siebenzig Stücken Geschütz und machte dann einen allgemeinen Sturmangriff, bei dem er an verschiedenen Punkten in die Stadt drang, aber schließlich doch zurückgeworfen wurde. Als die Belagerung ungefähr sechs Monate gedauert hatte, machte man einen vergeblichen Versuch, zu einem Vergleich zu kommen, und als nun ein zweiter wüthender Sturmangriff fehlschlug, zog der Nisam Schah mit seinen Truppen ab. Kurz darauf ging er ein Bündniß mit den Portugiesen ein.

So ward die Herrschaft der Portugiesen im Osten während des 16. Jahrhunderts aufrechterhalten. Aber unterdessen war Portugal selbst unter das Joch Philipp's II. gerathen (1580), und da die Holländer, welche ebenfalls Unterthanen dieses Fürsten waren, und bis dahin die Erzeugnisse des Ostens in Lissabon gekauft und über das nördliche Europa vertrieben hatten, sich in Folge der Tyrannei Philipp's gegen ihn empört hatten, waren sie natürlich von allen Häfen seines Gebietes ausgeschlossen. Sie beschlossen daher, zu versuchen, selbst den geraden Weg nach Osten zu befahren, aber sie fürchteten die Seemacht Spaniens im atlantischen Ocean, und in dem östlichen Meere. Es war damals ein vorherrschender Gedanke, daß die nördlichen Enden beider Continente zu umschiffen wären, und die Holländer fanden sich daher bewogen, die Fahrt um den Norden Europa's und Asiens zu versuchen; aber nach drei fehlgeschlagenen Unternehmungen dieser Art sahen sie sich genöthigt, diesen Plan aufzugeben, und kamen zu der Ueberzeugung, daß Indien, wenn überhaupt, nur durch das Südmeer zu erreichen sei.

Im J. 1596 schickte eine Gesellschaft holländischer Kaufleute ein Geschwader von vier wohlbewaffneten Schiffen unter dem Befehle des Cornelius Houtman aus, der während eines langen Aufenthaltes in Lissabon die nöthigen Kenntnisse gesammelt hatte, und nach einer ziemlich langwierigen Fahrt erreichte er den Hafen Bantam auf der Insel Java. Da so die Möglichkeit, einen Handel mit dem Osten zu eröffnen, festgestellt

war, erhielt bei der Rückkehr dieser Flotte die ursprüngliche Handelsgesellschaft eine Erweiterung, und 1599 ging ein neues Geschwader von acht Fahrzeugen unter dem gemeinschaftlichen Befehl von Houtman und Van Neck ab. Sie besuchten die Küsten von Java und Sumatra, und Van Neck kehrte dann mit vier von den Schiffen, reich mit Gewürzen beladen, nach Amsterdam zurück. Der Handel erwies sich als so gewinnreich, daß jedes Jahr neue Handelsgesellschaften sich bildeten, und neue Geschwader absegelten. Schon im Jahre 1600 umschifften vierzig holländische Fahrzeuge das Cap. Der Gewinn von ihren Handelsgeschäften in Osten soll sich durchschnittlich auf 37 % belaufen haben.

Anfangs vermieden die Holländer so viel als möglich jede Berührung mit den Portugiesen, und blieben sorgfältig den Orten fern, wo sie Niederlassungen hatten. Aber allmälig, wie sie mehr Vertrauen auf ihre Kraft gewannen, und gewahr wurden, wie sehr die Eingebornen ihre Nebenbuhler haßten, gaben sie diese friedliche Politik auf. Ihr erster Schritt auf der neuen Bahn war, die Eingebornen bei einem Ueberfall des portugiesischen Forts Atschin in Sumatra zu unterstützen, und dann sich einiger portugiesischen Niederlassungen auf den Molukken zu bemächtigen. Im Jahre 1605 verstärkten sie ihre Flotte in den östlichen Meeren mit neunzehn Schiffen, die mit 2000 Mann altgedienter Truppen bemannt waren, und eroberten alle noch übrigen Niederlassungen auf den Molukken, sodaß sie nun Herren des gesammten Handels in den östlichen Meeren waren. Sie machten dann einen Versuch auf Malacca, wurden aber zurückgeschlagen, und halfen dann den Eingebornen von Ceylon gegen die Portugiesen; aber erst im J. 1656 und nach einer Belagerung von sieben Monaten gelang es ihnen, ihre Hauptniederlassung Colombo einzunehmen, und sie ganz von der Insel zu vertreiben. Mittlerweile hatten sie auch Malacca nach hartnäckigem Widerstande bezwungen (1640). Nachdem sie so ihre Herrschaft über die Inseln der östlichen Meere begründet hatten, erbauten sie, als Hauptstadt, in Dschakatra, an der nordwestlichen Küste der Insel Java, eine Stadt, welche sie Batavia nannten. Anders als die Portugiesen, lag ihnen nichts daran, Niederlassungen auf dem indischen Festlande zu begründen, sondern sie begnügten sich mit dem gewinnreichen Handel der Inseln, und eröffneten sich dazu den Verkehr mit Japan, aus

welchem Lande die Portugiesen von der einheimischen Regierung vertrieben worden waren.

Auch die Franzosen hatten zu Anfang des 17. Jahrhunderts einige schwache Versuche gemacht, sich einen Antheil an dem gewinnreichen Handel nach dem Osten zu sichern, und eine ostindische Compagnie gegründet; aber ihren Kaufleuten fehlte es an dem nöthigen Unternehmungsgeist, und es dauerte lange, ehe es ihnen gelang, in Indien Fuß zu fassen.

Siebzehntes Kapitel.

Früheste Reisen der Engländer. — Landhandel. — Reisen Fitch's. — Errichtung der ersten Compagnie. — Reise Lancaster's. — Middleton's. — Sharpey's. — Zweite Reise Middleton's. — Reise Hippon's und Floris'. — Beschaffenheit des englischen Handels. — Gesandtschaft Sir Thomas Roe's. — Nebenbuhlerschaft zwischen den Holländern und Engländern. — Sinken der portugiesischen Macht. — Blutbad von Amboyna.

Es ließ sich nicht voraussetzen, daß ein so unternehmendes Volk, wie die Engländer, unthätige Zuschauer der Versuche der Holländer bleiben würde, sich einen Antheil an dem Handel im Osten zu sichern. Im Gegentheil waren sie das erste europäische Volk, welches bedacht war, den Portugiesen dorthin zu folgen. Schon unter der Regierung Heinrich's VIII. beschloß man, auf die Vorstellungen Robert Thorne's, eines in Sevilla etablirten Kaufmanns, einen Versuch zu machen, an den von dem Handel in Osten herrührenden Vortheilen Antheil zu nehmen. Wegen der Achtung, die man damals vor den päpstlichen Bullen und vor den von Entdeckungen herrührenden Rechten hatte, rieth Thorne, die Nordostdurchfahrt zu versuchen, und demnach wurden während der Regierungszeit Heinrich's zwei Reisen in dieser Richtung unternommen, natürlich ohne Erfolg. Die erste derselben fand schon im J. 1527 statt.

Unter der Regierung Edward's VI. sollte ein Geschwader unter Sir Hugh Willoughby womöglich die Nordostdurchfahrt entdecken. Aber diese Expedition lief sehr unglücklich ab. Willoughby's Schiff scheiterte an der Küste von Lappland, und er und sein Schiffsvolk kamen in dem strengen

Winter ums Leben. Chancellar, der zweite im Befehl, war glücklicher; denn er erreichte den Hafen Archangel in Rußland, und vermittelte die Eröffnung eines Verkehrs zwischen England und diesem Lande. Noch einige weitere Versuche fanden statt, die Nordostdurchfahrt zu entdecken; aber da sie alle fehlschlugen, suchte man wieder gegen Nordwesten durchzudringen. Sechs Versuche wurden in wenigen Jahren angestellt, drei unter Martin Frobisher, und die anderen unter John Davis, welcher der von ihm entdeckten Straße seinen Namen gab.

Da sich jetzt wenig Hoffnung zeigte, vermittelst der Durchfahrt im Norden nach Indien zu gelangen, beschlossen die Engländer, nicht länger die Ansprüche der Portugiesen zu berücksichtigen, sondern um das Cap der guten Hoffnung hin zu fahren. Schon hatte Sir Francis Drake (1577) die Erde umschifft, und im östlichen Ocean die Inseln Ternate und Tidore und andere von den Gewürzinseln und Java besucht, und überall die freundlichste Aufnahme bei den Eingebornen, und die größte Neigung, in Handelsverkehr zu treten, gefunden. Drake's Erfolg entflammte die damals so lebendige Lust an Abenteuern, und 1586 rüstete Thomas Cavendish, ein Edelmann von guter Familie und Grundbesitz in Suffolk, auf eigene Kosten ein Geschwader von drei Schiffen aus, um eine ähnliche Reise wie Drake zu machen, und alle für den Handelsverkehr in Osten erforderlichen Erkundigungen einzuziehen. Wie Drake, fuhr er durch die Maghellanstraße, und verwüstete die Küste von spanisch Amerika. Er besuchte die Philippinen und Ladronen, dann die Molukken und schließlich Java, und überall fand er großen Haß gegen die Spanier und Portugiesen verbreitet, und das Volk geneigt, mit den Engländern in Handelsverkehr zu treten. Die Wegnahme einiger portugiesischer Ostindienfahrer, die um diese Zeit stattfand, die Nachrichten, die man aus den an deren Bord gefundenen Papieren schöpfte, und der Bericht eines gewissen Stevens, der mit den Portugiesen nach Indien gesegelt war, lehrte die Engländer noch vollständiger den Werth des indischen Handels kennen, und machte sie noch begieriger, daran Theil zu nehmen.

Versuche waren gemacht worden, sich die Erzeugnisse des Ostens durch den Landhandel zu verschaffen. Eine Handelsgesellschaft die Levantecompagnie genannt, hatte sich gebildet, um sie in den Küstenstädten von Kleinasien zu kaufen, wohin einheimische Karawanen sie brachten.

Auch war nach der Entdeckung von Archangel eine russische Compagnie entstanden, und einer ihrer Agenten, Antony Jenkinson, ging 1558 von Moskau die Wolga hinab in das caspische Meer, und besuchte Persien und Bokhara. Er wiederholte diese Reise siebenmal, und der dadurch begründete Handel war so ausgedehnt, daß, wie uns berichtet wird, im J. 1563 drei englische Agenten in Kaswin in Persien wohnhaft waren.

Die Levantecompagnie glaubte auch durch den persischen Meerbusen und dann zu Lande über Aleppo und die Seeküste Waaren direct aus Indien einführen zu können. Demgemäß begaben sich John Newbury und Ralph Fitch, zweiter Theilhaber an dieser Gesellschaft, und einige Andere 1583 auf die Reise, versehen mit Briefen der Königin Elisabeth an den Kaiser Akbar und den Kaiser von China. Sie nahmen passende Waaren mit, und reisten über Bagdad und Bussora nach Ormus. Hier warfen die Portugiesen sie ins Gefängniß, schickten sie dann nach Goa, wo sie ebenfalls eingekerkert blieben, und obgleich man sie zuletzt freiließ, so wurden sie doch ausgeplündert und anderweit mishandelt, daß sie aus der Stadt flohen (1585). Sie begaben sich erst nach Belgam, von da nach Bedschapur und Golkonda, und alsdann durch Kandesch und Malwa nach Agra, wo Einer von ihnen, Leader, ein Juwelier, im Dienste des Kaisers blieb. Von dort aus reisten sie, oder wenigstens Fitch, der Berichterstatter, nach Allahabad und Benares, und drangen sogar bis an die Grenzen von Butan nördlich von Bengalen vor. Sie besuchten die portugiesische Niederlassung am Hughly, Orissa und andere Orte, Pegu und Malacca, und begaben sich von dort nach Kochin, Goa und Ormus, von wo Fitch 1591 nach England zurückkehrte, und eine Beschreibung seiner Reise herausgab.

Aus Fitch's Berichten ging es klar hervor, daß auf diesen Wegen kein regelmäßiger Handel mit Indien betrieben werden könnte, und außerdem konnte auch keiner dieser Umwege des Handels nach dem Osten den feurigen Unternehmungsgeist der Engländer befriedigen. Dennoch hatten 1589 mehrere Kaufleute eine Eingabe an die Lords des geheimen Rathes gemacht, in welcher sie um Erlaubniß baten, drei Schiffe und drei Pinassen nach Indien abschicken zu dürfen, um einen Verkehr mit den Plätzen zu eröffnen, wo die Portugiesen keine Niederlassungen hätten. Das Schicksal dieser Eingabe ist nicht bekannt; aber 1591 segelten drei

Schiffe unter Capitain Raymond nach Indien. Ehe sie jedoch das Cap erreichten, mußte ein Schiff mit den Kranken nach Hause zurückkehren; das Fahrzeug Raymond's ging in einem Sturm unter, und James Lancaster, nachdem er eine Zeitlang in den indischen Meeren gegen die Portugiesen Seeraub getrieben und viele Schiffe weggenommen hatte, litt auf seiner Rückkehr in Indien ebenfalls Schiffbruch, und gelangte auf einem französischen Caper in die Heimath.

Die Kühnheit und die Erfolge der Holländer im J. 1595 regten den Wetteifer der englischen Kaufleute an. Im J. 1599 bildete sich eine Handelsgesellschaft mit einem Capital von 30,000 Pfund Sterling in 101 Antheilen von 100 bis 3000 Pfund, mit einem Ausschuß von Funfzehn zur Leitung ihrer Angelegenheiten. Die Abenteurer, wie die Actionaire genannt wurden, gingen die Königin um ein Patent an, nachdem sie sich verpflichtet hatten, sich von allen in spanischem oder portugiesischem Besitz befindlichen Plätzen fernzuhalten. Aber der Hof zögerte, aus Furcht, mit Spanien in Streit zu gerathen, und die Charter ward erst im folgenden Jahre ausgestellt. Der Hof verlangte den Oberbefehl für Sir Edward Mitchelbourne; der Ausschuß gab aber zur Antwort, daß er entschlossen sei, keinen Gentleman in einem Amte zu verwenden, da schon der blose Argwohn, daß so etwas geschehen könnte, einen großen Theil der Abenteurer abtrünnig machen würde. Der Hof gab nach, und Capitain Lancaster erhielt den Oberbefehl.

Die neue Charter verlieh den Abenteurern die Rechte einer politischen Körperschaft, als welche sie den Titel führte „der Vorsteher und die Compagnie der nach Ostindien handelnden Kaufleute.“ Die Verwaltung geschah durch einen Vorsitzenden und einen Ausschuß von vierundzwanzig Mitgliedern, die jährlich gewählt wurden. Sie sollten nach allen Orten jenseit des Caps der guten Hoffnung und der Maghellanstraße Handel treiben, soweit sie noch nicht im Besitz von mit Ihrer Majestät befreundeten Staaten waren. Die Charter war, wie alle in jener Zeit, ausschließlich, aber die Compagnie konnte auch anderen britischen Unterthanen Erlaubnißscheine zum Handeltreiben ausstellen. Die Charter galt für funfzehn Jahre, konnte aber, wenn sie sich nicht als vortheilhaft für das Land herausstellte, zu jeder Zeit unter der Bedingung zweijähriger Kündigung widerrufen werden.

Da Viele von den Actionairen nicht voll eingezahlt hatten, wurden Diejenigen, die es gethan hatten, eingeladen, die sämmtlichen Kosten zu tragen, und den ganzen Gewinn der Reise zu theilen. So brachte man eine Summe von 68,000 Pfund Sterling zusammen, und am 2. Mai 1601 segelte Lancaster mit vier Schiffen und einer Pinasse, das größte von 600 Tonnen und 200 Mann Besatzung, von Torbay ab. Er war mit Briefen der Königin an die Beherrscher der verschiedenen Orte versehen, die er berühren würde. Der erste Hafen, den er im Osten erreichte, war Atschin auf Sumatra, wo er einen Freundschafts- und Handelsvertrag abschloß, und Erlaubniß erhielt, eine Factorei zu erbauen. Nachdem er hier eine Ladung Pfeffer eingenommen, segelte er nach den Molukken, aber da er in der Straße von Malacca ein großes portugiesisches Schiff caperte, und sich dadurch alle gewünschten Waaren verschaffte, wendete er sich nach Bantam. Hier übergab er seine Briefe an den König, ließ einige Agenten zurück, und ging wieder nach England unter Segel, wo er im September 1603 eintraf.

Im folgenden Jahre schickte die Compagnie vier Schiffe unter Capitain (später Sir Henry) Middleton aus. Sie segelten nach Bantam, von wo, während zwei dort blieben, um Ladungen einzunehmen, und eines nach den Bandainseln ging, Middleton selbst sich nach den Molukken begab. Dort wüthete ein heftiger Krieg zwischen den Königen von Ternate und Tidore, Ersterer von den Holländern, Letzterer von den Portugiesen unterstützt. Er überzeugte sich auch, daß die Holländer aller Wahrscheinlichkeit nach als entschiedene Feinde der Engländer in diesen Regionen auftreten würden, da sie dieselben dem König von Ternate als gemeine Seeräuber darstellten. Diese Reise brachte den Abenteurern großen Gewinn, aber sie sahen sich jetzt von einem gefährlichen Nebenbuhler bedroht; denn die Krone hatte gerade jetzt (1604), Sir Edward Mitchelbourne und Anderen Erlaubniß ertheilt, nach Cathaya, China, Japan rc. zu handeln. Dies stellte sich jedoch viel mehr als ein Raubzug, denn als eine Handelsreise heraus; denn Mitchelbourne caperte und plünderte japanesische und chinesische so gut, wie portugiesische Fahrzeuge, ohne irgendwie Handelsunternehmungen zu versuchen.

Im Jahre 1607 ließ die Compagnie drei Schiffe, unter den Capitainen Keeling, Hawkins und D. Middleton abgehen. Sie fanden jetzt

die Holländer eifrig beschäftigt, die eingebornen Fürsten auf den Molukken zu unterwerfen, von wo sie die Portugiesen vertrieben hatten, und die Erlaubniß, in Banda Handel zu treiben, ward ihnen verweigert.

Bis dahin hatte die englische Compagnie ihren Handel lediglich auf die Inseln beschränkt; aber als sie jetzt durch ihre Factoreien in Bantam und an anderen Orten erfuhr, daß sich daselbst ein vortheilhafter Handel mit Calikoes und anderen indischen Zeugen betreiben lasse, beschloß sie, den Versuch zu machen, einen Verkehr mit dem Hafen Surat in Cambay einzuleiten. Im Jahre 1607 segelten zu diesem Zwecke zwei große Schiffe unter Capitain Sharpey ab, aber sie wurden in einem Sturm in der Nähe des Caps von einander getrennt, und sahen sich nie wieder, denn Sharpey's eigenes Schiff ging in dem Golf von Cambay zu Grunde. Das andere erreichte Sumatra, wo es eine Ladung einnahm; aber es litt auf der Heimreise an der französischen Küste ebenfalls Schiffbruch, und nur ungefähr zweihundert Tonnen Pfeffer wurden gerettet.

Im Jahre 1609 ging Sir Henry Middleton mit drei Schiffen unter Segel. Seine Bestimmung war das rothe Meer und Surat. In ersterem begab er sich nach dem Hafen Mocha, aber während Alles einen günstigen Verlauf zu nehmen schien, ward er verrätherisch gefangengenommen, und nach Sana im Innern gebracht. Es gelang ihm jedoch, zu entfliehen, und wieder seine Schiffe zu erreichen, mit denen er nun nach Surat segelte. Als er in der Mündung des Tapti, wo diese Stadt liegt, erschien, fand er dort ein portugiesisches Geschwader vor, dessen Befehlshaber ihn benachrichtigte, daß er ohne eine schriftliche Erlaubniß vom König von Spanien oder vom Vicekönig von Indien nicht in den Hafen einlaufen dürfe. Sir Henry gab zur Antwort, er komme mit Briefen und Geschenken seines Souverains für den Großmogul, der kein Vasall der Portugiesen sei, und er glaube ein so gutes Recht, wie sie, zu besitzen, in den Hafen einzulaufen. Die Portugiesen fingen nun an, ihnen die Zufuhr von Lebensmitteln aus der Stadt abzuschneiden, und da dadurch die Engländer, die lange in See gewesen, in große Noth geriethen, und die Behörden der Stadt im Geheimen Sir Henry mitgetheilt hatten, daß sie recht gern mit ihm Handel treiben würden, wenn sie sich nicht vor den Portugiesen fürchteten, so beschloß er, letzteren zum Trotz, in den Hafen einzulaufen. Er ließ deshalb sein größtes Schiff auf offenem Meere, und näherte sich

mit den kleineren der Mündung des Flusses. Die Portugiesen machten großen Lärm, wagten aber nicht, anzugreifen. Endlich versuchten zwei ihrer Barken, ein Boot anzufallen, das Sondirungen vornahm, wurden aber zurückgewiesen, und eine derselben ward weggenommen. Die englischen Fahrzeuge gingen jetzt in dem Flusse vor Anker, und alle späteren Versuche der Portugiesen endeten nur mit Verlust.

Der Handel mit der Stadt kam nun in Gang; aber der englische Agent, Downton, beklagt sich bitter über die eingebornen Kaufleute, die, behauptet er, auf ihre Waare einen Gewinn von 50 % haben wollten, dagegen kaum den Betrag der Fracht für Das boten, was sie kauften. Doch die Engländer scheinen damals seltsame Begriffe vom Handel gehabt zu haben. Anstatt den eingebornen Kaufleuten zu erlauben, von den Waaren auszuwählen, was ihnen paßte, verlangten sie von ihnen, sie sollten alle an Bord befindlichen Artikel kaufen, vornehmlich eine große Quantität Blei, für welches die eingebornen Händler kaum Absatz hatten. Endlich verstand sich der vornehmste Kaufmann dazu, das Blei zu kaufen; aber da er nach der Sitte des Landes durch vierundzwanzigstündige Kündigung den Handel rückgängig machen konnte, so nahm Sir Henry, um dies zu verhindern, den Statthalter und einige Andere, die sich zufällig am Bord befanden, in Haft bis nach Ablieferung der indischen Waaren. So gelang es ihm, sein Blei los zu werden, und eine Ladung für sein Schiff zu bekommen; aber bald darauf ward ihm angezeigt, daß die Engländer keine Factorei in Surat einrichten dürften, und sie mußten absegeln, ohne sogar Zeit zu haben, ihre Außenstände einzuziehen. Sir Henry begab sich zunächst nach Dabul, fand jedoch, daß hier nichts zu machen war. Hierauf kehrte er nach Mocha zurück, und erpreßte weitere Genugthuung. Er hielt jedes Schiff, dem er begegnete, an, und nöthigte es, auf seine Bedingungen von ihm Waaren einzutauschen. Nachdem er so Alles erlangt, was er brauchte, wendete er sich nach Bantam, von wo er Downton mit einem der Schiffe nach Hause schickte. Er selbst beabsichtigte, in dem Hauptschiff zu folgen, erkrankte aber bald darauf und starb.

Die Compagnie beschloß, auch einen Versuch an der Küste von Koromandel zu machen, und 1611 segelte Capitain Hippon, den ein Holländer, Namens Floris, als Factor begleitete, mit einem einzigen Fahr-

zeug dorthin ab. Als sie nach Pulikat an dieser Küste kamen, wo sie einen Handelsverkehr anzuknüpfen hofften, machte ihnen der Präsident der dortigen holländischen Niederlassungen seine Aufwartung, und theilte ihnen mit, daß die Holländer einen Kaul von dem König von Narsinga*) erlangt hätten, der allen Europäern verbiete, dort ohne ihre Erlaubniß Handel zu treiben. Hippon antwortete in hohem Tone; aber er hielt es für klug, diesen Hafen zu verlassen, und begab sich nach Masulipatam, wo sie fast böse Mittel, wie sie es nennen, gegen den Statthalter angewendet hätten. Von dort gingen sie nach Bantam und Patany, wo der Capitain starb, und von dort nach Siam; alsdann kehrten sie nach Masulipatam zurück, wo sich diesmal die Verhältnisse freundlicher gestalteten. Floris machte eine Bemerkung, welche die Tendenz der Kaufleute zeigt, jeden Markt, der sich ihnen öffnet, zu überfüllen. Er sagte, daß bei seinem Aufenthalt in Siam vor vier Jahren die Nachfrage nach Waaren so groß gewesen sei, daß es ihnen geschienen habe, als ob die ganze Welt nicht genug liefern könne, während es jetzt sehr schwer hielt, überhaupt etwas zu verkaufen.

Eine ebenfalls 1611 von England ausgeschickte Flotte von drei Schiffen unter Capitain John Saris besuchte die Molukken, und steuerte von dort aus nach dem Hafen Finando in Japan. Sie fanden dort eine gute Aufnahme, und der Capitain und einige Andere wurden an den Hof eingeladen; aber die Aussicht, eine Factorei dort zu begründen, verwirklichte sich nicht.

Im Januar 1613 gründeten die Engländer ihre erste Niederlassung auf dem Festlande von Indien, und welche Menschenweisheit hätte je die Folgen voraussehen können! Der Kaiser Dschihangir ertheilte ihnen Erlaubniß, Factoreien in Surat, Gogi, Cambay und Ahmedabad in Guserat zu errichten. Sie hatten eine Abgabe von 3½ % zu bezahlen, und bekamen dafür Schutz zugesichert.

Der durchschnittliche Gewinn von dem Capital, das während dieser in zehn Jahren gemachten Reisen (wenn man die Reise Sharpey's nicht mit rechnet), angelegt war, hatte sich auf 171 % belaufen. Aber wir dürfen dies nicht als legitimen Handelsgewinn betrachten. Die meisten dieser

*) So nannten sie den Radschah von Bedschajanugur.

Reisen waren ebensowohl Raubzüge, als Handelsunternehmungen. Schiffe, denen man begegnete, wurden ausgeplündert, oder ihre Waaren ihnen zu dem Preise, den der Stärkere festsetzte, weggenommen, und Kaufleute gezwungen, zu kaufen, was sie nicht brauchten, und zu bezahlen, was die Verkäufer forderten. In den nachfolgenden vier Jahren, wo der Handel eine regelmäßigere Gestalt annahm, sank der Gewinn auf 87½ %, ein Satz, der immer noch weit höher war, als der der Holländer.

In dem ersten dieser Zeitabschnitte ward der Handel nach dem Osten, wie der Leser bemerkt haben wird, mehr durch eine regulirte, als durch eine Actiencompagnie betrieben. Jede Reise war ein gesondertes Unternehmen, und Diejenigen, welche dabei betheiligt waren, leiteten es nach ihrem Gefallen und auf ihre Rechnung, blos der Controle der Compagnie unterworfen. Da dieses Verfahren in den Händen der Directoren nur geringe Gewalt ließ, oder vielleicht, weil sie es wirklich nicht für die beste Weise hielten, bemühten sie sich, eine Aenderung herbeizuführen, und 1612 kam man zu dem Entschluß, daß der Handel nur als Actienunternehmen betrieben werden sollte, d. h. daß die Theilhaber ihr Geld in die Hand des Gouverneurs und der Directoren legen sollten, die es nach dem allgemeinen Nutzen zu verwenden, und den Gewinn nach dem Verhältniß der Antheile zu vertheilen hatten. Die Abnahme des Gewinns nach der Einführung der neuen Einrichtung scheint allerdings zu Gunsten des früheren Systems zu sprechen, aber wir glauben auf die Ursache des Unterschiedes hingewiesen zu haben.

Mehrere Jahre lang war der Agent der Compagnie am Hofe des Moguls Capitain Hawkins gewesen.*) Er hatte sich von Surat hinbegeben, und einen sehr günstigen Empfang gefunden; aber in Folge der Unbeständigkeit Dschihangir's und der Umtriebe der von den Portugiesen Gewonnenen waren seine Anstrengungen fruchtlos gewesen, und er hatte den Hof des Moguls gegen 1610 wieder verlassen, und war nach England zurückgekehrt. Im Jahre 1615 traf jedoch Sir Thomas Roe als Gesandter König Jakob's I. an den Mogul in Surat ein, und ward in Adschmir dem Kaiser vorgestellt. Er ward mit der größten Aufmerk-

*) Derselbe, der an der Expedition von 1607 Theil genommen.

samkeit und Achtung behandelt, und hatte eine Zeitlang alle Aussicht auf Erfolg, aber dieselben Umtriebe wurden gegen ihn in Bewegung gesetzt, unter denen Hawkins gelitten hatte. Endlich gelang es ihm, eine Art Vertrag abzuschließen, der den Engländern die Erlaubniß versprach, in Surat, Sind, Bengalen und allen anderen Theilen des Mogulreiches Factoreien anzulegen.

Sir Thomas Roe, der ein Mann von Einsicht und Erfahrung war, ertheilte der Compagnie einige verständige Rathschläge. Er rieth ihnen erstlich, nicht an die Anlegung von Forts zu denken, da sie unnöthige Kosten verursachten, und sie leicht in einen Krieg verwickeln könnten, und zeigte, daß die Portugiesen und Holländer sich durch das Streben nach dem Anlegen fester Plätze Schaden gethan hätten. „Wenn der Kaiser mir zehn anböte, so würde ich nicht eines annehmen.“ Er ertheilte ihnen ferner den Rath, nicht nach einem Gesandten an den Mogulhof zu verlangen, da 1500 Rupien jährlich für zwei einheimische Agenten ihnen bessere Dienste leisten würden, als zehn Gesandte, deren Rang nur ein Hinderniß wäre. Er sagte ihnen ferner, daß sie ihre Waaren besser dem Geschmack des Marktes anpassen müßten, als sie es bisher gethan hätten. Schließlich (und das war das Wichtigste, wie wir später sehen werden) drang er sehr bestimmt in sie, von dem Brauche zu lassen, ihren Angestellten kleine Gehalte und die Erlaubniß zu geben, auf eigene Rechnung Handel zu treiben; „denn,“ sagt er, „aller Euer Verlust liegt nicht in den nach Hause gebrachten Waaren.“ Seine Ansicht war, den Handel auf Privatrechnung streng zu verbieten; dafür aber sollten sie ihren Beamten „große Gehalte nach ihrem Genügen geben, und dann wißt Ihr, was es Euch kostet. Aber dann müßt Ihr auch Eure Diener gut auswählen, und weniger anstellen.“

Die Compagnie erhielt auch um diese Zeit von ihren Agenten leidlich genaue Auskunft über die verschiedenen Märkte, und die beste Art, dort Handel zu treiben. Sie erfuhr, daß Surat der beste Markt zum Einkauf für Baumwollenzeuge sei, daß dort aber nur chinesische Waaren, Gewürze und Geld als Tauschmittel Absatz fänden; diese Baumwollenstoffe ließen sich gegen Gold, Kampfer und Benzoe in Atschin und Dschambi auf Sumatra, und gegen Pfeffer in Bantam und Dschakatra auf Java absetzen. Dieselben Artikel ließen sich in Siam für Gold,

Silber und für Wildhäute verkaufen, welche letztere für den japanischen Markt passen würden, wo außerdem englisches Tuch, Seidenwaaren, Blei rc. Absatz fände, und Silber, Kupfer und Eisen dafür zu erlangen wäre. Diamanten, Bezoarsteine und Gold wären auch auf Borneo zu bekommen; aber sie empfahlen diese Insel nicht sehr, wegen des verrätherischen Charakters der Eingebornen. Die Baumwollenstoffe wären auch in Macassar auf der Insel Celebes zu verwerthen, und dafür der beste Reis einzukaufen.

Endlich fänden dieselben Waaren auf den Bandainseln gegen Muskatblüthen und Muskatnüsse Absatz, wenn die von europäischen Nebenbuhlern in den Weg gelegten Hindernisse weggeräumt würden.

Um diese letzten Worte zu erklären, müssen wir bemerken, daß die Holländer und die Engländer sich im Orient fast in einem Kriegszustand befanden. Habgier und Eroberungssucht scheinen den Republiken angeboren zu sein. So dachten Athen und Rom an nichts, als an Eroberung und Raub; die Vereinigten Provinzen waren, und die Vereinigten Staaten sind noch die habgierigsten und gewissenlosesten Handelsleute, und dieselbe Tendenz zeigt sich in Großbritannien, wie es seinen monarchischen und aristokratischen Charakter zu verlieren beginnt. Als die Holländer zuerst den Osten besuchten, mußten sie in Bezug auf die Engländer, auf deren Unterstützung sie in ihrem noch immer fortdauernden Kampf mit Spanien rechneten, diesen Geist ein wenig bezähmen. Aber als diese Macht 1609 ihre Unabhängigkeit anerkannt hatte, begannen sie mit weniger Zurückhaltung aufzutreten, und als 1617 die Engländer Pularun und Rosengin, zwei der Bandainseln, in Besitz nahmen, griffen die Holländer ihre Forts an, und da es ihnen nicht gelang, sie zu erobern, nahmen sie zwei nach diesen Stationen bestimmte Schiffe weg, und weigerten sich, sie herauszugeben, bevor nicht die Engländer allen Ansprüchen auf die Gewürzinseln entsagt hätten. Wir dürfen jedoch nicht voraussetzen, daß die Holländer sich bewußt waren, damit ein Unrecht zu begehen. Es war ein allgemeiner, und damals von allen europäischen Handelsstaaten anerkannter Grundsatz, daß Entdeckung und Besitznahme eines neuen Landes ein Souverainetätsrecht verleihe. Die Eingebornen wurden, wenn überhaupt welche da waren, als Heiden für unfähig, zu herrschen, betrachtet. Daher

setzte die holländische Compagnie in einer an König Jakob I. gerichteten Eingabe auseinander, daß sie auf eigene Gefahr und Kosten die Portugiesen von den Gewürzinseln vertrieben, und einen Vertrag mit den Eingebornen abgeschlossen hätte, wonach sie, unter der Bedingung, sie gegen die Portugiesen zu beschützen, den ausschließlichen Handel auf diesen Inseln haben sollte, und daß die Agenten der englischen Compagnie sich bemüht hätten, Eingriffe in diese wohlbegründeten Rechte zu machen, und sogar die Eingebornen gegen sie aufzureizen. Darauf antworteten die Engländer durch Aufzählung der ihnen von den Holländern an Orten, wo Letztere keine Factoreien hatten, zugefügten Schäden, und durch einen Nachweis, daß die Holländer die beiden Inseln, um die es sich handelte, nie besetzt gehabt hätten. *)

Um den Rivalitäten und Feindseligkeiten zwischen den beiden Compagnien im Osten ein Ende zu machen, ward am 17. Juli 1619 in London ein Vertrag abgeschlossen, welcher bestimmte, daß gegenseitige Amnestie und Herausgabe von Schiffen und Eigenthum stattfinden, daß der Pfefferhandel auf Java gleich getheilt werden, daß die Engländer in Pulikat gegen die Bezahlung der Hälfte der Kosten für die Besatzung, und auf den Molukken und den Bandainseln gegen die eines Drittels, freien Handel haben sollten. Jeder Theil hatte im Osten zum gegenseitigen Schutz zehn Kriegsschiffe zu unterhalten, und sollte sich bemühen, die Erpressungen der einheimischen Mächte zu beschränken. Ein Rath, der Vertheidigungsrath genannt, und aus vier Mitgliedern jeder Compagnie bestehend, sollte in Dschacatra sich versammeln, und über die Ausführung dieses Vertrags wachen, der auf zwanzig Jahre giltig sein sollte.

Aber dieser Vertrag nützte wenig, denn die Holländer waren im Orient die Stärkeren. Sie erklärten sich wohl bereit, die neuerdings weggenommenen Schiffe herauszugeben, aber nicht die Waaren oder Vorräthe, die Einzelpersonen weggenommen hatten, da die Compagnie, behaupteten

*) Mr. Mill, immer bereit, seinen Landsleuten Unrecht zu geben, sagt, diese Inseln gehörten zu einer Gruppe, deren Hauptinsel die Holländer in Besitz genommen hätten, „und mit deren Sicherheit die Anwesenheit der Engländer auf einer der übrigen ebensowenig zu versöhnen gewesen wäre, als die Herrschaft der Franzosen in Irland mit der Sicherheit Großbritanniens." Wir sehen die Analogie nicht, denn Irland ist jedenfalls von den Engländern in Besitz genommen worden.

sie, nur für ihre eigenen Handlungen verantwortlich sein könnte; allein dieselbe Argumentation von Seiten der Engländer wollten sie nicht anerkennen. Sie schlossen sie von ihrem Antheil an dem Pfefferhandel aus, wenn sie nicht für gewisse Befestigungen bezahlten ɛc.; sie behaupteten, sie hätten das Souverainetätsrecht überall, wo sie Forts besäßen, und wenn die Engländer dort wohnen wollten, müßten sie sich den holländischen Gesetzen unterwerfen. Sie verlangten endlich von den Engländern einen Beitrag zu den Ausgaben, die ihnen die Erbauung von Forts auf den Gewürzinseln verursacht hatte. Die Engländer wendeten ein, daß ein großer Theil dieser Ausgaben unnöthig gewesen sei und daß sie sich nur verpflichtet hätten, für die Zukunft zu den Kosten beizusteuern. Ueberhaupt schlugen die Holländer einen so hohen Ton an, daß die englischen Mitglieder des Vertheidigungsrathes endlich nach Hause schrieben, der Handel müßte aufgegeben werden, wenn man nicht in Europa Maßregeln ergriffe, den Bedrückungen der Holländer ein Ende zu machen. Zuletzt brachte die Tragödie von Amboyna, auf welche wir gleich zurückkommen werden, den Zwist zwischen beiden Parteien zu einer Krisis.

Unterdeß gewannen auf der andern Seite von Indien die Engländer die Oberhand über die Portugiesen, denen sie sich in jedem Seekampf überlegen zeigten. Im Jahre 1620 fanden zwei englische nach dem persischen Hafen Jasques bestimmte Schiffe denselben von einer portugiesischen Flotte blockirt. Sie kehrten nach Surat zurück, wo zwei andere Schiffe zu ihnen stießen und erzwangen nun den Eingang in den Hafen. Die Portugiesen besserten ihre Schäden in Ormus aus und erschienen dann wieder, um sich zu rächen; aber obgleich sie sehr viel stärker waren, erlitten sie doch eine vollständige Niederlage. Dieser Sieg überzeugte die Perser von der Ueberlegenheit der Engländer zur See und 1622 ward ein gemeinsamer Angriff der englischen Marine und der persischen Landstreitkräfte verabredet und ausgeführt, und Stadt und Schloß erobert. Die Engländer bekamen die halbe Beute und auch der halbe Ertrag der Zölle des gegenüberliegenden Hafens Gombrun ward ihnen gewährt und dieser wurde nun ihre Hauptstation in dem persischen Meerbusen.

Der thatsächliche Verhalt des Blutbads von Amboyna (wie es etwas unpassend genannt wird) war folgender. Die Holländer besaßen auf dieser Insel ein Fort, in welchem sich ungefähr 200 Mann befanden,

während 18 Engländer zu Handelszwecken in einem Hause der Stadt wohnten. Die Holländer schöpften Verdacht gegen einen ihrer japanesischen Soldaten, legten ihn auf die Folter und erpreßten von ihm das Geständniß, daß er und andere seiner Landsleute sich verschworen hätten, sich der Festung zu bemächtigen. Noch andere wurden dann verhaftet und gefoltert. Einem englischen Arzt, Namens Price, der wegen Betrunkenheit in dem Fort saß, ward dann vorgehalten, daß seine Landsleute sich ebenfalls verschworen hätten und als er es leugnete, unterwarf man ihn ebenfalls der Tortur, wo er natürlich bekannte, was man wünschte. Nun ließ man Capitain Towerson und die anderen Mitglieder der englischen Factorei einladen, zu dem Gouverneur zu kommen. Als sie erschienen, wurden sie verhaftet und, als sie jede Mitwissenschaft an der Verschwörung leugneten, auf die Folter gelegt, wo sie selbstverständlich Alles zugaben. Als sie wieder von der Marterbank erlöst waren, leugneten sie Alles, was sie vorher gestanden hatten; aber die wiederholte Anwendung der Tortur brachte sie abermals zum Geständniß. Das Ende war, daß Towerson und neun Andere zum Tode verurtheilt und die Uebrigen begnadigt wurden. Die Verurtheilten empfingen aus den Händen holländischer Geistlichen das Abendmahl und betheuerten auf das Feierlichste ihre Unschuld, worauf sie enthauptet wurden. Der Capitain erhielt die Auszeichnung eines schwarzen Leichentuches, dessen Kosten wirklich die Holländer der englischen Compagnie berechneten. Neun Japanesen und ein Portugiese starben gleichzeitig auf dem Schaffot (1623).

In England erregte die Kunde von diesen Hinrichtungen Entsetzen und Wuth. Die Compagnie ließ, um diese Gefühle zu steigern, ein großes Bild malen, auf dem die Leiden der Opfer in der übertriebensten Weise dargestellt waren und zahlreiche Flugschriften über diesen Vorfall erschienen täglich. Die holländischen Kaufleute in London fanden es sogar nothwendig, die Regierung um Schutz gegen die aufgeregten Massen zu bitten. Der König ernannte einen Untersuchungsausschuß, der in seinem Berichte empfahl, die holländischen Ostindienfahrer mit Beschlag zu belegen, bis Genugthuung erlangt wäre. Auf die Vorstellung der Engländer erwiderte die holländische Regierung mit vieler Kaltblütigkeit, daß sie Befehl ertheilt hätte, den Engländern zu erlauben, die holländischen Niederlassungen zu räumen, ohne Abgaben zu zahlen, daß sie Forts bauen

möchten, aber nicht in einem Umkreis von dreißig Meilen um ein holländisches Fort; aber daß alle gesetzgebende und richterliche Gewalt an allen Orten, welche die Autorität der Holländer anerkennten, in den Händen derselben bleiben müßte und daß zu diesen Orten die Molukken, Banda und Ambovna gehörten. Die Compagnie befahl ihren Angestellten, die holländischen Niederlassungen zu verlassen und dabei blieb die Sache vor der Hand; aber die öffentliche Meinung verlernte nie, mit erbittertem Groll daran zurückzudenken.

Wenn wir den gewissenlosen Charakter von Kaufleuten bedenken, wenn sie jeden Zaumes entledigt sind, so muß es uns viel wahrscheinlicher vorkommen, daß die Verschwörung ein bloser Vorwand war, um sich der Engländer zu entledigen, als daß 18 Mann gehofft haben sollten, 200 zu überwältigen; einiges Gewicht ist auch auf die Erklärungen von Männern zu legen, die in wenig Minuten erwarten mußten, vor ihrem ewigen Richter zu stehen. Aber auf der andern Seite müssen wir, ehe wir den Holländern eine so übermüthige und teuflische Grausamkeit zur Last legen, an die Möglichkeit glauben, daß sie im Irrthum gehandelt und die Sache durch das falsch gefärbte Medium commerzieller Eifersucht betrachtet haben. Sie können sich auch überredet haben, daß eine Verschwörung wirklich bestanden habe und daß sie ein Recht hatten, die dabei Betheiligten zu bestrafen; aber ihr Benehmen bleibt bei allen mildernden Umständen grausam und unmenschlich.

Achtzehntes Kapitel.

Courten's Handelsgesellschaft. — Niederlassung in Madras und Balahore. — Vereinigung der Compagnien. — Vertheidigung der Factorei von Surat. — Ungehorsam der Angestellten der Compagnie. — Conflict mit den eingebornen Mächten und Aufgeben von Bengalen. — Rivalisirende Compagnie. — Vereinigung der beiden Compagnien. — Organisation der Compagnie zu Hause und in Indien. — In Bengalen erlangte Vorrechte.

Die Angelegenheiten der Compagnie waren damals keineswegs in einem blühenden Zustande. Der Privathandel ihrer Angestellten schadete ihr sehr und die Holländer verkauften überall billiger als sie. Im Jahre 1635 trat eine Wendung ein, die in ihren Augen nur dazu dienen konnte, sie ganz zu Grunde zu richten. Eine Gesellschaft, an deren Spitze Sir William Courten stand, erlangte, unter dem Vorwand, daß die Compagnie nichts für das Beste der Nation gethan, von der Krone Erlaubniß, nach Indien zu handeln. Vergeblich richteten die Verletzten eine Bittschrift nach der andern an die Regierung. Courten's Unternehmungen hatten Erfolg; seine Licenz ward auf fünf Jahre erneuert und die Bedingung beigefügt, daß seine Gesellschaft nicht nach Orten handeln sollte, wo die Compagnie Factoreien besitze und die Compagnie nicht dahin, wo jene Niederlassungen hätte. Endlich, als sich die Compagnie verpflichtete, ein neues Actiencapital zusammenzuschießen, um ihren Unternehmungen die gehörige Ausdehnung zu geben, ward Courten's Licenz zurückgenommen. Aber immer gediehen die Angelegenheiten der Compagnie noch nicht und der zwischen König Karl und dem Parlament ausbrechende Krieg machte Jedermann abgeneigt, sein Geld in Handelsunternehmungen nach fernen Ländern anzulegen.

Im Jahre 1639 gründete die Compagnie ihre erste dauernde Niederlassung an der Küste von Koromandel. Sie besaß bereits eine Station in Armegaon; da sie dieselbe aber nicht gut gelegen fand, erhielt sie von dem Radschah von Tschandragherie Erlaubniß, ein Fort in Madraspatam zu erbauen, dem sie den Namen Fort St. Georg beilegte.

Schon im Jahre 1620 hatte man einen Versuch gemacht, eine Factorei zu Patna in Behar zu errichten, und 1624 erhielten die Engländer Erlaubniß, nach dem Hafen Pipli in Midnapore in Bengalen Handel zu treiben. Endlich geschah es, daß, als Schah Dschihan sich im Dekan auf-

hielt, eine seiner Töchter sich schwer verbrannte, und da die englischen Aerzte in Indien sich eines großen Rufes erfreuten, so ließ der Kaiser einen, Namens Boughton, von Surat holen. Es gelang ihm, die Prinzessin zu heilen und durch die Gunst, welche er sich durch diese und andere Curen erwarb, bekam er Einfluß genug, um den Engländern das Vorrecht freien Handels nach Bengalen zu verschaffen. Durch seine Verwendung entstand nun eine Factorei im Hafen von Balasore (1642).

Als Cromwell die Regierung in seine kräftige Hand nahm, brach ein Krieg mit den Holländern aus, der zwar für die Engländer in Europa äußerst vortheilhaft war, aber die Compagnie in Indien fast zu Grunde richtete. Bei dem Friedensschluß 1654 verpflichteten sich die Holländer, Genugthuung für den Vorfall in Amboyna zu geben, und eine gemeinschaftliche Commission ward zu diesem Zwecke niedergesetzt. Beide Parteien erhoben ungemessene Ansprüche und zuletzt kam man überein, daß die Holländer der englischen Compagnie 85,000 Pfund Sterling zahlen sollten. 3615 Pfund erhielten die Erben derjenigen, welche in Amboyna auf dem Schaffot geblutet hatten und dies war die ganze Genugthuung, die jemals für dieses Blutbad gegeben ward.

Die Angelegenheiten der Compagnie waren damals in einer schrecklichen Verwirrung. Die ursprüngliche Körperschaft und Courten's Gesellschaft, jetzt die Assadakaufleute nach ihrer Niederlassung auf einer Insel dieses Namens genannt, hatten sich endlich vereinigt. Das Capital der ersteren war Actiencapital, während das der letzteren und einiger anderer Eigenthümer das Vereinigte Actiencapital hieß. Die ersteren wünschten, den Handel in seiner ursprünglichen Weise fortzuführen; die letzteren, welche die Merchant Adventure's genannt wurden, verlangten, die Compagnie solle eine offene sein, wie die türkische, die russische und die Levantecompagnie. Der Staatsrath entschied jedoch zu Gunsten der Actienverwaltung und die beiden Körperschaften wurden alsdann durch eine Charter vereinigt (1658).

Im Jahre 1661 erweiterte König Karl II. die Befugnisse der Compagnie bedeutend durch eine Charter, welche sie ermächtigte, Krieg und Frieden mit jedem nicht christlichen König, Fürsten oder Volke zu schließen und innerhalb ihrer Grenzen Personen ohne Licenzen aufzugreifen und nach England zu schicken. Mit letzteren sind die von der Compagnie

Interloper oder Eindringlinge Genannten gemeint, d. h. englische Privatkaufleute, welche Indien auf eigene Rechnung, trotz des Monopols der Compagnie, besuchten. Als derselbe König die Insel Bombay als einen Theil der Mitgabe der Prinzessin Katharine von Portugal erhielt, überließ er sie der Compagnie gegen einen jährlichen Pachtzins von 10 Pfund Sterling in Gold (1668). Wir wollen hier auch bemerken, daß die Angestellten der Compagnie durch ihre tapfere Vertheidigung der Factorei von Surat, als der Maratte Sewadschi 1664 und 1670 diese Stadt angriff, den Eingebornen einen günstigen Begriff von ihrem kriegerischen Muth gegeben hatten. Bei der erstern Gelegenheit sprachen die Bewohner des Stadtviertels, wo die Factorei stand, sehr warm ihre Dankbarkeit für den Schutz aus, den sie auf diese Weise gefunden hatten; der Statthalter überreichte Sir G. Oxenden, dem Vorstand der Factorei, ein Ehrenkleid und auf seinen Bericht an Aurungsib gewährte dieser der Compagnie einen Zollerlaß.

Ein Beispiel von Ungehorsam von Seiten eines ihrer Angestellten kam um diese Zeit ebenfalls vor. Mit allen ihren Anstrengungen hatten sie dem Handeltreiben dieser Leute auf eigene Rechnung nicht ein Ende machen können, so streng sie es auch bestraften. Da Sir Edward Winter, der Vorsteher der Factorei in Madras, in starken Verdacht gerieth, sich dieses Vergehens schuldig zu machen, ward er 1665 abberufen; aber als sein Nachfolger eintraf, hatte er die Frechheit, ihn unter dem Vorwande, aufrührerische Reden geführt zu haben, ins Gefängniß zu werfen, und er behielt seine Stelle bis 1668, wo ein Befehl des Königs ihn endlich zur Abdankung nöthigte. Er trat nun ab und suchte eine Zuflucht bei den Holländern in Masulipatam. Mr. Mill gesteht bei dieser Gelegenheit offen ein, daß, wenn man Alles in Betracht ziehe, die Diener der Compagnie zu allen Zeiten gehorsamer gewesen seien, als sich vernünftigerweise erwarten lassen.

Im Jahre 1664 gründete der große Colbert die französisch-ostindische Compagnie. Die englische Compagnie gerieth natürlich in Unruhe; aber als 1672 eine französische Flotte von zwölf Schiffen in Surat erschien, überzeugte die unüberlegte Weise, in der sie ihren Handel trieb, die Agenten der Compagnie bald, daß sie von diesen Nebenbuhlern wenig zu fürchten hatten.

In Folge eines Bürgerkrieges zwischen dem König von Bantam und seinem Sohne wurden die Engländer, die sich wahrscheinlich für den Erstern erklärt haten, von Letzterem, als er siegte, vertrieben. Alle ihre Bemühungen, sich wieder Zutritt zu verschaffen, blieben fruchtlos, und die Holländer, die nicht unwahrscheinlicherweise eine Hand dabei im Spiele hatten, blieben in Java allmächtig.

Die Präsidentschaft, die bis zu dieser Zeit in Bantam gewesen war, ward nun nach dem Fort St. Georg verlegt.

Die Zahl der Eindringlinge nahm jetzt beständig zu und sie machten sogar Anstalten, dauernde Niederlassungen an den Küsten des Dekan zu errichten. Die Compagnie, nicht zufrieden mit den Befugnissen, die sie bereits zur Beschützung ihres Monopols besaß, suchte und erlangte die Admiralitätsgerichtsbarkeit, welche sie in Stand setzte, die Schiffe der Eindringlinge mit Beschlag zu belegen und zu verurtheilen. So besaßen ihre Beamten fast unumschränkte Macht über alle britische Unterthanen im Osten und viele Ungerechtigkeiten wurden natürlich gegen die Eindringlinge verübt, deren eigenes Benehmen jedoch keineswegs tadellos war, denn Viele brauchten den Handel nur als Vorwand für Seeraub.

Wie die Erfahrung aller Zeiten gezeigt hat, kommt den Beamten der Compagnie nichts so ungelegen, als Ersparungsversuche. Da man es damals unmöglich fand, die Einnahme von Bombay auf die Höhe der Ausgaben zu bringen, kam man auf den Ausweg, letztere einzuschränken. Sofort sagte sich Capitain Keigwin, der Befehlshaber der Besatzung, mit der Zustimmung der Truppen und des Volkes, von der Autorität der Compagnie los und proclamirte die des Königs (1683). Alle Bemühungen, ihn wieder zum Gehorsam zu bringen, blieben fruchtlos, bis der König selbst durch einen Befehl einschritt. Jetzt unterwarf sich Keigwin unter der Bedingung voller Verzeihung für sich und seine Anhänger. Um der Wiederkehr eines solchen Ereignisses vorzubeugen, verlegte man den Sitz der Regierung von Surat nach Bombay, und erhob letzteres 1687 zu einer Regentschaft mit unbeschränkter Macht über die übrigen Niederlassungen der Compagnie; Madras erhielt gleichzeitig Corporationsrechte mit einem Mayor und Aldermen. Einige Jahre später erkaufte man Tegnapatam, südlich von Madras, von einem einheimischen Fürsten, befestigte es und legte ihm den Namen Fort St. David bei.

In Bengalen, welches der Hauptsitz der britischen Macht werden sollte, lasteten der Geiz und die Bedrückungen des Subahdar Schaista Khan so schwer auf der Compgnie, daß sie 1686 zu dem Entschluß kam, durch Waffengewalt Abhilfe zu suchen. Zehn bewaffnete Fahrzeuge mit sechs Compagnien Infanterie, die unter Mitgliedern des Rathes standen, trafen mit Verhaltungsbefehlen ein, Tschittagong wegzunehmen und zu befestigen und gegen den Nabob und den Mogul die Feindseligkeiten fortzusetzen, bis Ersatz für alle Verluste geleistet wäre. Aber die Schiffe kamen nicht gleichzeitig im Ganges an; der Zufall führte zu einer vorzeitigen Eröffnung der Feindseligkeiten in der Stadt Hughly, von wo die Engländer, nachdem sie die eingebornen Truppen geschlagen und die Stadt beschossen hatten, da sie ganz offen war, sich nach Tschutanutti, nicht weit von Kalkutta, zurückzogen Als der Nabob sie hier angriff, vertheidigten sie sich unter dem Befehl des Agenten Charnok mit großer Tapferkeit; sie nahmen auch das Fort Tanna und die Insel Indschalli und verbrannten die Stadt Balasore nebst vierzig Fahrzeugen. Zur Vergeltung wurden ihre Factoreien in Patna und Kossimbasar erobert und geplündert. Im folgenden Jahre kam es zu einer Ausgleichung; sie kehrten nach Hughly zurück und Sir John Child, Gouverneur von Bombay, kam nach Bengalen, um einen Versuch zur Wiederherstellung der anderen Factoreien zu machen. Aber unterdessen trafen von Europa ein Linienschiff und eine Fregatte unter Capitain Heath mit kriegerischen Verhaltungsbefehlen ein. Heath plünderte sofort Balasore, nahm, nach einem mislungenen Versuch auf Tschittagong, die Beamten und das Eigenthum an Bord und segelte nach Madras und so war Bengalen für jetzt aufgegeben. In seinem Zorn bemächtigte sich Aurungsib der Factorei in Surat und seine Flotte griff Bombay an und bezwang es fast. Die Factoreien von Masulipatam und Wisagapatam fielen ebenfalls in seine Hand und der Kaiser erklärte sich entschlossen, die Engländer ganz aus seinem Reiche zu vertreiben. Gegenseitiges Interesse brachte jedoch eine Ausgleichung zu Wege; die Compagnie unterwarf sich in der demüthigsten Form und der Kaiser hatte den Werth des englischen Handels kennen gelernt. Die Factorei in Surat ward wieder hergestellt und die Flotte von Bombay weggezogen (1687).

Während dieser Vorfälle waren die Franzosen beschäftigt, Pondi-

tscherry zu befestigen, einen Platz zwischen Madras und Fort St. David, wo sie eine Niederlassung begründeten.

Die Directoren erkannten jetzt (oder glaubten es wenigstens) die Nothwendigkeit, Gebietserwerbungen zu machen und „eine Nation in Indien zu werden", wie sie es nannten. In ihren Verhaltungsbefehlen an ihre Agenten loben sie das Verfahren der staatsklugen Holländer, die in allen ihren Depeschen zehnmal mehr Raum den Regierungs- und Finanzangelegenheiten, als dem Handel widmeten.

Während des ganzen 17. Jahrhunderts machte die englische Nation in der Erwerbung von Reichthum merkwürdige Fortschritte. Auch die Ansichten von Freiheit hatten sich erweitert und Niemand konnte es für gerecht halten, die ganze Nation von Indien auszuschließen, weil die Krone in einer despotischen Zeit für gut befunden hatte, einer Privatgesellschaft das Monopol des Handels dorthin zu übertragen. Wie wir gesehen haben, fehlte es nicht an Versuchen, das Monopol zu beseitigen, die aber alle vergeblich waren. Nach der Revolution wurden diese Anstrengungen, wie sich erwarten ließ, mit größerer Kraft erneuert und Eingaben an das Parlament über diesen Gegenstand gemacht und 1690 empfahl ein Ausschuß des Unterhauses, eine neue Compagnie zu errichten. Die Compagnie ließ es jedoch an Bestechungen nicht fehlen, was immer ihr Gebrauch gewesen zu sein scheint *) und 1693 erneuerte die Krone ihre Charter auf einundzwanzig Jahre. Das Unterhaus genehmigte jedoch diese Charter nicht. Da sich das System, einzelne Personen zu bestechen, nun als erfolglos erwies, beschlossen beide Parteien, den Versuch zu machen, die Nation selbst zu bestechen. Die Compagnie erbot sich, der Regierung 700,000 Pfund Sterling zu vier Procent darzuleihen und ihre Nebenbuhler wollten sich zu einem Anleihen von zwei Millionen zu acht Procent verstehen, wenn sie das Monopol ohne die Joint-Stock-Verpflichtung erhielten. Nachdem das Parlament beide Theile angehört hatte, entschied es sich für die Meistbietenden, die als eine regulirte Com-

*) Als die Bücher der Compagnie auf Befehl des Parlaments untersucht wurden, stellte es sich heraus, daß sie stets gewohnt gewesen war, angesehene Leute zu bestechen. Die Summe, die sie zu diesem Zwecke jährlich ausgab, überstieg vor der Revolution schwerlich 1200 Pfund, aber nach diesem Ereignisse stieg sie allmälig und 1693 betrug sie 90,000 Pfund Sterling. Siehe Mill I., 134.

pagnie unter dem Namen der Generalgesellschaft Corporationsrechte erhielt, und als der größere Theil der Eigenthümer auf Actien zu handeln wünschte, verwandelte sie eine neue Charter in eine Actiencompagnie unter dem Namen der nach Ostindien handeltreibenden englischen Compagnie.

Vielleicht war es der größte legislative Misgriff, den das Parlament begehen konnte, daß es der Compagnie gewissermaßen erlaubte, sich ihres ganzen Capitals zu berauben. Thatsächlich war damit ihr Untergang gesichert; denn mit welchem Capital sollte sie Handel treiben? Die alte oder die Londoner Compagnie ward mit offenbarer Ungerechtigkeit behandelt; denn obgleich sie den Vortheil dreijähriger Kündigung genießen sollte, durfte doch die andere ihre Operationen sofort beginnen. Sie verlor jedoch den Muth nicht. Sie schrieb an ihre Agenten und forderte sie auf, auf das Kräftigste ihre Schritte gegen die Eindringlinge, wie sie die Anderen nannte, zu unterstützen. In diesem Falle zweifelte sie nicht an dem Siege, da die Eine oder die Andere fallen mußte; denn, sagte sie, „zwei ostindische Compagnien können in England ebensowenig nebeneinander bestehen, als zwei regierende Könige in einem Reiche." Demnach ließ sie 1699 dreizehn Schiffe mit einer Ladung von 525,000 Pfund Sterling an Werth nach Indien abgehen, während ihre verarmten Nebenbuhler nur drei Schiffe mit einer Ladung von 178,000 Pfund Sterling absenden konnten. Sie wußte auch von der Mogulregierung die Städte Tschatanutti, Gowindpore und Kalkutta zu erlangen, und an letzterem Orte begann sie vorsichtig die Erbauung eines Forts, welches sie zu Ehren des regierenden Souverains Fort William benannte.

Die beiden Compagnien verfuhren Anfangs auf die gewöhnliche Weise in Indien und suchten sich einander durch Lügen und Verleumdungen aus der Gunst der eingebornen Fürsten zu verdrängen. Aber in England selbst, wo man immer noch einen übertriebenen Begriff von dem Werth des ostindischen Handels hatte, wenn er gehörig geleitet würde, war man sehr für eine Vereinigung der beiden Gesellschaften. Die neue Compagnie wünschte sie auch; aber die alte Compagnie hielt, auf Rache hoffend, zurück, bis die drei Jahre fast vorüber waren. Sie verständigten sich jetzt und eine Vereinigung kam zu Stande, nach welcher ein Hof von vierundzwanzig Directoren (zwölf von jeder Seite) zur Leitung der all-

gemeinen Angelegenheiten niedergesetzt und nach Verlauf von sieben Jahren das Capital der beiden Compagnien zu einem großen Actienfonds zusammengeschossen werden sollte (1702). Der Titel der Compagnie lautete jetzt „Die vereinigte Compagnie der nach Ostindien handeltreibenden Kaufleute.“

Sie betrieben nun ihre Geschäfte unter beständigen Zwistigkeiten und Reibungen bis 1708, wo die Regierung von ihnen ein Darlehen von 1,200,000 Pfund Sterling ohne Zinsen forderte. Die Furcht, daß, wenn sie zögerten, sich andere Unternehmer finden möchten, ließ sie den Entschluß fassen, alle Privatstreitigkeiten für jetzt zu vergessen und von der Regierung die bestmöglichen Bedingungen zu erwirken. Die ganze Sache ward an Lord Godolphin, den Lordschatzmeister, verwiesen, dessen Entscheidung endgiltig sein sollte. Die Bill vom sechsten Regierungsjahr Anna's, Kapitel siebzehn, welche diese Entscheidung enthält, erhielt die Zustimmung des Parlaments und die Compagnie war nun auf die Dauer constituirt. Die 1,200,000 Pfund Sterling sollten mit dem frühern Vorschuß von 2 Millionen eine fünfprocentige Anleihe der Regierung bilden und ihre Privilegien bis drei Jahre nach dem 25. März 1726 dauern; ihr Capital sollte im Fall der Auflösung zurückgezahlt werden &c.

Da die Compagnie mit dieser Bill ihre letzte Gestalt empfing und ihre Angelegenheiten für die nächsten Jahre sich aus dem gewöhnlichen Geleise der Handelsgeschäfte nicht entfernten, so wollen wir hier einen Abriß ihrer Verfassung und Organisation zu Hause und in Indien geben.

Zufall oder Absicht machten aus der Compagnie eine Körperschaft, die ganz wie das englische Staatswesen constituirt ist; denn sie bestand aus einer Monarchie, einer Aristokratie und einer Demokratie.

Diese letztere war der sogenannte Court of Proprietors, in welchem jeder Besitzer von Actien im Betrag von 500 Pfund Sterling und mehr e i n e Stimme hatte. Er wählte alljährlich die Directoren und den Vorsitzenden. Alle Gesetze und Vorschriften und alle Dividenden aus dem Handelsgewinn setzte dieser Hof fest. Er versammelte sich regelmäßig viermal des Jahres; die Directoren konnten einen Hof zusammenberufen, so oft sie es nöthig fanden und mußten ihn einberufen auf einen von neun stimmfähigen Actienbesitzern unterzeichneten Antrag.

Die vierundzwanzig Directoren, von denen einer Vorsitzender und ein anderer stellvertretender Vorsitzender war, bildeten einen andern Hof, welcher die Aristokratie der Compagnie war. Ein Director mußte mindestens 2000 Pfund Sterling in Actien besitzen; er bekleidete sein Amt nur auf ein Jahr, konnte aber wieder erwählt werden. Dreizehn Mitglieder waren erforderlich, um einen Hof zu bilden und sie kamen so oft zusammen, als sie es für gut fanden. Der Hof der Directoren zerfiel in zehn Ausschüsse, nämlich für Correspondenz, für Processe, für Finanzen, für Niederlagen, für Rechnungssachen, für Ankauf, für Grundbesitz, für Rhederei, für Privathandel und für Verhinderung der Zunahme des Privathandels. Die meisten dieser Namen erklären sich selbst; hinsichtlich der drei letzteren muß bemerkt werden, daß die Compagnie ursprünglich einen Theil ihres Capitals auf Schiffbau verwendete, daß sie aber jetzt für ihre Zwecke Schiffe miethete, daß sie den gemietheten Schiffen bis zu einer gewissen Ausdehnung Privathandel gestattete und daß sie diesen Handel so viel als möglich zu beschränken suchte.

Der Vorsitzende vertrat das monarchische Princip in der Compagnie. Er oder sein Stellvertreter führten den Vorsitz in allen Höfen der Directoren oder Actionaire.

Die Ausfuhren nach Indien bestanden aus edlen Metallen, Blei, Quecksilber, Eisenwaren und Tuchen. Die Einfuhren waren Calicoes und andere Baumwollenwaaren (Stückgüter, wie sie genannt werden), Rohseide, Thee, Diamanten, Porzellan, Pfeffer, Droguerien und Salpeter. Diese Waaren wurden sowohl in Indien, wie in England in Versteigerung verkauft.

Die Factoreien der Compagnie bestanden aus Speichern zur Aufbewahrung der Waaren, mit Comptoiren und Wohnungen für ihre Agenten und Angestellten. Da das Land sich stets in einem mehr oder weniger ungeordneten Zustande befand, waren sie befestigt, sodaß sie einem plötzlichen Angriff widerstehen konnten, und die Bewohner waren alle in dem Gebrauch der Waffen unterrichtet. Da große Fabriken in Indien unbekannt waren, und die Weber, welche die Stückgüter lieferten, in den Dörfern wohnten und so arm waren, daß sie ohne Vorschüsse nicht arbeiten konnten, so mußte deshalb ein Agent der Compagnie in jeden District geschickt werden, und da die Theilung aller Arbeiten bis zum Ueber-

maß durchgeführt war, so hatte dieser Agent nicht weniger als fünf Beamte mit ihren Untergebenen als Mittelspersonen zwischen sich und den Webern nöthig. Darunter waren der Banyan oder Secretair, der Gomaschta oder Mäkler mit seinen Pions oder bewaffneten Dienern und Hurkarahs oder Briefboten und die Geschäfte mit den Webern wurden durch die Dallals oder Peikars oder Untermäkler abgemacht. Wer den Charakter der Eingebornen kennt, kann sich denken, wie alle diese Harpyen den armen Weber ausgesaugt haben müssen.

Die englischen Niederlassungen in Indien bildeten jetzt drei Präsidentschaften, nämlich Bombay, Madras und Kalkutta, von denen jede innerhalb ihrer Grenzen unumschränkt war. Jede bestand aus einem Präsidenten oder Gouverneur und einem Rathe, letzterer aus den älteren Civilbeamten zusammengesetzt, und alle wurden von den Directoren in England ernannt. Ueber jede Maßregel entschied eine Mehrheit der Stimmen im Rathe. Blos der Präsident stand im Briefwechsel mit den Fürsten des Landes und er hatte den Befehl über die Truppen der Präsidentschaft.

Die Civilbeamten der Compagnie in Indien waren die Schreiber, Factore und Junior- und Seniorkaufleute. Die Ersteren waren, wie ihr Name besagt, blose Commis. Nach Ablauf von fünf Jahren wurden sie Factore und nach drei weiteren Jahren Juniorkaufleute. Waren wieder drei Jahre verflossen (d. h. nach elfjährigem Aufenthalt in Indien), so stiegen sie zu dem Range von Seniorkaufleuten empor, aus denen dem Dienstalter nach die Mitglieder des Raths und im Allgemeinen die Präsidenten hervorgingen.

Die kleinen Truppenabtheilungen, die man zu Zwecken der Vertheidigung zu unterhalten für nöthig fand, bestanden aus Europäern, d. h. aus Engländern, Holländern, Franzosen und Portugiesen; die ersteren waren meistens Recruten aus England, der blose Abschaum der großen Städte; die übrigen sehr häufig Deserteure. Neben dieser Truppe bestand noch eine andere, welche die Eingebornen Topassen nannten, weil sie Hüte trugen. Dies waren eingeborne Christen, die Nachkommen der Portugiesen und der von ihnen Bekehrten. Sie waren auf europäische Weise bewaffnet, exercirt und bekleidet; aber sie waren zu allen Zeiten elende Soldaten. Endlich nahm die Compagnie zu einer späteren Zeit

auch Corps von einheimischen Truppen in ihren Sold, die europäisch bewaffnet und exercirt waren, aber ihre heimische Tracht beibehielten und unter dem Befehl ihrer eigenen Officiere standen. Man nannte sie Sipoys nach dem persischen Wort Sipahi, ein Fußsoldat. Die eingebornen Truppen, welche ihre eigenen Waffen und ihre eigene Fechtweise beibehielten, hießen Pions.

Die Rechtspflege über die Europäer in jeder Präsidentschaft fiel dem Mayorsgericht zu, von welchem man an den Rath appelliren konnte. Es bestand ein Gewissensgericht zur Entscheidung in kleinen Geldsachen. Für die eingeborne Bevölkerung innerhalb der Besitzungen der Compagnie gab es das Fudschderygericht für Criminal-, das Kutscherygericht für Civil- und das Collectorsgericht für Steuersachen; in jedem führte ein Angestellter der Compagnie den Vorsitz, der nach den einheimischen Gesetzen entschied.

Fast die ganze erste Hälfte des 18. Jahrhunderts hindurch war die Compagnie in England beständig von der Vertheidigung gegen die Anstrengungen der Anhänger des freien Handels in Anspruch genommen. Die Dividenden an die Actieninhaber betrugen gewöhnlich acht bis zehn Procent. In Indien war das bedeutendste Ereigniß die Erwerbung von Gebiet und einiger wichtigen Vorrechte vom Kaiser. Die Veranlassung war folgende. Im Jahre 1715 schickte der Präsident von Kalkutta mit der Genehmigung der Directoren zwei Factore als Gesandte mit Geschenken an den Hof des Furokhsir Schah; aber ihre Mühe und Geschenke wären weggeworfen gewesen, wenn man nicht den Kaiser, der an einer Krankheit litt, gerathen hätte, den Arzt der Gesandtschaft, Mr. Hamilton, zu Rathe zu ziehen. Die Cur, die dieser Herr anwendete, hatte Erfolg und der Kaiser forderte ihn auf, selbst seine Belohnung zu bestimmen. Hamilton legte eine edle Uneigennützigkeit an den Tag, welche die Engländer in Indien selten nachgeahmt haben. Anstatt an seine eigene Bereicherung zu denken, verlangte er Privilegien für die Compagnie. Der Kaiser gewährte sie, aber der Wessir widerstand und suchte dann die Verwilligungen rückgängig zu machen; doch eine zu rechter Zeit dem Lieblingseunuchen übermittelte Geldsumme und die Besorgniß des Wessirs, die Engländer möchten, wie unter Aurungsib, an der Schifffahrt der Mogulen Rache nehmen, führte endlich zur Bestätigung des Zugestandenen. Die hauptsächlichsten Vergünstigungen waren: daß die Compagnie

die Semindaris von siebenunddreißig Städten in Bengalen kaufen durfte und daß ihr Dustuk oder von dem Präsidenten der Compagnie unterzeichneter Paß die davon begleiteten Waaren von der Untersuchung durch die eingebornen Zollbeamten befreien sollte.

Bei der beabsichtigten Erwerbung dieser Städte, die einen von Kalkutta aus zehn englische Meilen zu beiden Seiten des Hughly sich ausdehnenden District gebildet hätten, soll der Hauptzweck der Compagnie gewesen sein, eine Colonie von eingebornen Webern zu begründen. Diese Absicht vereitelte aber der Subahdar von Bengalen, indem er den Grundbesitzern verbot, an die Compagnie zu verkaufen. Aber das Privilegium des Dustuks verursachte ihm mehr Ungelegenheiten, da es in seiner Wirkung die Einnahmen der Provinz sehr beeinträchtigte. Denn nichts konnte die Angestellten der Compagnie vom Privathandel abhalten und sie hatten jetzt den größern Theil des einheimischen oder Landhandels in ihren Händen und zwar nicht blos zwischen den verschiedenen Häfen Indiens und den Ländern weiter nach Osten, sondern auch den Binnenhandel der Provinz, und der Präsident, der natürlich bei diesem Handel betheiligt war, stellte zur Deckung desselben seine Pässe aus. Der Subahdar erklärte, dies nicht mehr dulden zu wollen, und die Diener der Compagnie, die noch nicht im Stande waren, zu befehlen, konnten nur murren und sich fügen.

Neunzehntes Kapitel.

Französische Niederlassungen in Indien. — De Labourdonnaye. — Dupleix. — Einnahme von Madras. — Dupleix bricht den Vertrag. — Versuch gegen Fort St. David. — Belagerung von Ponditscherry.

Im Jahre 1744 brach ein Krieg zwischen Frankreich und England aus und erstere Macht beschloß, ihn auf die Niederlassungen der beiden Nationen in Indien auszudehnen. In diesem Lande besaß jetzt Frankreich, außer Ponditscherry, eine Factorei in Karakol am Kolerunfluß an derselben Küste und eine andere in Mahi an der Malabarküste; eine vierte besaß es in Tschandernagore am Hughly in Bengalen. Die Inseln Frankreich und Bourbon, östlich von Madagaskar, hatten die Franzosen ebenfalls

colonisirt und sie erhoben sich unter ihrem gegenwärtigen Statthalter, de Labourdonnaye, zur Bedeutung.

Der Statthalter der Insel war, wie wir eben sagten, Herr de Labourdonnaye, ein sehr merkwürdiger Mann. In St. Malo in der Bretagne geboren und schon als Knabe von zehn Jahren in See gegangen, wußte er sich Kenntnisse in der Mathematik und anderen Wissenschaften zu erwerben und da er zwei oder drei Reisen nach Indien gemacht und den Handel in diesem Theile der Welt kennen gelernt hatte, beschloß er, sich ihm auf eigene Rechnung zu widmen. In wenigen Jahren hatte er sich ein sehr beträchtliches Vermögen erworben. Auf die Einladung des Vicekönigs von Goa trat er in die Dienste des Königs von Portugal und war zwei Jahre lang Agent dieser Regierung an der Küste von Koromandel. Er kehrte dann nach Frankreich zurück, wo das Ministerium in ihm sogleich den Mann erkannte, der am ehesten die Bewohner der Inseln Frankreich und Bourbon, die sich fast noch im Naturzustande befanden, civilisiren könnte. Er begab sich 1735 dorthin und hatte nach elf Jahren diese Inseln mit Straßen, Fuhrwerken, Lastthieren und Handwerken ausgestattet, die ihnen vorher alle unbekannt gewesen waren. Er führte den Indigo- und Zuckerrohrbau auf den Inseln ein; die Cultur des Kaffeebaumes war schon einige Jahre vorher durch Zufall bekannt geworden. Bei allen diesen Verbesserungen hatte er Niemand zu seiner Unterstützung und er hatte gegen die in dem französischen Charakter liegende Trägheit und Voreingenommenheit der Colonisten und den bösen Willen der Schiffscapitaine anzukämpfen, deren ungeheuren Preisen und Forderungen er Schranken setzte und die deshalb das Ohr der Directoren zu Hause mit Klagen gegen ihn erfüllten. Müde der endlosen Opposition, die er überall fand, wollte er 1740 sein Amt niederlegen; aber der Minister, der seinen Werth erkannte, wollte ihn nicht abtreten lassen.

Der Statthalter von Ponditscherry war damals Dupleix. Sein Vater war ein Director der indischen Compagnie, der, nachdem er ihm eine angemessene Erziehung gegeben und ihn einige Reisen nach Indien und Amerika hatte unternehmen lassen, ihm durch seinen Einfluß bei der Compagnie 1720 die Stelle als erstes Mitglied des Rathes von Ponditscherry verschaffte. Nachdem er hier den Handel des Landes gründlich kennen gelernt hatte, betrieb er ihn auf eigene Rechnung — fast der erste

Franzose, der dies unternahm. Ungefähr zehn Jahre später machte man ihn zum Vorstand der Factorei von Tschandernagore, die er aus einem Zustand des Verfalles zur Thätigkeit und Bedeutung erhob und alsdann gründete er eine neue Niederlassung in Patna. Hier betrieb er einen ausgedehnten Handel auf eigene Rechnung und hatte nicht weniger als zwölf Schiffe in See, die ihm und seinen Geschäftstheilhabern gehörten. Später wurde er zum Statthalter von Ponditscherry ernannt, wo er sich bemühte, die Befestigungen zu verstärken, da er Grund hatte, zu glauben, die Stadt werde einen Angriff auszuhalten haben.

Labourdonnaye hatte bei seinem Aufenthalt in Frankreich (1740) dem Ministerium versichert, er wollte mit einer genügenden Anzahl bewaffneter Fahrzeuge den englischen Handel von den östlichen Meeren vertreiben, ehe eine Flotte zu seinem Schutz eintreffen könnte. Sein Plan fand Annahme, aber nicht in der von ihm gewünschten Weise, und da die Schiffe, welche man ihm zuwies, meistens der Compagnie gehörten, die ihm feindlich gesinnt war, so wurde ihm zugemuthet, sie nach Hause zu schicken, ehe der Krieg zwischen England und Frankreich ausbrach. Als es 1744 dazu kam, sah er sich ohne Mittel, den beabsichtigten Plan auszuführen. Er beschloß jedoch, Alles zu thun, was möglich war; aber erst im Frühjahr 1746 war er im Stande, mit neun Schiffen, bemannt mit allerlei Leuten die er zusammenraffen konnte und fast mit einem Viertel mit Kaffern und Schwarzen, von Madagaskar in See zu gehen. Mit diesen Streitkräften gerieth er in ein Gefecht mit einem englischen Geschwader von vier Linienschiffen und einer Fregatte und erst die Nacht trennte die Kämpfenden. Die Engländer, anstatt das Gefecht zu erneuern, zogen sich nach Trinkomali auf Ceylon zurück, um ihre Schäden auszubessern und Labourdonnaye segelte nach Ponditscherry. Nachdem ihm hier Dupleix nach langem Sträuben einige Kanonen gegeben hatte, deren er sehr bedurfte, suchte er von Neuem die englische Flotte auf, konnte sie aber nicht zum Gefecht bringen. Er kehrte nach Ponditscherry zurück und als er hier erfuhr, daß die Engländer die Küste verlassen, beschloß er, einen Versuch auf Madras zu machen. Am 14. September setzte er einen Theil seiner Streitkräfte ungefähr zwölf englische Meilen südlich von der Stadt ans Land und landete am nächsten Tage, als seine Flotte in Kanonenschußweite von Madras lag, selbst mit dem Rest. Seine gesammte Streit-

macht bestand aus ungefähr 1100 Europäern, 400 Sipoys und 300 Kaffern, außer Denen, die am Bord der Schiffe geblieben waren.

Das Gebiet von Madras dehnte sich ungefähr fünf Meilen an der Küste und eine Meile nach dem Binnenlande zu aus. Die Stadt bestand aus drei Theilen, nämlich dem Fort St. Georg oder der weißen Stadt, etwa fünfzig Häusern außer den Speichern rc., umgeben von einer schwachen Mauer mit vier Bastionen und vier Batterien; nördlich von dieser lag die schwarze Stadt in zwei Abtheilungen, von denen die dem Fort zunächst liegende die Häuser der Armenier*) und der reichen eingebornen Kaufleute, die andere die Hütten der ärmeren Eingebornen in sich schloß. Die ganze Bevölkerung des Gebiets wird auf 250,000 Seelen veranschlagt, unter denen sich nur 300 Europäer befanden, von denen ein Dritttheil Civilisten waren. Von einem solchen Platze ließ sich eine erfolgreiche Vertheidigung nicht erwarten. Er capitulirte auch nach fünftägiger Beschießung, nachdem Labourdonnaye seine Ehre verpfändet hatte, ihn wieder herauszugeben und sich mit einem mäßigen Lösegeld zu begnügen. Von dem Inhalt der Speicher und Magazine der Compagnie, als öffentlichem Eigenthum, nahmen die französischen Commissarien Besitz. Aber Labourdonnaye beschützte die Personen und das Eigenthum der Einwohner als ein Mann von Ehre.

Indem Labourdonnaye sich verpflichtete, Madras wieder herauszugeben, hatte er nach den Verhaltungsbefehlen gehandelt, die er von Frankreich empfangen hatte; aber Dupleix hatte andere Ansichten und legte dem Abkommen jedes Hinderniß in den Weg. Als endlich der Monsun und die ihn begleitenden Stürme Labourdonnaye gezwungen hatten, die Küste zu verlassen, konnte Dupleix ganz nach freiem Belieben schalten. Aber jetzt erhob der Nabob der Provinz Schwierigkeiten. Im vorhergehenden Jahre, als Ponditscherry von der englischen Flotte bedroht war, hatte Dupleix ihn bewogen, es unter seinen Schutz zu nehmen und Madras zu bedrohen, wenn die Flotte einen Ort in seinen Besitzungen angriffe. Um ihn zu verhindern, Madras auf eine ähnliche Weise zu beschützen, hatte Dupleix versprochen, ihm die Stadt nach der Einnahme zu übergeben. Der Nabob erkannte jedoch bald, daß dies alles Täuschung

*) Diesen orientalischen Christen begegnet man im ganzen Morgenlande als Kaufleute.

sei, und kaum war Labourdonnaye fort, so schickte er 10,000 Mann unter seinem Sohne ab, um die Franzosen aus Madras zu vertreiben. Zum Glück für sie hatte Labourdonnaye 1200 disciplinirte Europäer zurücklassen müssen, und als die Truppen des Nabobs einen Angriff wagten, wurden sie mit einigem Verlust zurückgetrieben. Sie zogen sich nun nach Mount St. Thomas zurück, vier Meilen weiter nach Süden, wohin die Franzosen ihnen folgten, und sie abermals in die Flucht schlugen, worauf sie nach Arcot, der Hauptstadt des Nabobs, zurückkehrten. Der Zauber der Tapferkeit und Macht der Mogulen, welcher die Europäer lange gefangen gehalten, war jetzt gelöst, da sie die ungeheure Ueberlegenheit der Disciplin über die blose Zahl erkannten.

Dupleix veranlaßte jetzt die Bewohner von Ponditscherry, ihm eine Denkschrift zu überreichen, in welcher sie baten, den Einlösungsvertrag wegen Madras nicht zu halten, und Nachgiebigkeit gegen den Volkswillen zur Schau tragend, ertheilte er dem in Madras commandirenden Officier Befehl, den Vertrag für null und nichtig zu erklären, alles Eigenthum des Staates und der Privatpersonen, mit Ausnahme von Kleidern, Hausrath und weiblichem Schmuck, mit Beschlag zu belegen, und Alle, welche nicht ihr Ehrenwort geben wollten, bis zur Auswechslung gegen Frankreich nicht zu kämpfen, zu verhaften, und nach Ponditscherry zu schicken. Diese Befehle wurden mit der größten Strenge ausgeführt, und „die Franzosen," sagt Orme, „nahmen von den Sachen der Engländer mit einer habsüchtigen Genauigkeit Besitz, die man selten bei Denen findet, welchen unerwartet Beute zu Theil wird." Von allen europäischen Nationen, müssen wir hier bemerken, sind die Franzosen die erbarmungslosesten Plünderer, und in allen ihren Kriegen führen sie zwar den Ruhm im Munde, denken in ihrem Herzen aber nur an Raub und Beute. Den Statthalter und viele Andere, die sich weigerten, ihr Ehrenwort zu geben, brachte man nach Ponditscherry, wo Dupleix, unter dem Vorwande, ihnen eine Ehre zu erweisen, seiner Eitelkeit Genüge leistete, und sie in einer Art Triumphzug durch die Stadt gehen ließ. Viele der anderen Einwohner entkamen nach Fort St. David.

Dupleix richtete nun seine Anstrengungen gegen dieses letztere, die einzige noch übrige Niederlassung der Engländer an dieser Küste. Hier, zwölf Meilen südlich von Ponditscherry, war das Fort zwar kleiner, aber

viel stärker, als das von Madras, und die Stadt der Eingebornen, Cuddalore, war auf der Landseite mit von Bastionen flankirten Mauern umgeben. In der Nacht des 19. Decembers schickte er einen Trupp von 1700 Mann gegen sie ab, meistens Europäer, mit zwei Compagnien Kaffern de Labourdonnaye's. Diesen Streitkräften hatten die Engländer nur 200 Europäer und 100 Topassen entgegenzustellen, denn sie hatten noch nicht, wie die Franzosen, angefangen, Sipoys einzuüben. Sie hatten jedoch ungefähr 2000 Pions gemiethet, und was noch besser war, sie hatten den Nabob durch das Anerbieten, einen Theil der Kosten zu tragen, bewogen, ihnen seine Armee zu Hilfe zu schicken. Während daher die Franzosen Rast hielten, ehe sie gegen ihre vermeintliche leichte Beute vorrückten, sahen sie plötzlich nahe an 10,000 Mann herangezogen kommen, und traten einen eiligen Rückzug an, der nicht ohne einige Verluste blieb. Um den Nabob abwendig zu machen, schickte Dupleix von Madras aus eine Abtheilung ab, um sein Gebiet zu verheeren — ein Auftrag, den die Franzosen in ihrer gewöhnlichen Weise mit dem größten Uebermuth und der größten Grausamkeit vollzogen. Dies machte jedoch den Nabob nicht abtrünnig; aber als vier Schiffe von Labourdonnaye's Geschwader nach Ponditscherry zurückkehrten, und Dupleix nun laut mit seiner Macht prahlte, wurde der Nabob besorgt, und schloß mit den Franzosen Frieden. Sein Sohn besuchte Ponditscherry, und Dupleix hatte eine Gelegenheit, ihn durch ein beträchtliches Geschenk zu gewinnen, und seiner eigenen Eitelkeit durch den Glanz, mit dem er bei diesem Besuch auftrat, zu schmeicheln.*) Wäre der Nabob fest geblieben, so wäre Ponditscherry vielleicht gefallen, denn kurze Zeit darauf traf eine englische Flotte ein, und es hätte nun zur See und zu Lande eingeschlossen werden können.

Dupleix glaubte jetzt des Forts St. Georg ganz sicher zu sein, und am 13. März (1747) erschien eine französische Armee vor demselben, und nahm ihre frühere Stellung ein. Aber gerade jetzt kam das

---

*) Dupleix hatte im Verkehr mit den Eingebornen einen großen Vortheil durch den Umstand, daß seine Frau, die er in Bengalen geheirathet hatte, eine Creolin war, wie sie Orme nennt (wahrscheinlich Halbblut wie man jetzt sagt), denn ihre Kenntniß der Sprachen des Landes ersparte ihm die Uebelstände, welche von dem Gebrauch gewöhnlicher Dolmetscher unzertrennlich sind.

englische Geschwader in Sicht, und die Belagerer zogen sich in Eile zurück. Die Besatzung ward nun von Bombay und anderen Orten unterstützt, und den darauf folgenden Monat Januar (1748) traf Major Lawrence von der königlichen Armee von England ein, um den Befehl über sämmtliche Truppen der Compagnie in Indien zu übernehmen. Im folgenden Juni versuchte Dupleix, Cuddalore zu überfallen. Major Lawrence, der seinen Plan erfahren hatte, ließ bei hellem Tage die Besatzung und die Geschütze in das Fort zurückziehen, als ob er die Stadt als unhaltbar betrachte; aber nach Dunkelwerden kehrten sie wieder zurück, und als um Mitternacht der Feind die Mauern ersteigen wollte, empfing ihn ein solches Feuer aus Kleingewehr und grobem Geschütz, daß er, von einem panischen Schrecken erfaßt, ohne einen Schuß abzufeuern, entfloh.

Die Reihe, belagert zu werden, kam jetzt an Ponditscherry. Im August kam eine, theils aus königlichen, theils aus Compagnieschiffen bestehende Flotte mit 1400 Mann Truppen, und befehligt vom Admiral Boscawen, vor Fort St. David an, und bildete mit den bereits dort befindlichen Truppen die größte europäische Streitmacht, die Indien bis dahin gesehen hatte.

Man faßte nun sogleich den Entschluß, Ponditscherry zu belagern, und hoffte zuversichtlich, sich reichlich für Madras zu rächen. Am 8. August traten die Truppen ihren Marsch an, und rückten bis Argancopani vor, einem kleinen Fort, zwei Meilen von Ponditscherry. Anstatt zur Beobachtung der Garnison eine kleine Abtheilung zurückzulassen, (denn die Zeit war kostbar, da der Monsun sich bald einstellen mußte), beschlossen sie, es zu nehmen. Der Widerstand war aber viel kräftiger, als sie vorausgesetzt hatten, und nachdem sie mehrere Tage vor dem Fort vergeudet hatten, mußten sie dem zufälligen Ereigniß, daß ein Magazin in Brand gerieth, den Sieg verdanken. Die Besatzung zog sich zurück, nachdem sie die Wälle in die Luft gesprengt hatte, und noch fünf Tage wurden mit dem Ausbessern derselben verschwendet. Nun rückten die Engländer gegen die Stadt vor, aber anstatt die Laufgräben auf der Nordseite zu eröffnen, wo sie dieselben bis an den Fuß des Glacis vortreiben konnten, legten sie dieselben auf der Nordwestseite an, und 1500 Schritt von dem Walle entfernt, anstatt, wie es damals Sitte war, 800, und

als sie sich bis auf letztere Entfernung dem Wall genähert hatten, fanden sie sich durch einen Sumpf verhindert, weiter vorzudringen. In dieser Entfernung hatten ihre Geschütze wenig Wirkung, und das Feuer der Belagerten war dem ihrigen doppelt überlegen. Die Regenzeit trat ein; Krankheiten fingen an zu herrschen: Stürme mußten bald die Schiffe von der Küste wegtreiben, und es schien wenig Aussicht zur Einnahme der Stadt vorhanden zu sein. Einunddreißig Tage nach Eröffnung der Laufgräben beschloß man in einem Kriegsrath, die Belagerung aufzuheben. Als die Engländer sich zurückzogen, trat Dupleix, wie zu erwarten war, mit großer Prahlerei auf, und schrieb ruhmrednerische Brief an den Mogul und andere einheimische Fürsten, in welchen er den herrlichen Sieg, den er erfochten, in der übertriebensten Weise feierte.*) Ihre Antworten schlugen einen entsprechenden Ton an; das militairische Ansehen der Franzosen stieg, das der Engländer dagegen sank in ihren Augen.

Im Jahre 1749 fand der Friedensschluß von Aachen statt, und die Engländer erhielten Madras viel besser befestigt, als früher, zurück. Da man entdeckt hatte, daß die katholischen Priester zu Mount St. Thomas, das ursprünglich eine portugiesische Niederlassung gewesen war, den Franzosen Nachrichten zuzuschicken pflegten, so ward dieser Ort in Besitz genommen, und die verdächtigen Personen mußten ihn räumen.

---

*) Die französische indische Compagnie beschuldigte Dupleix des Mangels an persönlichem Muth, aber er gab zur Antwort: que le bruit des armes suspendait ses réflections, et que le calme seul convenait à son génie.

Zwanzigstes Kapitel.

Das Königreich Tandschore. — Einnahme von Dewi Kottah. — Ereignisse im Karnatik. — Robert Clive. — Seine Vertheidigung Arcots. — Weitere Erfolge Clive's. — Niederlagen der Franzosen. — Vertrag zwischen den Franzosen und Engländern. — Undank der französischen Compagnie gegen Dupleix. — Weitere Operationen der Engländer. — Bussy.

Bis dahin waren die Engländer in Indien nichts gewesen, als blose Kaufleute mit ein paar Factoreien und einigen wenigen Soldaten, mit denen sie sich gelegentlich gegen die Ungerechtigkeit oder die Bedrückungen einheimischer Mächte vertheidigten; jetzt ändert sich das Bild, und wir werden sie nun in Kämpfe mit den einheimischen Fürsten verwickelt, und durch die Gewalt der Verhältnisse Schritt für Schritt und unmerklich zur Erwerbung eines Reiches geführt finden. Daß der Ehrgeiz Dupleix' ihnen ein solches Verfahren aufgezwungen haben würde, ist gewiß; aber daß sie die Ersten sein mußten, welche sich in diese einheimischen Angelegenheiten einmischten, ist zu bedauern, und noch mehr, daß ihr Beweggrund blose Habsucht war, begleitet von einer Misachtung der Gerechtigkeit und gesunder Politik.

Das Königreich Tandschore, welches südlich von dem Kawerifluß liegt, war einer der kleineren Staaten, welche von dem Königreich Badschajanugur abhängig waren, nach dessen Sturz es unter Bodschapur kam. Wie gewöhnlich wurde nun sein Radschah ein Semindar, und bezahlte einen bestimmten, jährlichen Tribut. Schahdschi, dem Maratten, gelang es, sich zum Herrn von Tandschore zu machen, und seine Nachkommen regierten es nach ihm. Nach den gewöhnlichen Ränken und Gewaltthätigkeiten, die im Orient unzertrennlich von der Herrschaft sind, bemächtigte sich Pratap Sing, ein Sohn dieses Fürsten von einem seiner niedrigeren Weiber, des Thrones, zum Nachtheil seines besser gebornen Bruders Sahudschi, der 1741 durch Gewalt vertrieben worden war, und von dieser Zeit an hatten ihn die Engländer stets als König von Tandschore behandelt, ihm ihre Freundschaft angetragen, und sein Bündniß gegen die Franzosen gesucht. Aber jetzt (1749) begab sich Sahudschi nach dem Fort St. David, und bot den Engländern, denen er vorstellte, wie günstig ihm die Bewohner von Tandschore gesinnt wären, für

ihren Beistand die Erstattung aller ihrer Auslagen, und außerdem das Fort und den District Dewi Kottah an der Mündung des Kolarun. Das Anerbieten schien vortheilhaft zu sein; man hatte jetzt Ueberfluß von Truppen im Fort St. David, die noch dazu unbeschäftigt waren; das Bündniß ward geschlossen; Capitain Cope marschirte nach dem Kolarun, den er überschritt, und die Truppen, die durch Zufall den rechten Weg einschlugen, erreichten das Fort Dewi Kottah. Aber Niemand trat für Sahudschi auf; im Gegentheil belästigten die Bewohner von Tandschore die Engländer auf alle mögliche Weise, und die Truppen mußten sich zurückziehen, nachdem sie das Fort vergeblich beschossen.

Um die Schmach dieser Schlappe wieder gut zu machen, ging eine andere Expedition, unter Major Lawrence, zur See ab. Die Truppen landeten an dem nördlichen Ufer des Flusses, da der Boden um das Fort, das auf dem andern Ufer lag, sumpfig war, und die Truppen von Tandschore sich in der Nähe befanden. Man errichtete Batterien, und als Bresche geschossen war, setzten die Truppen auf einem Floß über den Fluß, das ein gewöhnlicher Schiffszimmermann, Namens John Moore, gebaut hatte. Dieser sorgte auch für Mittel. es benutzen zu können, indem er während der Nacht hinüberschwamm, und ein Tau an einem Baum befestigte. Sowie die Truppen alle hinüber waren, beschloß Major Lawrence, zum Sturm zu schreiten. Lieutnant Clive erbat und erhielt die Ehre, den Angriff anzuführen. Er rückte vor, und überschritt einen Bach unter einem heftigen Feuer; aber da die zuletzt marschirenden Truppen sich nicht anschlossen, kam ein Trupp feindlicher Reiter den Europäern in den Rücken, und hieb sie nieder bis auf Vier. Mit Mühe erreichte Clive wieder die Sipoys, und die Feinde, mit ihrem Erfolg zufrieden, zogen sich zurück. Major Lawrence rückte nun mit seinen sämmtlichen Truppen vor, und der Platz fiel. Ein Vergleich mit dem Radschah folgte. Er übergab Dewi Kottah und den dazu gehörigen District den Engländern, welche sich dagegen verpflichteten, nie wieder zu dulden, daß ihn Sahudschi belästigte, wenn er ihm einen Jahrgehalt von 4000 Rupien auszahlte.

Während die Engländer so beschäftigt waren, hatte Dupleix viel höhere Ziele im Auge. Der Leser wird sich erinnern, daß unter den großen Subahs des Mogulreiches große, aber untergeordnete Districte,

regiert von Nabobs oder Deputirten, standen. Ein solcher Beamter unter dem Subahdar des Dekan war der Nabob des Karnatik, wie das Land genannt wird, das sich an der Küste Koromandel von Pulikat bis Cap Komorin und landeinwärts bis eine Strecke hinter die Ghats ausdehnt. Zu Anfang dieses Jahrhunderts war ein Häuptling Namens Saduk Allah Nabob des Karnatik. Er starb 1731, und da er keine Kinder hatte, adoptirte er seine beiden Neffen, Dost Aly und Bakir Aly, und da bei dem Zerfall des Reiches Nabobs sowohl wie Subahdars erblich wurden, folgte ihm in seinem Amte der Erstere, während Letzterer Statthalter des starken Forts Vellore ward. Dost Aly hatte zwei Söhne und vier Töchter, von denen die eine an ihren Vetter Mortis Aly, Sohn Bakir Aly's, und die andere an Tschunda Sahib, einen entfernten Verwandten, verheirathet war.

Westlich von Tandschore lag ein anderes kleines Hindufürstenthum, das zu der Mogulregierung ganz in demselben Verhältnisse stand. Es hieß Tritschinopoly. Nach dem Tode seines Radschahs im Jahre 1736 entstand ein Streit um die Erbfolge, und Tschunda Sahib, der auf Seite der Königin und ihres adoptirten Sohnes getreten war, fand durch sie Einlaß in die Festung, die er durch Verrätherei in Besitz nahm, worauf er von dem Nabob, seinem Schwiegervater, zum Statthalter von Tritschinopoly ernannt ward. Dieser Uebergriff machte den König von Tandschore und die anderen Hinduradschahs besorgt, und sie luden die Maratten ein, ihnen zu Hilfe zu kommen. Im Mai 1740 rückte ein Marattenheer unter Ragodschi gegen das Karnatik vor. Ein Hinduofficier des Nabobs hatte die Pässe der Ghats verrathen, und die Feinde strömten ungehindert durch dieselben ins Land. Dost Aly zog ihnen entgegen und fiel, und Sofder Aly, sein ältester Sohn, zog sich nach Vellore zurück, wo er mit ihnen zu unterhandeln begann. Gegen eine beträchtliche Geldsumme, und das Versprechen einer noch größern, mit der geheimen Erlaubniß, Tritschinopoly zu behalten, wenn sie es einnehmen könnten, verstanden sie sich zum Abzug. Sie kehrten bald zurück, und belagerten diese Stadt; Tschunda Sahib gerieth, nach einer tapferen Vertheidigung, in Gefangenschaft, und ward nach Sattara gebracht, und ein Maratte, Namens Morari Rao, blieb als Statthalter von Tritschinopoly zurück. Unterdessen war Sofder Aly von seinem Vetter Mortis

ermordet worden, der seinem Vater als Statthalter von Vellore gefolgt war, und auf diese Weise Nabob zu werden hoffte; aber da sein Plan fehlschlug, schloß er sich in seine Festung ein, und Said Mohamed, der unmündige Sohn Sofder's, ward als Nabob ausgerufen.

Aber jetzt hatte Asof Dschah, der Nisam oder Subahdar des Dekan, da Nadir Schah abgezogen war, Muße, sich um seine Provinz zu bekümmern. Er erschien 1743 im Karnatik, und obgleich er Said Mohamed mit Achtung behandelte, ernannte er seinen eigenen Feldherrn, Khodscha Abdallah, während der Minderjährigkeit Said's zum Statthalter des Karnatik. Er nöthigte auch die Maratten, Tritschinopoly zu räumen. Als Khodscha Abdallah plötzlich starb, wie man sagt, vergiftet, erhob Asof einen andern seiner Officiere, Namens Anwer-ed-din, zu seinem Nachfolger, und als bald darauf der junge Nabob von einigen Patanenkriegern *), die ihre Soldrückstände forderten, ermordet ward, wahrscheinlich nicht ohne Wissen Anwer-ed-din's, unter dessen Obhut er sich befand, ernannte Asof den Letzteren zum Nabob des Karnatik. So gab es zu der Zeit, wo die Franzosen und die Engländer anfingen, sich in die Angelegenheiten der Eingebornen einzumischen, einen de facto Nabob des Karnatik, und eine Familie, die ein Recht auf die Herrschaft in diesem Lande zu haben glaubte.

Asof Dschah starb 1748, und da die Familie Sadut Allah's im Karnatik stets beliebt gewesen war, hielt es Dupleix für eine gute Gelegenheit, einen Versuch zu ihrer Wiedereinsetzung zu machen. Zu diesem Zwecke hatte er sein Auge auf Tschunda Sahib geworfen, der bei weitem der fähigste Mann der Familie war, und hatte ihm bereits durch Vorschießen seines Lösegeldes die Freiheit verschafft. Da Ghasi-ed-din, Asof Dschah's ältester Sohn, sich am Hofe von Delhi befand, hatte sich der zweite Sohn, Nasir Dschung, zum Subahdar des Dekan gemacht; aber es war noch ein Lieblingsenkel des verstorbenen Subahdar vorhanden, Namens Mosuffer Dschung, den er in seinem Testament zum Nachfolger ernannt haben sollte. An diesen Prinzen wendete sich Tschunda Sahib mit einem Angebot seiner Dienste, die gern angenommen wurden, und Dupleix griff

*) So heißen in Indien gewöhnlich die Afghanen und ihre Nachkommen in diesem Lande.

nun mit Begier nach der Gelegenheit, seinen Einfluß auszudehnen. Man kam überein, die Operationen im Karnatik zu beginnen, und die Verbündeten fielen mit 40,000 Mann in diese Provinz ein, wo noch eine Abtheilung Europäer und Sipoys unter d'Auteuil zu ihnen stieß. Sie erstürmten das Lager Anwer's, das sich unter dem Fort Ambur befand (3. Aug. 1749). Anwer, der 107 Jahre alt gewesen sein soll, blieb auf dem Schlachtfelde; sein ältester Sohn gerieth in Gefangenschaft; sein zweiter, Mohamed Aly, floh mit den Trümmern seines Heeres nach Tritschinopoly, dessen Statthalter er war. Die Sieger, anstatt ihn zu verfolgen, hielten sich einige Zeit in Arcot, der Hauptstadt des Nabobs, und dann in Ponditscherry auf, wo Dupleix, wie gewöhnlich, seine Eitelkeit zur Schau trug. Nachdem sie sich Geld verschafft hatten, dessen Mangel die Hauptursache ihrer Saumseligkeit gewesen war, rückten sie wieder vor, aber nicht gegen Tritschinopoly, sondern gegen Tandschore, wo sie von dem Radschah eine große Summe Rückstände rc. zu erlangen hofften.

Aber während sie damit beschäftigt waren, kehrte Nasir Dschung, der auf seiner Reise nach Delhi den Nerbudda erreicht hatte, auf die Kunde von dem Aufstande seines Neffen rasch um, und erschien wieder im Karnatik. Die Verbündeten verließen sofort Tandschore, und kehrten nach Ponditscherry zurück. Nasir Dschung forderte Mohamed Aly und die Engländer auf, ihn zu unterstützen, und letztere, denen die ehrzeizigen Pläne Dupleix' Besorgniß einflößten, ließen ein Corps von ungefähr 700 Europäern in sein Lager abgehen. Die beiden Armeen standen am Vorabend eines Gefechtes, als dreizehn französische Officiere plötzlich ihren Abschied nahmen, weil sie keinen Antheil von dem in Tandschore erlangten Gelde bekommen hatten. Dieser Schritt entmuthigte die Mannschaft, und d'Auteuil, der unter solchen Umständen einen Kampf scheute, führte seine Truppen nach Ponditscherry zurück, wohin ihnen Tschunda Sahib folgte. Mosuffer Dschung ergab sich seinem Onkel, der ihn, sein Wort brechend, in Ketten legte.

Da zwischen Major Lawrence und dem Subahdar Zwistigkeiten entstanden, führte Ersterer seine Leute nach Madras zurück, und Letzterer begab sich nach Arcot, wo er ganz seinen Vergnügungen lebte. Unterdessen schickten die Franzosen eine Expedition aus, welche sich Masulipatams an der Mündung des Kistna bemächtigte, und sie nahmen auch

die Pagode*) von Trivadi, funfzehn englische Meilen vom Fort St. David. Mohamed Aly rief den Beistand der Engländer zu ihrer Wiedereinnahme an, und sie schickten ihm Capitain Cope mit 400 Europäern und 1500 Sipoys zu Hilfe. Da aber, wie gewöhnlich, Streitigkeiten entstanden, gingen sie wieder, und die Franzosen schlugen nun leicht Mohamed's Truppen in die Flucht. Alsdann erstürmten sie Gingi, das für die stärkste Festung im Karnatik galt. Dies beunruhigte den Subahdar, und er erbot sich jetzt, zu unterhandeln; doch die Forderungen Dupleix' waren so hoch gespannt, daß man nicht einig werden konnte, und er führte seine Truppen gegen Gingi. Aber die Regenzeit trat jetzt ein, und der Subahdar war des Kampfes so müde geworden, daß er sich geneigt zeigte, Dupleix Alles zu bewilligen, was er verlangte. Dieser schlaue Mann spielte jedoch doppeltes Spiel; denn während er offen mit dem Subahdar unterhandelte, stand er in heimlichem Verkehr mit einigen unzufriedenen Patanenhäuptlingen in seinem Heere. Als Alles verabredet war, machte auf ein gegebenes Zeichen der in Gingi Befehlführende einen Ausfall, und griff das Lager des Subahdar an; die Verräther stießen zu ihm, und einer derselben schoß Nasir Dschung durch das Herz (1750).

Mosuffer Dschung gelangte jetzt aus dem Gefängniß auf den Thron. Er begab sich sofort nach Ponditscherry, wo er Dupleix zum Statthalter des Landes vom Kistna bis zum Cap Komorin, und Tschunda Sahib zu seinem Stellvertreter in Arcot ernannte. Mohamed Aly war jetzt so entmuthigt, daß er Dupleix anbot, allen seinen Ansprüchen zu entsagen, wenn der Statthalter ihm anderswo eine Statthalterschaft geben und ihm seine Schätze lassen wollte.

Von den Schätzen des verstorbenen Subahdar soll sich Dupleix'

---

*) Die Pagoden, die an der Küste von Koromandel so zahlreich sind, bestehen aus einer meistens viereckigen Fläche, die eine Mauer von funfzehn oder zwanzig Fuß umschließt. Auf dieser Fläche stehen die Tempel, die nie so hoch wie die Mauer sind. In der Mitte einer oder mehrerer Seiten der Umwallung befindet sich ein Thorweg, mit einem sich darüber erhebendem hohen Thurme. Die große Pagode auf der Insel Seringham hat sieben Umwallungen, eine innerhalb der anderen, fünfundzwanzig Fuß hoch und vier Fuß dick, und jede mit vier Thoren und Thürmen, den vier Weltgegenden zugekehrt. Der äußere Wall hat fast vier englische Meilen im Umfang. Orme I. 178.

Antheil auf 300,000 Pfund Sterling belaufen haben, außer vielen werthvollen Juwelen; 50,000 Pfund erhielten die Truppen, welche Gingi vertheidigt hatten, und eine gleiche Summe floß in den Schatz der Compagnie. Mosuffer Dschung trat dann den Rückweg an, geleitet von einem Corps von 300 Europäern, und 2000 Sipoys mit zehn Geschützen, das ein tüchtiger französischer Officier, Namens Bussy, befehligte. Die verrätherischen Patanen, die unzufrieden waren, weil man ihre übertriebenen Forderungen nicht auf der Stelle bewilligt hatte, hatten jetzt eine neue Verschwörung angezettelt, und als die Armee nach Kudipah kam, dem Gebiet eines dieser Häuptlinge, kündigte, bei Gelegenheit eines Streites zwischen dem Landvolke und einigen Soldaten, der Patane seinem Herrn den Gehorsam auf. Die anderen traten ihm bei, und besetzten die Pässe, aber die französische Artillerie trieb sie bald in die Flucht. Vom Kampfesmuth fortgerissen, verfolgte sie der Subahdar, bis er einen der Verräther einholte, und im Zweikampf mit diesem durchbohrte ihm ein Wurfspieß die Stirn. In der darauffolgenden Bestürzung verlor Bussy seine Geistesgegenwart nicht. Er rief die Häuptlinge zusammen, empfahl ihnen Salabut Dschung, einen jüngeren Sohn Asof Dschah's, der sich im Lager befand, als Nachfolger, und sie übertrugen ihm auf der Stelle die erledigte Würde. Der neue Subahdar erneuerte die Verträge seines Vorgängers mit den Franzosen, und das ganze Heer setzte nun seinen Marsch nach Heiderabad fort.

Während Dupleix auf diese Weise ein französisches Reich in Indien begründete und die Augen der einheimischen Fürsten auf sich zog, verhielten sich die Engländer so ruhig, als ob sie gar nicht dabei betheiligt wären; Major Lawrence reiste sogar in dieser kritischen Zeit in Privatangelegenheiten nach Europa. Sie erboten sich, Tschunda Sahib anzuerkennen, wenn Tritschinopoly Mohamed Aly gesichert würde; aber Dupleix wies solche Bedingungen mit Hohn zurück, und Dschunda Sahib führte seine eigenen Streitkräfte und seine französischen Verbündeten gegen die Stadt. Mit einigen Truppen verließ Capitain Gingen das Fort St. David, um ihre Fortschritte zu hemmen. Bei dem Fort Wolconda, zwischen Arcot und Tritschinopoly, kam es zum Gefecht; aber die englischen Officiere hatten so viel Zeit in Berathungen verloren, ehe sie sich zum Schlagen entschlossen, daß ihre Leute ganz entmuthigt waren, und

in der Schlacht wirklich davonliefen, obgleich die bei ihnen befindlichen Truppen Mohamed Aly's und selbst ein Bataillon Kaffern Stand hielten, und sich in guter Ordnung zurückzogen. Die Armee setzte dann ihren Rückzug vor dem Feinde fort, bis sie Tritschinopoly erreichte; kurz darauf erschienen die Truppen Tschunda's und der Franzosen vor dieser Stadt, und begannen, sie zu belagern (1751).

Wir hatten bereits Gelegenheit, einen jungen Mann, Namens Robert Clive zu erwähnen. Er war der Sohn eines Gentleman von geringem Vermögen in Shropshire, und 1744 als Schreiber nach Madras gekommen. Als Dupleix den mit dieser Stadt abgeschlossenen Vertrag brach, gehörte Clive zu Denen, welche sich nicht durch ihn für verpflichtet hielten, und entfloh, als Eingeborner verkleidet, nach dem Fort St. David. Aus Neigung für das militairische Leben verschaffte er sich ein Fähndrichspatent im Dienste der Compagnie, und nahm an dem Angriff auf Ponditscherry 1748 Theil. Wie wir sahen, führte er die zum Sturm bestimmte Abtheilung bei dem Angriff auf Dewi Kottah. Er trat dann in den Civildienst zurück, und erhielt durch den Einfluß des Majors Lawrence die Stelle eines Proviant-Commissars bei den europäischen Truppen. In dieser Eigenschaft war er bei dem schmachvollen Gefecht von Wolconda, nahm aber keinen Antheil daran. Er begleitete alsdann Mr. Pigot, ein Mitglied des Raths, mit einigen Rekruten und Vorräthen nach Tritschinopoly; aber unterwegs wurden sie angefallen, und entkamen nur durch die Schnelligkeit ihrer Pferde. Clive, unterdessen Hauptmann geworden, ging dann mit einer zweiten kleinen Verstärkung ab, und erreichte nach einem lebhaften Gefecht mit einer französischen Streifpartei diesen Ort in Sicherheit.

Bei seiner Rückkehr nach Fort St. David schilderte Clive den Stand der Sachen in Tritschinopoly als höchst traurig, und erklärte die Sache Mohamed Aly's für verloren, wenn man nicht größere Anstrengungen machte. Er schlug vor, eine Diversion durch einen Angriff auf Arcot zu machen, und erbot sich, die Führung der Expedition zu übernehmen. Der Statthalter, Mr. Saunders, ein verständiger und unternehmender Mann, gab seine Zustimmung, und man brachte eine Streitkraft von 200 Europäern und 300 Sipoys mit drei Geschützen zusammen, wobei freilich Fort St. David und Madras fast ganz vertheidigungslos blieben. Führer

der Expedition waren acht Officiere, von denen sechs Civilbeamte waren, die nicht die mindeste Kriegserfahrung hatten. Unterwegs überfiel sie ein fürchterliches Unwetter, und der Muth, mit welchem sie durch dasselbe marschirten, erschien der 1100 Mann starken Besatzung von Arcot so unheilverkündend für den Ausgang, daß sie das Fort räumte, und Clive dasselbe ohne Widerstand besetzte (31. August). Die Stadt zählte 100,000 Einwohner, die sich ruhig verhielten. Im Fort selbst wohnten 3 oder 4000 Personen, die daselbst bleiben durften.

Die Besatzung hatte sich nur auf geringe Entfernung zurückgezogen, aber Clive griff sie bald an, und trieb sie weiter zurück. Er benutzte dann ungefähr zwanzig Tage zu der Ausbesserung des Forts, und da die frühere Besatzung, jetzt auf 3000 Mann verstärkt, es zu belagern drohte, so überfiel er eines Nachts (14. September) das Lager der Feinde, während sie Alle schliefen, und zerstreute sie, ohne selbst einen Mann zu verlieren. Er entsendete bald darauf den größeren Theil seiner geringen Truppenzahl zur Escortirung von zwei Achtzehnpfündern, die ihm von Madras geschickt wurden, und während ihrer Abwesenheit erschien der Feind, und machte einige Versuche auf das Fort; aber er ward zurückgeschlagen, und bei dem Erscheinen der entsendeten Partei und der Geschütze zog er ab. Am 23. traf Tschunda's Sohn, Radschah Sahib, mit 4000 Mann von der Armee von Tritschinopoly und 150 Europäern von Ponditscherry ein, und besetzte mit seinen und den bereits in der Nähe befindlichen Truppen die Stadt. Nächsten Mittag machte Clive einen Ausfall mit vier Geschützen und dem größeren Theile der Garnison, um die Feinde wieder aus der Stadt zu vertreiben; aber der Versuch schlug fehl, und er mußte sich mit einem Verlust von sechzehn Europäern und einem Officier zurückziehen. Den Tag darauf stieß Mortis Aly von Vellore mit 2000 Mann zu Radscha Sahib, und der so verstärkte Feind nahm alle Zugänge zu dem Fort in Besitz.

Das Fort Arcot war über eine englische Meile im Umfang; die Mauern waren meist verfallen, der Wall zu schmal für schwere Geschütze, die Brustwehr niedrig und schwach, die Thürme dem Einsturze nahe, der Graben an einigen Stellen trocken, an anderen zu durchwaten; zu den zwei Thoren führten Dämme, anstatt Zugbrücken. Die diensttüchtige Mannschaft der Besatzung bestand aus nur 150 Europäern und 200

Sipoys mit vier Officieren. Sie wurden belagert von 150 Europäern, 2000 Sipoys, 3000 Reitern und 5000 Pions.

Da sich nur für sechzig Tage Lebensmittel für die Besatzung im Fort befanden, schickte Clive die Einwohner fort, und die Belagerer ließen sie ungehindert ziehen. In Erwartung von Belagerungsgeschützen von Ponditscherry unterhielten sie ein lebhaftes Kleingewehrfeuer, und warfen aus vier Mörsern Bomben. Auf diese Weise tödteten sie hintereinander drei Sergeanten, welche Clive bei Besichtigung der Werke begleiteten. Am 24. October trafen die Geschütze ein, und alsbald eröffnete eine Batterie ihr Feuer, das sehr rasch zwei der Achtzehnpfünder der Besatzung demontirte, und nach sechs Tagen eine fünfzig Fuß breite Bresche in die Mauer gelegt hatte. Aber als die Belagerer fanden, daß Gräben angelegt und andere Vorbereitungen zu ihrer Vertheidigung gemacht waren, wollten sie nicht eher einen Sturm wagen, als bis sie eine zweite Bresche eröffnet hätten. Während dieser Zeit hatte Clive, mehr des Scherzes halber, als zu einem andern Zweck, einen der Thürme mit Erde ausgefüllt, und darauf einen Hügel aufgeworfen, der den Palast beherrschte. Auf diesen brachte er eine große, alte Kanone, welche er in dem Fort gefunden, und schoß sie einmal des Tages durch Hilfe eines langen Leitfeuers auf den Palast ab, wenn die Officiere dort versammelt waren. Am vierten Tage platzte jedoch die Kanone, und der Spaß hatte ein Ende. Der Feind füllte nun seinerseits ein ganzes Haus aus, und gewann so Einsicht in das Innere des Forts. Man ließ es ihn ruhig vollenden und Kanonen hinaufschaffen, aber ehe er anfangen konnte, die Besatzung zu beschießen, brachte das Feuer eines Achtzehnpfünders den ganzen Berg in weniger als einer Stunde zum Zusammensturz.

Nachdem ein Versuch, die Besatzung durch eine Abtheilung von Madras unter Lieutenant Innes zu verstärken, fehlgeschlagen, und der Feind noch eine Breschbatterie angelegt hatte, schickte Clive, auf die Kunde, daß Morari Rao, der Maratte, sich mit einem Trupp von 6000 Pferden, die der König von Meisore für Mohamed Aly gemiethet, nur dreißig Meilen von Arcot befinde, an diesen, um ihn aufzufordern, ihm zu Hilfe zu kommen. Morari schrieb zurück, daß er so tapferen Vertheidigern, wie die von Arcot wären, die ihn zuerst überzeugt hätten, daß die Engländer fechten könnten, auf der Stelle zu Hilfe kommen werde. Als Radschah Sahib

davon Nachricht erhielt, schickte er den 30. October eine Waffenstillstands-fahne in das Fort, und bot der Garnison ehrenvolle Bedingungen, und Clive selbst eine beträchtliche Summe Geld an. Würden seine Bedingungen nicht angenommen, so drohte er, das Fort auf der Stelle stürmen, und die Besatzung, Mann für Mann, niederhauen lassen zu wollen. Clive gab auf diesen Antrag eine verachtungsvolle Antwort, und setzte hinzu, er halte ihn für zu klug, um ihm den Versuch zuzutrauen, mit einem solchen Gesindel, wie seine Armee sei, zum Sturm zu schreiten.

Die Abtheilung des Lieutenant Innes näherte sich mittlerweile verstärkt wieder dem Fort, unter dem Befehl des Hauptmanns Kilpatrik; die Maratten trafen ein, und fingen an, wie gewöhnlich, zu plündern; eine zweite Bresche war eröffnet, und Radschah Sahib beschloß nun, einen Sturm zu versuchen. Am Morgen des 14. Novembers marschirten seine Truppen, begeistert von Aberglauben (denn es war gerade ein hoher mohamedanischer Festtag, wo Jeder, der in der Schlacht gegen die Ungläubigen fällt, auf der Stelle ins Paradies kommt), und berauscht von Bang, in vier Abtheilungen gegen die Thore und Breschen des Forts, während ein wilder Haufe sich mit Sturmleitern den Mauern näherte. Clive, der zeitig von ihrem Plane unterrichtet war, und seine Anordnungen getroffen hatte, hatte sich zur Ruhe gelegt, fand aber, wie ihn der Lärm weckte, alle seine Leute auf ihren Posten. Der Angriff fand auf allen Punkten mit großer Wuth statt; nach einer Stunde stand jedoch der Feind, da er sich überall zurückgeworfen sah, vom Sturme ab, und fing an seine Todten zurückzuschleppen. Als man bei dieser Beschäftigung auf die Belagerer schoß, hörten sie damit auf, und erneuerten wieder ihr Feuer gegen das Fort. Um zwei Uhr verlangten und erhielten sie einen zweistündigen Waffenstillstand zum Begraben ihrer Todten. Alsdann begann das Beschießen wieder, und dauerte bis zwei Uhr früh, wo es aufhörte, und bei Tagesanbruch erfuhr man, daß der Feind die Stadt geräumt hatte. Die Besatzung marschirte nun aus dem Fort, und nahm die zurückgelassenen Geschütze und Munitionsvorräthe in Besitz.

Diese denkwürdige Vertheidigung hatte fünfzig Tage gedauert und Tod, Wunden und Krankheit die Zahl der Tapfern, welche zuletzt die Besatzung bildeten, auf 80 Europäer und 120 Sipoys vermindert. Zur Ehre der Letzteren verdient aufgezeichnet zu werden, daß sie, als die

Lebensmittel knapp wurden, Clive vorschlugen, ihnen blos das Wasser in dem der Reis gekocht worden zu ihrer Ernährung zu geben. „Es genügt, um uns am Leben zu erhalten," sagten sie, „die Europäer brauchen aber die Körner." Diese Thatsache macht auch Clive Ehre, denn sie beweist, daß sein Benehmen gegen die eingebornen Truppen freundlich und versöhnlich gewesen sein muß.

Da Clive jetzt Verstärkung erhalten hatte, nahm er das Fort Teimery, und schlug dann mit Hilfe der Maratten ein ansehnliches Detachement von Ponditscherry. Das Fort Arni erklärte sich hierauf für Mohamed Aly, und Clive rückte gegen die Pagode von Kondscheweram vor, welche die Franzosen besetzt hielten. Der Befehlshaber ließ den Anrückenden von zwei englischen Officieren, Revel und Glaß, die seine Gefangenen waren, schreiben, daß er sie auf den Wall stellen würde, wenn ein Angriff stattfände; aber sie setzten hinzu, sie hofften, man werde nicht aus Rücksichten für sie einen Stillstand in den Operationen eintreten lassen. Als einige Stück Belagerungsgeschütze eingetroffen waren, schoß Clive Bresche, aber die Garnison wartete den Sturm nicht ab, sondern verließ die Pagode heimlich während der Nacht, und ließ die beiden Gefangenen zurück. Clive kehrte nun nach Fort St. David zurück, und als im nächsten Januar (1752) Radschah Sahib mit 400 Europäern, 2000 Sipoys, 2500 Reitern und einer Anzahl Geschütze wieder im Felde erschien, rückte ihm Clive mit 380 Europäern, 1300 Sipoys und sechs Kanonen entgegen. Er traf den Feind unweit eines Ortes Namens Koverspak, und schlug ihn vollständig, nachdem er durch ein geschicktes Manöver die in einem Mangowald aufgestellte Artillerie genommen hatte. Sechzig Europäer ergaben sich; 50 lagen mit 300 Sipoys todt auf dem Schlachtfelde; Clive hatte einen Verlust von 40 Europäern und 30 Sipoys als Todte, und eine viel größere Anzahl Verwundete. Diese verschiedenen Erfolge Clive's vernichteten den französischen Einfluß in diesem Theil des Karnatik, und erhoben den Ruf der englischen Waffen in den Augen der Eingebornen, die vorher sie weit unter die Franzosen gestellt hatten.

Clive traf Anstalten, zum Entsatz von Tritschinopoly zu marschiren, als Major Lawrence von England anlangte. Er übernahm natürlich den Befehl und begleitet von Clive, den er sehr hochschätzte, brach er an der

Spitze von 400 Europäern und 1100 Sipoys mit acht Geschützen auf. Dupleix ertheilte Law, der die französischen Truppen anführte, Befehl, ihm in den Weg zu treten; aber trotz seiner Anstrengungen erreichte Lawrence sicher das Lager und machte sich dann bereit, die Franzosen anzugreifen. Letztere, ihrer Schwäche sich bewußt, zogen sich auf die Insel Seringham zurück, die von dem Kolerun und einem andern Arm der Kaweri gebildet wird, und nun schlug Clive Major Lawrence vor, einen Theil der Armee auf das andere Ufer des Kolerun übergehen zu lassen, um dem Feind die Zufuhr abzuschneiden. Obgleich der Plan nicht ohne Gefahr war, gab Lawrence doch seine Zustimmung und übertrug den Befehl über das Detachement Clive. Dieser legte seine gewöhnliche Thätigkeit an den Tag und hatte seinen gewöhnlichen Erfolg. Er schlug erst D'Auteuil, der mit einer Verstärkung heranrückte und zwang ihn dann, sich zu ergeben und kurz darauf sahen auch die Franzosen auf Seringham sich genöthigt, zu capituliren.

Das Schicksal Tschunda Sahib's, des edelsten, großherzigsten und ehrenwerthesten der eingebornen Fürsten, die auf dieser Bühne erscheinen, ist beklagenswerth. Seine Truppen hatten ihn wegen Ausbleibens des Soldes verlassen und Law hatte ihm gesagt, daß er ihn nicht länger beschützen könne. Es befand sich damals zu Tritschinopoly ein Heer von Meisore mit Morari Rao und seinen Maratten und auch die Truppen des Radschah von Tandschore, die alle Mohamed Aly zu Hilfe gekommen waren, und nur von einem dieser Bundesgenossen konnte er auf Schutz hoffen. Monakdschi, der Befehlshaber der Truppen von Tandschore, hatte ihm so annehmbare Anerbietungen gemacht, daß er sich verleiten ließ, ihm zu vertrauen und sich in sein Quartier zu begeben; aber der Treulose warf ihn sogleich in den Kerker. Dann benachrichtigte er alle die anderen Parteien von seinem Fange; Jeder wollte ihn besitzen und als Monakdschi sah, daß er ihn nicht behalten könnte, machte er dem Streit durch die Ermordung des unglücklichen Fürsten ein Ende*).

Major Lawrence glaubte nun zur Herstellung der Herrschaft Moha-

*) Mill tadelt Major Lawrence, daß er ihn nicht aus den Händen seiner Feinde befreite, wie Politik ebensosehr wie Menschlichkeit vorschrieb; aber, wie Wilson bemerkt, die Engländer waren damals nicht in der Lage, den einheimischen Mächten Befehle zu ertheilen.

med Aly's über das ganze Karnatik weiter nichts mehr zu thun zu haben, als das Fort Gingi zu erobern. Zu seinem Erstaunen erfuhr er jedoch, daß der Nabob dem Regenten von Meisore, als Entgelt für die ihm geleistete Hilfe, den Besitz von Tritschinopoly versprochen hatte. Der Nabob machte sich allerdings kein Gewissen daraus, sein Wort zu brechen; aber der Major war bedenklicher, und der Regent von Meisore erhielt die Zusicherung, daß er den Platz nach Ablauf von zwei Monaten bekommen würde, womit er sich begnügen mußte. Unterdessen ließen die Engländer eine Besatzung in der Stadt. Major Lawrence beabsichtigte, zuerst die Provinz einzunehmen und die Abgaben einzusammeln und alsdann Gingi zu belagern. Von diesem einsichtsvollen Plan wollte Gouverneur Saunders nichts wissen und es gingen sogleich Truppen gegen jene Festung ab. Diese erlitten jedoch eine Schlappe und Dupleix, dadurch ermuthigt, beschloß, mit allen Truppen, die er sammeln konnte, ins Feld zu rücken und es gelang ihm auch, eine Compagnie Schweizer in englischen Diensten, die sich zur See von Madras nach St. David begab, zu Gefangenen zu machen. Der Leser wird sich erinnern, daß damals Frankreich und England in Frieden miteinander waren und daß die beiden Compagnien in Osten, obgleich in Wirklichkeit Hauptmächte im Kampfe, den Schein annahmen, als wären sie nur Verbündete der rivalisirenden Nabobs. Die Truppen, mit welchen Lawrence zur Verfolgung des Feindes aufbrach, waren diesem etwas an Zahl überlegen und er verweigerte daher eine Schlacht, bis die Engländer, durch einen verstellten Rückzug bis zwei Meilen vom Fort St. David ihn zu fechten zwangen. Der Sieg erklärte sich für die Letzteren und er wäre vollständiger gewesen, wenn nicht die Reiter des Nabobs sich mit Plündern beschäftigt hätten, anstatt den Feind zu verfolgen. Clive ward dann zur Wegnahme der Forts Cavelong und Tschingelput entsendet, die er leicht bewerkstelligte. Er kehrte dann wegen seiner Gesundheit nach England zurück und das Eintreten des Monsun zwang die Truppen, Quartiere zu beziehen.

Während des Winters brachte Dupleix ein Bündniß zwischen den Meisoriern und Maratten zu Stande, welche sich in Tritschinopoly befanden, wo sie einige vergebliche Versuche gemacht hatten, das Fort zu überfallen. Dies Bündniß ward so geheim als möglich gehalten; aber Major Lawrence bekam doch Kunde davon und ging soweit, Capitain

Dalton, dem Befehlshaber von Tritschinopoly, zu empfehlen, sich der beiden Anführer bei einer Conferenz zu bemächtigen, denn er hatte sie außerdem bei einem Complot, Dalton zu ermorden, entdeckt. Der Rath ward jedoch nicht befolgt; die beiden Anführer stießen zu den Franzosen und im Januar 1753 erschienen die beiden Heere im Felde. Die Mehrzahl der Europäer war auf englischer Seite, Lawrence im Ganzen ein tüchtiger Officier und seine Officiere und Mannschaften waren gut, während die Franzosen nicht einen einzigen Mann hatten, der zu befehlen im Stande war und ihre Truppen aus dem wahren Abschaum von Frankreich bestanden. Dagegen waren aber Morari's 4000 Maratten den 1500 Pferden des Nabobs in jeder Hinsicht überlegen. Die Ersteren vermieden daher eine Schlacht und schnitten die Zufuhren ab, und die Zeit verging in unbedeutenden Operationen bis Ende April, wo ein Eilbote von Dalton mit der Nachricht eintraf, daß er nur auf drei Wochen Lebensmittel habe. Major Lawrence marschirte sogleich zu seinem Entsatz herbei, und die Franzosen folgten, um den Meisoriern bei der Belagerung zu helfen.

Major Lawrence war die ganze Zeit über der Meinung gewesen, daß Tritschinopoly den Meisoriern ausgeliefert werden sollte; aber die Präsidentschaft konnte sich nicht entschließen, es aufzugeben. In Folge dieser Weigerung blieben die beiden Armeen vom 6. Mai 1753 bis zum 11. October 1754 vor der Stadt, die eine unfähig, das Fort einzunehmen, die andere außer Stande, die Belagerung aufzuheben. Unterdessen hatten sich die beiden Compagnien in Europa, des Krieges müde, der ihren Handelsgewinn beeinträchtigte, an ihre beiderseitigen Regierungen gewendet und Unterhändler beider Parteien kamen in London zusammen, um zu einer Ausgleichung zu gelangen. In Folge dieses Abkommens ward Godheu zum Nachfolger Dupleix' ernannt, um mit Mr. Saunders wegen der Herstellung des Friedens zu verhandeln. Er kam am 3. August in Ponditscherry an; am 11. October ward ein Waffenstillstand auf drei Monate geschlossen und am 26. December ein provisorischer Vertrag unterzeichnet. Durch diesen Vertrag gewannen die Engländer Alles und die Franzosen gaben Alles auf. Unter anderen Vortheilen entsagten sie dem Besitz der vier nördlichen Sirkars, wie sie genannt werden, welche Bussy durch seinen Einfluß bei dem Subahdar vor Kurzem für sie erworben hatte, durch welche sie die ganze Küste

von Koramandel und Orissa in einer Länge von sechshundert englischen Meilen beherrschten und welche, wenn sie in ihrem Besitz blieben, sie zu Herren des Dekan hätten machen müssen. „Wenige Nationen“, bemerkt Mill, „haben jemals der Friedensliebe verhältnißmäßig wichtigere Opfer gebracht“.

Dupleix war natürlich entrüstet, als er die Früchte seiner Anstrengungen so verloren gehen sah. Er reiste ab, nachdem er Godheu seine Rechnungen übergeben, aus denen hervorging, daß er während des Krieges fast drei Millionen Rupien mehr ausgegeben, als eingenommen hatte. Dieses Geld rührte zum Theil von ihm selbst her, und den Rest hatte er auf seine eigenen Schuldscheine von den in Ponditscherry wohnenden Franzosen geborgt. Nach seiner Rückkehr verlangte er von der Compagnie Rückzahlung; sie verweigerte sie, weil er ohne genügende Autorität gehandelt habe; er begann einen Proceß, aber das Ministerium unterbrach das Verfahren in des Königs Namen; und er erlangte weiter nichts, als Schutzbriefe gegen seine Gläubiger! Eine jämmerliche Belohnung für den Mann, der so viel für die Ausdehnung der französischen Macht in Indien gethan hatte und der noch mehr gethan hätte, wenn er von der Heimath aus genügend unterstützt worden wäre. Aber so behandelten die Franzosen alle ihre ausgezeichneten Männer in Indien; gewissermaßen ein Beweis, daß sie nicht würdig waren, zu herrschen.

Godheu und Saunders kehrten bald darauf nach Europa zurück, überzeugt, daß sie einen dauernden Frieden zwischen den beiden Nationen in Indien hergestellt hätten. Aber die Folgen waren anders. Kaum waren sie fort, so forderte der habsüchtige Mohamed Aly die Engländer auf, ihm bei der Einsammlung der Tributrückstände von Madura und Tinnivellie, zwei kleinen Staaten zwischen Tritschinopoly und Cap Komorin, zu unterstützen. Sie schickten ein Detachement ab; die Stadt Madura mußte sich ergeben und die Polygars *) wurden zum Gehorsam gebracht. Aber das erlangte Geld genügte nicht zur Deckung der Kosten der Expe-

*) Im Register zu Orme's Geschichte lesen wir, daß man unter Polygar „stets den Häuptling eines Gebirgs- oder Walddistricts versteht“. Sie sind offenbar die Häuptlinge der Ureinwohner der Kalleries 2c. Bei der Beschreibung der Belagerung von Tritschinopoly nennt Orme häufig den Polygar Tondiman und sein Land, aus dem Holz bezogen ward.

dition und der unglückliche Officier, der das Detachement führte, wurde zum Sündenbock gemacht und aus dem Dienste der Compagnie entlassen. Da die Meisorier, in Folge eines Einfalles des Subahdars in ihr Land, um diese Zeit sich von Tritschinopoly zurückziehen mußten und daher Alles im Süden ruhig war, erschien der Nabob und ward in Arcot mit ziemlichem Pomp mit den Insignien seines Amtes bekleidet. Er schlug jetzt den Engländern vor, gemeinschaftlich mit ihm die Statthalter der Forts und Districte zu einer Geldzahlung zu nöthigen, von welcher sie die Hälfte bekommen sollten. Sie gaben ihre Zustimmung und Mortis Aly von Vellore, der für reich galt, ward zum ersten Gegenstand des Angriffes auserlesen. Mortis wendete sich an die Franzosen, und Deleyrit, der Statthalter von Ponditscherry, ließ den Engländern sagen, daß er ihr gegenwärtiges Benehmen als einen Bruch des Vertrages betrachte und daß, wenn sie davon nicht abließen, er sie als Feinde behandeln würde. Da Vellore stark und die französische Streitmacht ansehnlich war, wurden die englischen Truppen zurückberufen und, wie natürlich, gelang es durch Unterhandlungen nicht, Geld von Mortis Aly zu erlangen. Unterdessen hatte das Auftreten des Bruders des Nabobs, Maphurs Khan, der Statthalter in Tritschinopoly war, Unruhen in Madura und Tinnivellie zur Folge gehabt und die Engländer mußten Truppen in jene Gegenden schicken, wo die in ihren Wäldern und Schlupfwinkeln sicheren Polygars ihnen einige Jahre lang Beschäftigung gaben.

Während dieser ganzen Zeit konnten die Franzosen, wegen der schwierigen Stellung Bussy's dem Subahdar keinen activen Widerstand leisten. Wir haben gesehen, wie dieser tüchtige Mann die Empörung der Patanenhäuptlinge unterdrückte und Salabut Dschung die Subahdarherrschaft sicherte. Durch seine Talente und die große Ueberlegenheit seiner europäischen Truppen hatte er ihn auf dem Throne erhalten, indem er die wiederholten Einfälle der Maratten zurückgeschlagen und sie gezwungen hatte, Frieden zu schließen. Sein Einfluß auf diesen Fürsten war daher natürlich sehr groß und er erwarb durch ihn für seine Landsleute die vier nördlichen Sirkars. Aber dabei hatte er auch zahlreiche Feinde und unter ihnen war der erste Minister Schanavas Khan. Als nach dem Kriegszug nach Meisore der Subahdar einen ungehorsamen Vasallen in Savanore (oder Schahnur) belagerte, bot Morari Rao, der Maratte, der die

Rebellen unterstützte, als er sah, daß sich der Platz nicht länger halten konnte, Bussy an, wenn er eine Ausgleichung herbeiführen wollte, seine Ansprüche gegen Das, was ihm die Franzosen schuldeten, aufzugeben. Bussy war damit einverstanden; der Friede ward abgeschlossen und nun zeigte Schanavas Khan dem Subahdar, wie Bussy das Interesse seiner Landsleute dem seinigen vorzöge und bewog ihn, Bussy und seine Truppen zu entlassen, die er mit englischen Truppen ersetzen wollte. Bussy erhob keinen Einwand, da er wohl wußte, daß man seiner Dienste bald wieder bedürfen würde, und trat den Marsch nach Masulipatam an. Am achten Tage, als er in der Nähe von Heiderabad angekommen war, versperrten ihm ansehnliche Truppenmassen den Weg. Er entschloß sich rasch, eine feste Stellung einzunehmen und sich bis zum Eintreffen von Verstärkungen aus Ponditscherry zu vertheidigen. Er erwehrte sich der Feinde mit Tapferkeit und Erfolg und als die Verstärkungen unter der Führung Law's ankamen, suchte der Subahdar selbst eine Aussöhnung und Bussy stieg höher als je in seiner Gunst und seinem Einfluß.

Die Präsidentschaft Madras war wirklich um eine Abtheilung Truppen gebeten worden und man hätte sie gern abgehen lassen, wenn nicht gerade Nachrichten von der beunruhigendsten Art aus Bengalen eingetroffen wären, wo wir jetzt unsere Blicke hinrichten müssen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Subahdarschaft Bengalen. — Aliverdi Khan. — Suradsch-ed-Daulah. — Einnahme von Kalkutta. — Das schwarze Loch. — Vernichtung des Seeräubers Angria. — Expedition nach Bengalen.

Die Subahdarschaft Bengalen und Orissa befand sich, als Schah Alum starb, in der Hand des Dschaffier Khan aus Burhanpur im Dekan, der sie für den zweiten Sohn des Kaisers verwaltete. In den nun eintretenden Wirren gelang es Dschaffier, sich selbst zum Subahdar dieser Provinzen zu machen. Er ernannte zu seinem Nabob oder Stellvertreter in Orissa seinen Landsmann und Schwiegersohn Schudschah Khan. Ein

tatarischer Abenteurer, Namens Mirza Mohamed, hatte eine Verwandte Schudschah's zur Frau und da er in großer Noth lebte, begab er sich mit seiner Gattin zu seinem glücklichen Verwandten, der das Paar sehr freundlich aufnahm. Ihre beiden Söhne, Hadschi Ahmed und Mirza Mohamed Aly, folgten ihnen bald darauf nach Orissa und erwarben sich dort Gunst und Anstellung. Hadschi erwies sich als ein vortrefflicher Staats- und Geschäftsmann; Mirza besaß neben ähnlichen Eigenschaften große militairische Talente. Die beiden Brüder erlangten den größten Einfluß auf Schudschah und verwalteten alle Angelegenheiten der Provinz zum größten Vortheil für dieselbe.

Dschaffier starb 1725 und ernannte zu seinem Nachfolger Serafras Khan, Schudschah's Sohn, und nicht Schudschah selbst. Aber die Thätigkeit und Gewandtheit der beiden Brüder machten diese Anordnung bald rückgängig und Patente zu Gunsten Schudschah's trafen von Delhi ein. Im Jahre 1729 kam Behar zu seinem Subah und er ernannte Mirza Mohamed, den jüngern der beiden Brüder, der jetzt Aliverdi Khan hieß, zum Statthalter. Schudschah starb 1739 und erhielt zum Nachfolger seinen Sohn Serafras, einen schwachen Mann, der sich ganz seinen Vergnügungen hingab. Er haßte die beiden Brüder und konnte sich nicht enthalten, sie hintanzusetzen und zu beleidigen. Aliverdi hatte großen Einfluß in Delhi und es gelang ihm leicht, für sich selbst die Ernennung zur Subahdarschaft über die drei Provinzen auszuwirken. Serafras verlor im Gefecht gegen ihn das Leben und die Provinzen unterwarfen sich nun bereitwillig. Er regierte sie weise und menschlich und vertheidigte sie mit Geschick und Tapferkeit gegen die Maratten, die sie wiederholt durch Einfälle verwüsteten. Aliverdi starb 1756, achtzig Jahre alt, nach einer fünfzehnjährigen Regierung. Er hatte drei Töchter gehabt und sein Bruder drei Söhne, und ihre Kinder hatten sich alle gegenseitig geheirathet. Die Söhne Hadschi's waren Männer von großem Verdienst, aber sie starben vor ihrem Oheim. Der älteste Sohn des Jüngsten derselben war von seiner Geburt an Aliverdi's Liebling gewesen; seine Liebe zu ihm war unbegrenzt; er verlieh ihm den Titel Suradsch-ed-Daulah, oder Sonne des Staates und nach dem Tode seiner Oheime ward er als der zukünftige Subahdar betrachtet. Nach dem Tode Aliverdi's übernahm er ohne Widerspruch die Regierung.

Suradsch-ed-Daulah war ein leidenschaftlicher, gewaltthätiger, bösgearteter Jüngling. Das Erste, was er that, war zu versuchen, seinen Verwandten ihre Reichthümer zu rauben. Er befand sich auf dem Marsch gegen einen seiner Vettern, der Nabob in Porniah war, als er hörte, daß der Dewan oder Schatzmeister seines verstorbenen Oheims in Dacca, der Sicherheit wegen, seine Familie und sein Vermögen durch seinen Sohn Kischendaß nach Kalkutta geschickt hätte. Er hatte immer die Engländer gehaßt und war jetzt froh, eine Gelegenheit zum Streit mit ihnen zu bekommen; er ließ sogleich die Auslieferung des Kischendaß verlangen; aber da der Bote als Hausirer verkleidet ankam, und sich nach dem Hause Omitschunds, eines reichen eingebornen Kaufmannes, begab, der ihn bei der Präsidentschaft einführte, so nahm man keine Rücksicht weiter auf ihn, weil man die ganze Sache nur für einen Kunstgriff Omitschund's, um sich Wichtigkeit beizulegen, hielt. Es traf jedoch eine zweite Botschaft von dem Subahdar ein, welche von den Engländern die Einstellung der Arbeiten zur Verstärkung ihrer Befestigungen verlangte. Aber theils leugneten diese die Thatsache, theils rechtfertigten sie dieselbe als eine Vertheidigungsmaßregel gegen die Franzosen. Der junge Subahdar war ganz von Zorn erfüllt, und er erschien sofort vor der Factorei von Kossimbasar, die sich, ohne den mindesten Widerstand zu leisten, ergab. Als die Nachricht von diesem Ereignisse in Kalkutta eintraf, erregte sie Schrecken und Verwirrung. Es befanden sich wenig mehr als sechzig europäische Soldaten in der Stadt; die Mehrzahl der Mitglieder der schwachen Miliz des Ortes konnte keine Flinte abfeuern; die Werke des Forts waren schwach und zu ausgedehnt; es war wenig Munition vorhanden und diese meistens verdorben und der Vorrath von Lebensmitteln knapp. Aber das Schlimmste von Allem war, daß Insubordination und Uneinigkeit im Innern herrschten, die Officiere kein militairisches Geschick und die Civilbeamten weder Weisheit noch Energie besaßen. Man bat die Holländer um Hilfe, aber diese antworteten mit einer entschiedenen Verneinung; die Franzosen ließen voll Hohn sagen, sie wollten zu ihnen stoßen, wenn sie mit ihrem Eigenthum nach Tschandernagore kommen wollten.

Am 18. Juni begannen die Truppen des Subahdar's den Angriff. Die Engländer im Fort, welche wußten, daß der Platz fallen mußte,

kamen überein, die Frauen *) und Sachen sofort in ein vor dem Fort liegendes Schiff zu bringen und selbst in ähnlicher Weise in der nächsten Nacht zu folgen. Die Frauen wurden demnach eingeschifft und die Herren Frankland und Manningham, welche die Aufsicht dabei führten, blieben mit einer klugen Rücksicht auf ihre eigene Sicherheit ebenfalls an Bord. Andere folgten ihrem Beispiel und das Schiff schwamm langsam den Fluß hinab, begleitet von allen übrigen Fahrzeugen und nur zwei kleine Boote blieben zurück. In diese warfen sich am nächsten Morgen Mr. Drake, der Gouverneur, Capitain Minchin, der Commandant, und wer sonst noch Platz finden konnte und folgten den Schiffen. Als ihre Abreise im Fort bekannt ward, hörte man eine Zeit lang nichts als Verwünschungen ihrer Niederträchtigkeit und Feigheit. Alsdann trat man zu einer Berathung zusammen und da Mr. Parkes, das älteste Mitglied des Rathes im Fort, seinem Anspruch entsagte, übergab man den Oberbefehl Mr. Holwell. Nur noch hundertundneunzig dienstüchtige Leute waren im Fort zurückgeblieben. Da immer noch ein Schiff ein wenig weiter stromaufwärts lag, begab sich ein Officier in einem zurückgekehrten Boote zu ihm, um den Capitain aufzufordern, sofort stromab zu segeln. Der Capitain gehorchte; aber das Schiff fuhr auf einer Sandbank fest und die Mannschaft verließ es. Unterdessen ward das Fort mit Heftigkeit angegriffen und mit Tapferkeit vertheidigt. Die Besatzung signalisirte bei Tage mit Flaggen und bei Nacht mit Feuern, um die Fahrzeuge, die sich in Gowindpore befanden, zurückzurufen; aber keines kehrte wieder, obgleich, wie Orme behauptet, eine einzelne Sloop mit nur fünfzehn tapferen Matrosen an Bord alle noch im Fort Befindlichen, trotz aller Anstrengungen des Feindes, hätte wegbringen können. Am nächsten Tage (den 20.) erneuerte der Feind den Angriff; fünfundzwanzig von der Besatzung waren todt oder schwer verwundet und siebenzig leichter verletzt; die gemeinen Leute hatten sich der Arakvorräthe bemächtigt und waren meistens berauscht. Während man unterhandelte, drangen die Truppen des Subahdar's ins Fort; Widerstand leistete Niemand und Alles, was von Vertheidigern noch übrig war, gerieth in Gefangenschaft. Um acht Uhr hielt der Subahdar mit seinen vornehmsten Officieren seinen Einzug und schlug seinen Sitz in dem Hauptzimmer der Factorei

*) Meistens Portugiesinnen und eingeborne Christinnen.

auf. Mr. Hollwell ward mit gebundenen Händen vor ihn geführt: er befahl, seine Fesseln zu lösen und versicherte ihn, auf das Wort eines Soldaten, daß ihm nichts geschehen solle.

Des Abends beschlossen die Wachen, nachdem sie lange nach einem Platz, wo sie die Gefangenen für die Nacht unterbringen könnten, gesucht und keinen gefunden hatten, sie in ein Gemach zu werfen, das gerade bei der Hand war, das die Engländer als Arrestlocal für die Garnison benutzt hatten, und das sie deshalb das schwarze Loch nannten. Es war ein Raum von nur achtzehn Fuß Breite und vierzehn Fuß Tiefe, mit einer Thür und zwei kleinen Fenstern, die beide auf eine große Verandah hinausgingen. Zwanzig Personen hätten darin Platz finden können, aber jetzt wurden hundertundsechsundvierzig hineingezwungen, und als Einige Vorstellungen zu machen wagten, drohte der Officier von der Wache, sie niederzuhauen. So gepreßt voll wurde der Raum, daß die Letzten nur schwer hineingebracht werden konnten und dann wurde die Thür hinter ihnen verschlossen.

Die Nacht war für die Jahreszeit ungewöhnlich schwül; Viele waren verwundet und das Blut Anderer durch Branntwein erhitzt. Uebermäßiger Schweiß und unerträglicher Durst fing jeden Einzelnen an zu plagen; die Luft ward von den ausgeathmeten Gasen ganz vergiftet und jeder Versuch, sie durch Schwenken mit den Hüten zu verbessern, schlug fehl. Umsonst bemühte man sich, die Thüre, die nach Innen aufging, zu sprengen. Mr. Holwell bot zuerst einem alten Dschemadar oder Unterofficier 1000 Rupien, wenn er sie in zwei Zimmer vertheilen wollte. Er ging, um den Versuch zu machen, sagte aber bei seiner Rückkehr, daß es unmöglich sei. Man bot ihm dann 2000; er entfernte sich abermals und kam mit der Antwort wieder, daß der Subahdar schlafe und Niemand wagen dürfe, ihn zu wecken. Da nun alle Hoffnung auf Befreiung zu Ende war und die Qualen der Eingesperrten mit jedem Augenblicke zunahmen, wurde das Geschrei nach Wasser allgemein. Der gute Dschemadar ließ einige Schläuche mit Wasser an das Fenster bringen; aber der Anblick derselben hatte ein wüthendes Ringen unter den Duldenden zur Folge, indem jeder der Erste sein wollte, und die Wachen hielten Lichter in die Höhe und scherzten über den Anblick ihrer Kämpfe. Endlich konnten es die den Fenstern Zunächststehenden den Uebrigen in ihren

Hüten zukommen lassen; aber es stellte sich als keine Erleichterung ihres Fiebers heraus. Einige delirirten; Andere versanken in stumpfe Erschlaffung; Einige riefen im verzweifelten Gebet den Himmel um Hilfe an; Andere ergingen sich in gräßlichen Gotteslästerungen. Viele suchten die Wachen durch Schimpfreden zu reizen, damit sie unter sie schießen und ihren Leiden ein Ende machen müßten. Um zwei Uhr waren nur noch fünfzig am Leben und als die Thür am Morgen sich öffnete, wankten dreiundzwanzig gespenstige Gestalten heraus, Alles, was von den Eingesperrten noch übrig war. Mr. Holwell wurde vor den Subahdar geführt und als er seine Aufmerksamkeit auf die während der Nacht erduldeten Leiden zu lenken versuchte, gebot er ihm barsch Stillschweigen und frug ihn nach den Schätzen, welche die Engländer vergraben haben sollten. Er und zwei andere Herren wurden dann in Ketten gelegt; die Uebrigen erhielten Erlaubniß, zu gehen, wohin sie wollten; eine Engländerin, die sich unter ihnen befand, behielt der General Mir Dschaffier für seinen Harem zurück. Sie begaben sich ohne Verzug nach Gowindpore und Viele starben noch später an den Folgen dieser Leidensnacht. Mr. Holwell und seine beiden Gefährten wurden in einem offenen Boot nach Murschidabad gebracht und dort eingesperrt. Auf die Fürbitte der Wittwe Aliverdi's schenkte ihnen aber der Subahdar die Freiheit.

Einige haben behauptet, Suradsch-ed-Daulah hätte die Gefangenen in der Absicht, sie umzubringen, in das schwarze Loch gesteckt. Aber so herzlos und grausam er auch war, sehen wir doch keinen Grund, ihm eine solche Scheußlichkeit aufzubürden, und aller Wahrscheinlichkeit nach wußte er nicht einmal, wo man sie untergebracht hatte. Verhärtete Gleichgiltigkeit war seine Schuld; er gab weder Bedauern noch Reue zu erkennen, als er von der Katastrophe hörte und freute sich wahrscheinlich im Herzen darüber.

„Alles war verloren, ehe noch die Präsidentschaft Madras Nachricht von der Gefahr erhielt," sagt Orme. „Am 15. Juni erfuhren die Behörden die Uebergabe von Kossimbasar. Sie gaben wenig darauf; am 5. August traf die Nachricht von dem Fall Kalkutta's ein, die", sagt er, „kaum mehr Entsetzen und Erbitterung hervorbrachte, als Bestürzung und Verwirrung." Zum Glück für die Interessen der Compagnie, vielleicht sogar für die Indiens selbst, befand sich jetzt Clive in Indien. Nach

zweijährigem Aufenthalt in England war er von den Directoren zum Gouverneur des Forts St. David und für gewisse Fälle von Madras ernannt worden, und sie drangen auf seine sofortige Abreise. Um den Rangstreitigkeiten mit den Officieren des Königs vorzubeugen, erlangten sie für ihn von der Krone den Rang eines Oberstlieutenants in der britischen Armee. Clive segelte 1755 ab, landete aber in Bombay, anstatt in Madras; denn er sollte eine Abtheilung Truppen befehligen, welche den Maratten gegen den Subahdar des Dekan helfen sollte. Hier finden wir das erste Beispiel (und wir werden noch auf mehrere stoßen) von diesem schrankenlosen Hang zum Patronisiren und zum Einmischen von Seiten des englischen Ministeriums, der in Indien so viel Schaden angerichtet hat. Daß Clive sich für dieses Commando trefflich eignete, war unleugbar. Einem Oberst Scott jedoch, der erst im vorigen Jahre als Generalingenieur nach Indien gekommen, war durch den Einfluß des Herzogs von Cumberland die Stelle bestimmt. Dies war der Grund, warum die Directoren wünschten, Clive möchte sich nach Bombay begeben, in der Hoffnung, daß sich etwas zutragen könnte, was diese Ernennung rückgängig machte. Wirklich starb auch Oberst Scott, doch der Vertrag zwischen Mr. Saunders und Mr. Godheu schloß alle bewaffnete Einmischung in die Streitigkeiten der eingebornen Fürsten aus, und die Präsidentschaft in Bombay wollte daher zu keinen militairischen Operationen ihre Genehmigung ertheilen. Da sich jedoch eine Flotte unter Admiral Watson vor Bombay befand, beschloß man, diese Gelegenheit zu benutzen, um im Verein mit den Maratten die Seeräuber auszurotten, welche jene Meere beunruhigten.

Von frühesten Zeiten an waren diese Meere der Tummelplatz von Seeräubern gewesen; die Griechen erzählen von ihnen und die Portugiesen fanden sie noch vor. Als die Maratten sich an der Küste festsetzten, widmeten sie sich natürlich auch dem Seeraub, und da ihnen der Sidi oder Moguladmiral in diesem Meere sehr hinderlich war, sammelten sie eine Flotte, groß genug, um es mit ihm aufzunehmen und führten zu der Zeit Radschah Saho's einen Seekrieg. Ihr Anführer hieß Konadschi Angria; er erlangte den Besitz von Severndroog, einem ihrer stärksten Forts, verführte dann einen Theil der Flotte, mit dem er den Ueberrest vernichtete und machte sich schließlich zum Herrn der Küste

Konkan auf eine Länge von hundertundzwanzig Meilen und laudeinwärts bis an den Fuß der Ghats. Saho sah sich nach einem vergeblichen Versuch, ihn zu bezwingen, genöthigt, ihn unter der Bedingung einer jährlichen Tributzahlung anzuerkennen und er und seine Nachfolger (die alle Angria hießen) fuhren fort, von Allen, die keine Pässe von ihnen kauften, Tschaut auf dem Meere zu erheben.

Die Herrschaft der Angrias hatte jetzt länger als ein halbes Jahrhundert gedauert und die jährlichen Ausgaben der Compagnie zur Unterhaltung einer Flotte, um ihren Kauffahrern das Geleit zu geben, beliefen sich auf 50,000 Pfund Sterling. Sie hatte daher zu Anfang dieses Jahres einen Vorschlag der Maratten zu einem gemeinsamen Angriff auf die Vesten der Seeräuber mit Beifall aufgenommen und Commodore James hatte Severndroog, Fort Goa und Bancot (von nun an Fort Victoria) genommen, als das Eintreten des Monsuns ihn zur Rückkehr nach Bombay nöthigte. Gegen Ende des Jahres beschloß man, Gheriah anzugreifen, die Hauptveste Angria's, die auf einem felsigen Vorgebirge lag und für fast unbezwinglich galt. Watson nahm Clive und seine Truppen an Bord und wählte den Seeweg, während die Marattenarmee die Küste entlang marschirte. So fest der Platz war, verlor Angria doch den Muth; er floh zu den Maratten und es ward verabredet, daß er den Platz ihnen ausliefere und die Engländer so um ihren Antheil an den Prisengeldern gebracht werden sollten. Als dies Watson zu Ohren kam, griff er das Fort kräftig an, während Clive seine Leute ans Land setzte und sich zwischen ihm und den Maratten aufstellte. Das Fort ergab sich und die Maratten bekamen nichts und ebensowenig die Compagnie und der König, denn die Eroberer theilten die Beute, gegen 120,000 Pfund Sterling, unter sich. Die Maratten bezwangen dann alle die übrigen Forts und der Seeräuberstaat der Angrias hörte auf diese Weise auf.

Clive übernahm den Befehl im Fort St. David an demselben Tage, an welchem Suradsch-ed-Daulah Kalkutta eroberte. Als die Nachricht von diesem Ereigniß eintraf, wurde er nach Madras eingeladen, um an den Berathungen der Oberbehörde Theil zu nehmen. Einige wollten Truppen zu Salabut Dschung stoßen lassen, um ihm gegen Bussy zu helfen, und blos Admiral Watson und Major Kilpatrick an Suradsch-ed-

Daulah abschicken, um mit ihm zu unterhandeln und, wenn dies nicht gelänge, einen Versuch zu machen, sich Kalkuttas wieder zu bemächtigen. Aber die Meinung Orme's, des Geschichtschreibers, behielt die Oberhand. Sie ging dahin, die Flotte mit einer so großen Landmacht, als sie zusammenbringen konnten, abgehen zu lassen, den Subahdar in seiner Hauptstadt anzugreifen und ihn zum Frieden zu zwingen. Dieser Plan fand auch Admiral Watson's Beifall und auch die hochwichtige Frage der Prisengelder wurde geordnet. Aber jetzt kam die große Schwierigkeit wegen des Oberbefehls über die Landstreitmacht. Oberst Lawrence, gegen den kein Einwand erhoben werden konnte, litt am Asthma. Mr. Pigot wäre, wegen der Unfähigkeit, welche die bengalische Präsidentschaft gezeigt hatte, selbst gegangen, aber es fehlte ihm an der nöthigen militairischen Erfahrung. In Madras befand sich damals ein Officier, Namens Adlercron, Oberst eines der königlichen Regimenter und daher im Rang über Clive stehend; aber man bot ihm das Commando nicht an, weil er von der indischen Kriegführung nichts verstand und er sich außerdem nicht verpflichten wollte, auf Verlangen nach Madras zurückzukehren, oder einen Theil der Beute als Entschädigung für die Verluste der Compagnie herauszugeben. Wir werden im weitern Verlauf der Geschichte noch öfters finden, daß in den Augen der meisten in Indien verwendeten Officiere der königlichen Armee oder Marine die Interessen der Compagnie oder selbst der Nation nichts waren im Vergleich mit ihrem Privatnutzen oder selbst mit ihren Launen oder falschen Begriffen von Ehre. Ganz in demselben Sinne weigerte sich Oberst Adlercron, als er seine Hoffnung, durch die bengalische Beute rasch reich zu werden, vereitelt sah, auf das Entschiedenste, mehr als ein Dritttheil seines Regimentes einschiffen zu lassen und verlangte, daß die Regimentskanonen, die bereits am Bord waren, wieder gelandet würden. Nachdem der Rath vergeblich Vorstellungen versucht hatte, mußte er nachgeben und Mannschaften, Kanonen und Vorräthe wieder ans Land setzen. Die Expedition bestand jetzt nur noch aus 900 Europäern, „eine schöne europäische Truppe", beschreibt sie Clive, „voller Muth und Erbitterung über die Beleidigungen und Barbareien, die so viele britische Unterthanen erlitten hatten," und 1500 Sipoys. Clive erhielt die Vollmacht, in allen militarischen Angelegenheiten unabhängig zu handeln, trotz der Protestation Mr. Manning-

ham's, der als Abgesandter der Präsidentschaft Kalkutta angekommen war.

Nachdem nicht weniger als zwei Monate in diesen Streitigkeiten verstrichen waren, ging die Expedition, fünf königliche Schiffe und fünf Schiffe der Compagnie, am 16. October unter Segel und mit Ausnahme von zweien befanden sich alle am 22. December vor Fulta, einem Dorfe zwanzig englische Meilen unterhalb Kalkutta am Hughly, wo die Flüchtlinge aus der Stadt damals wohnten.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Wiedereinnahme von Kalkutta. — Eroberung von Hughly. — Angriff auf das Lager des Subahdar's. — Einnahme von Tschandernagore. — Verschwörung gegen den Subahdar. — Vorfall mit Omitschund. — Schlacht von Plassy. — Tod Suradsch-ed-Daulah's. — Tod Omitschund's.

Mit der Wegnahme des Forts Butsch-Butsch, zehn Meilen von Kalkutta, begannen die Operationen, und am 2. Januar 1757 ward diese Stadt wieder eingenommen, nachdem die Besatzung sie geräumt hatte. Hier entspannen sich die gewöhnlichen Zwistigkeiten zwischen den Truppen des Königs und der Compagnie. Hauptmann Coote (später Sir Eyre Coote), ein königlicher Officier, war von Admiral Watson zum Gouverneur ernannt worden und er weigerte sich, Officieren und Soldaten der Compagnie den Zutritt zu gestatten. Clive drohte, ihn in Arrest zu schicken und als Watson dies hörte, ließ er Clive sagen, er würde das Fort beschießen, wenn er es nicht räumte. Clive blieb, sagte aber, wenn er selbst ans Land kommen und den Befehl übernehmen wolle, hätte er nichts dagegen einzuwenden. Dies geschah und nachdem der Admiral die Schlüssel des Forts empfangen hatte, übergab er sie den Tag darauf den Beamten der Compagnie. Mr. Drake und seine Freunde machten ebenfalls einen Versuch, Clive zu vermögen, seine unabhängige Vollmacht aufzugeben und sich unter sie zu stellen; aber er kannte sie zu gut *) und die Antwort lautete entschieden verneinend.

*) „Es thut mir leid, zu sagen", sagte Clive, „daß der Verlust von Privateigenthum und die Mittel, es wieder zu erlangen, die einzigen

Am 10. Januar erschien ein Theil der Flotte und der Armee vor der Stadt Hughly, zwanzig Meilen stromaufwärts. Eine Bresche war bald geschossen und während die Truppen sie stürmend erstiegen, floh die Besatzung zur anderen Seite hinaus. Die Beute belief sich hier auf ungefähr anderthalb Lak Rupien. Boote und Truppen gingen dann noch weiter den Fluß hinauf, wo sie verschiedene Reismagazine zerstörten. Sie kehrten dann nach Kalkutta zurück und am 3. Februar ward die Annäherung des Subahdar's mit 40,000 Mann gemeldet. Es kam jedoch zu Unterhandlungen und zwei Abgeordnete gingen in sein Lager ab, aber ihr Bericht überzeugte Clive, daß es der Subahdar nicht aufrichtig meinte und nur Zeit zu gewinnen suchte. Er beschloß daher, ihn sofort anzugreifen, obgleich seine gesammte Streitmacht aus nicht mehr als 2000 Mann bestand.

Der größere Theil des Heeres des Subahdar's lagerte jenseit des Marattengrabens*), während ein anderer Theil mit dem General, Mihr Dschaffier, diesseit desselben lag. Um drei Uhr Morgens setzte Clive, durch 600 Matrosen von der Flotte verstärkt, seine Truppen in Bewegung und um sechs Uhr befand er sich in dem feindlichen Lager jenseit des Grabens. Aber unglücklicherweise verbreitete sich gerade jetzt einer der in jener Jahreszeit gewöhnlichen Nebel über die Erde und wurde immer dicker. Die Truppen geriethen dadurch in Unordnung und verfehlten den Weg, und als sich um neun Uhr der Nebel wieder verzog, fand sich Clive, nachdem er fast quer durch das Lager marschirt war, weit von dem beabsichtigten Angriffspunkt und mit einer starken Abtheilung des Subahdar's im Gefecht. Er zog sich mit einem Verlust von 120 Europäern, 100 Sipoys und zwei Geschützen zurück. Dies war ein schwerer Verlust für eine so kleine Truppenmacht, aber die Maßregel war nothwendig gewesen und brachte die beabsichtigte Wirkung hervor. Der Geschichtschreiber

---

Gegenstände zu sein scheinen, welche die Gedanken der Herren in Bengalen beschäftigen." (Leben Clive's, I. 159).

*) Im Jahre 1742, als die Maratten großen Schrecken verbreiteten, verlangten die eingebornen Einwohner, auf eigene Kosten einen Graben von Sultanutty nach Govindpore, eine Strecke von sieben englischen Meilen, anzulegen. Sie hatten drei Meilen vollendet, als sie sahen, daß Aliverdi den Feind im Zaume halten konnte und mit der Arbeit aufhörten. Er behielt den Namen des Marattengrabens. Orme II. 45.

Indiens tadelt sie jedoch als schlecht angelegt, da die Truppen am unrechten Orte und in zu großer Entfernung versammelt worden wären *).

Der Verlust des Subahdar's betrug 22 hohe Officiere und 600 Mann, außer Elephanten, Pferden, Kameelen und Ochsen, und seine Armee war ganz entmuthigt. Er beschuldigte seine Officiere der Feigheit und hätte sich gleich zurückgezogen, wenn sie ihm nicht versprochen hätten, in Zukunft besser bereit zu sein. Er schickte dann Abgeordnete, um die Unterhandlungen wieder anzuknüpfen und ging unterdessen mit seinem Heere eine Strecke zurück. Da der Admiral der Meinung war, daß nichts als „tüchtige Prügel", wie er es nannte, den Subahdar wirklich zum Frieden geneigt machen würde, so drang er schriftlich in Clive, ihn anzugreifen. Aber Clive wußte, daß für die Compagnie die Ausgaben für einen sich in die Länge ziehenden Streit eine fast unerträgliche Bürde sein würden, daß Krieg zwischen Frankreich und England ausgebrochen war und daß die französischen Truppen in Tschandernagore (welche den seinigen an Zahl fast gleich waren) zu dem Subahdar stoßen konnten. Daher schloß er am 9. Februar einen Vertrag ab, in welchem sich der Subahdar verpflichtete, die Factoreien der Compagnie und so viel von den geraubten Waaren und Geldern, als in seinen Büchern in Rechnung gebracht war, herauszugeben. Er erlaubte den Engländern, Kalkutta nach Belieben zu befestigen und Geld zu schlagen, genehmigte, daß ihre Dustuks Güter zollfrei machten und gestattete ihnen, die achtunddreißig Dörfer, auf die sie durch den Vertrag von 1717 Anspruch hatten, in Besitz zu nehmen. Am 11. ward auf den Vorschlag des Subahdar's ein Schutz- und Trutzbündniß abgeschlossen **).

Man gab sich nun alle Mühe, den Subahdar zu vermögen, Erlaubniß zu einem Angriff auf Tschandernagore zu geben, da sich Frankreich und England wirklich im Kriegszustande befanden und Bussy in den Sirkars stand, zweihundert Meilen von Kalkutta. Er wich zuerst dem Verlangen aus, denn er stand in geheimem Verkehr mit den Fran-

*) Orme II. 134. Da Malcolm keine Bemerkung beigefügt, vermuthen wir, daß Orme's Meinung richtig ist.

**) Thornton tadelt Clive, nicht Genugthuung wegen des Vorfalls mit dem schwarzen Loch verlangt zu haben, aber wir sehen nicht ein, welche Genugthuung erlangt werden konnte und das Nichterwähnen dieses Ereignisses sieht aus, als ob er keine Absicht dabei vorausgesetzt hätte.

zosen. Nun machte man den Vorschlag, zwischen den beiden Factoreien den Frieden zu erhalten, obgleich die beiden Nationen miteinander Krieg führten, aber der Admiral wollte keinen Vertrag für giltig anerkennen, den nicht die Regierung in Ponditscherry bestätigte, denn das Benehmen Dupleix' bei der Einnahme von Madras war nicht vergessen. Der Admiral wechselte mit dem Subahdar über diese Sache Briefe und suchte ihn zu überzeugen, daß ein Angriff auf diesen Platz ebenso sehr in seinem Interesse, als in dem der Engländer liege. Endlich, als er keinen Zweifel mehr hatte, daß jener mit den Franzosen intriguirte, schrieb er ihm einen letzten Brief, in welchem er ihm unter anderen Sachen sagte, „ich will eine solche Flamme in Eurem Lande anzünden, daß alles Wasser des Ganges sie nicht auslöschen kann.“ „Lebt wohl,“ schließt er, „vergeßt nicht, daß Der, welcher Euch dies verspricht, noch nie Euch oder einem Andern sein Wort gebrochen hat.“

Dieser Brief, unterstützt durch ein Geschenk an den Geheimschreiber des Subahdar's, hatte eine Art zweideutiger Zustimmung zur Folge und da die beiden noch rückständigen Schiffe mit ihren Truppen angekommen waren, beschloß man, sofort zum Angriff auf Tschandernagore zu verschreiten. Clive, der sich bereits in der Nähe der Stadt befand, forderte sie in der Nacht des Tages, wo der Admiral den Brief des Subahdar's empfing (13. Februar), zur Uebergabe auf, und griff des Morgens die westliche Batterie an, welche der Feind den Tag über vertheidigte, während der Nacht aber räumte. Zwischen diesem Tage und dem 19., wo die Flotte vor der Stadt erschien, mußte der Feind nach einander zehn andere Batterien verlassen, von denen eine von drei Geschützen den Canal bestrich, und die Schiffe sehr belästigt haben würde. Man hat die Art sehr gelobt, in welcher die Linienschiffe so weit stromaufwärts gebracht und vor die Batterien der Stadt gelegt worden sind; aber nur zwei kamen ins Gefecht und drei Stunden, nachdem sie zu feuern begannen, ergab sich die Stadt. Die gewöhnliche Eifersucht trat auch hier wieder an den Tag; denn obgleich der Platz ohne Clive's Beistand nie gefallen wäre, so willigte doch Admiral Watson, dem er sich ergeben hatte, nur nach langem Sträuben ein, daß Clive die Capitulation mit unterzeichnete. Obgleich wir diese Beispiele militairischer Eifersucht bei dem tapfern Admiral hervorheben, müssen wir ihm doch die Gerechtigkeit widerfahren

lassen, zu bemerken, daß ihm an Uneigennützigkeit und Eifer für die Interessen seines Landes sehr wenige (wenn überhaupt welche) der königlichen Officiere, die zu jener Zeit in Indien auftraten, gleichgekommen sind.

Es war die wohlbegründete Meinung Clive's, daß das Nebeneinanderbestehen der französischen und englischen Macht in Ostindien unmöglich sei, und er war daher entschlossen, die Franzosen womöglich aus Bengalen zu verdrängen. Aber die Erlaubniß des Subahdar's, ihre noch übrigen Niederlassungen anzugreifen, war nicht zu erlangen; man erfuhr, daß er Bussy förmlich eingeladen hatte, mit seinen Truppen nach Bengalen zu kommen; er hatte ein Corps Franzosen*) unter Law, dem Gouverneur ihrer Factorei in Kossimbasar, in seinen Diensten, und als er sie endlich entlassen mußte, ließ er sie in Radschmahal im Behar verweilen und versorgte sie dort mit Geld für ihren Unterhalt. Der Subahdar hatte jetzt auch nicht mehr die Afghanen zu fürchten, da Ahmed Durani Delhi verlassen hatte, und von seinem fortdauernden und bittern Haß gegen die Engländer lagen ausreichende Beweise vor. Es war kein Zweifel, daß nach dem Abzug der Truppen und der Schiffe Kalkutta von Neuem vernichtet werden würde. Mit einem Wort, er oder sie mußten fallen. Unter diesen Umständen fühlte sich Clive nicht nur gerechtfertigt, auf die von Madras eintreffenden Befehle, zur Vertheidigung dieser Niederlassung zurückzukehren, keine Rücksicht zu nehmen, sondern auch an einer Verschwörung zur Entfernung des Subahdar's Theil zu nehmen.

Suradsch-ed-Daulah war jetzt sowohl an seinem Hofe, wie in seinem Lager allgemein gehaßt. Die Hauptpersonen seiner Umgebung waren Mihr Dschaffier, der Bukschir oder Befehlshaber, ein militairischer Emporkömmling, dem Aliverdi eine seiner Töchter zur Frau gegeben hatte; Roy Dullub, der Dewan oder Finanzminister, natürlich ein Hindu, der in vertrauten Beziehungen mit Dschugget Seit, dem größten Banquier in Indien oder vielmehr dem Chef des größten Bankhauses, stand. Diese Männer, die für ihr Leben und Vermögen fürchteten, scheinen den Entschluß gefaßt zu haben, Suradsch-ed-Daulah zu stürzen. Wie es scheint, um einen Versuch zu machen, schickte am 23. April ein Häuptling, Na-

*) Es bestand aus Soldaten, die sich aus Tschandernagore geflüchtet und von denen einige in der gewöhnlichen französischen Weise ihr Versprechen, nicht weiter zu dienen, gebrochen hatten.

mens Jar Latti, der 2000 Reiter im Dienste des Subahdar's befehligte, und der bezahlte Beschützer der Seits war, zu Mr. Watts, dem englischen Residenten in Murschidabad, und schlug ihm eine geheime Zusammenkunft vor. Mr. Watts hielt es nicht für sicher, sie zu gewähren, schickte aber einen Agenten zu ihm. Sein Vorschlag war, die beabsichtigte Abreise Suradsch-ed-Daulah's von Murschidabad zu benutzen, um sich dieser Stadt zu bemächtigen, und sich selbst zum Subahdar zu erklären, wozu er sich die Hilfe der Seits und anderer einflußreicher Personen gesichert zu haben behauptete. Den Tag darauf ward das Anerbieten erneuert; aber jetzt war es Mihr Dschaffier, und nicht Jar Latti, der auf die Erhebung zum Subahdar Anspruch machte. Watts theilte die Anerbietungen Mihr Dschaffier's Clive mit, und dieser schickte sie an das Comite nach Kalkutta, das, nach einer gewiß verzeihlichen Zögerung, zu dem Entschluß kam, sich in diese gefährliche Angelegenheit einzulassen. Es trat jedoch um diese Zeit ein Stillstand in der Unterhandlung ein, da Mihr Dschaffier Murschidabad verließ; denn der Subahdar hatte bei Plassy am Hughly, ungefähr dreißig Meilen südlich von der gleichnamiden Stadt, ein Heer von 40,000 Mann ein Lager beziehen lassen, mit ger geheimen Absicht, es gegen die Engländer zu verwenden, und er bezahl jetzt Mihr Dschaffier, ihm eine Verstärkung von 15,000 Mann zuzuführen.

Gerade um diese Zeit traf in Kalkutta ein Agent mit einem Briefe von dem Marattenpeischwa ein, in welchem dieser vorschlug, in Bengalen mit 150,000 Reitern einzufallen, und den Engländern, wenn sie zu ihm stoßen wollten, versprach, ihnen das Doppelte ihrer Verluste zu bezahlen, und ihnen den ausschließlichen Besitz des Gangeshandels zu sichern. Clive lag nichts an einem Bündniß mit den Maratten; es war außerdem zweifelhaft, ob der Brief echt war (dies war er jedoch), und er war möglicherweise nur ein Kunstgriff des Subahdars. Daher beschloß man, ihn diesem zu übermitteln, da dies in jedem Falle eine gute Wirkung hervorbringen mußte. Er äußerte sich sehr erfreut über das Benehmen Clive's, und dieser, um ihn noch sicherer zu machen, ließ seine Truppen Quartiere beziehen, und forderte den Subahdar schriftlich auf, dasselbe auch für die Truppen in Plassy anzuordnen. Er bekam aber nur Versprechungen, und so schrieb er einen Brief an Watts (30. April), in

welchem er unter anderm sagte: „Der Nabob ist ein Schurke, und es ist ihm nicht zu trauen; er muß gestürzt werden, oder wir müssen fallen," und am 2. Mai schrieb er ihm, indem er ihn ermächtigte, mit Mihr Dschaffier abzuschließen: „Sagen Sie ihm, er solle nichts fürchten, da ich mit 5000 Mann, die noch nie dem Feinde den Rücken gekehrt haben, zu ihm stoßen werde, und daß, wenn es ihm nicht gelinge, ihn festzunehmen, wir stark genug sein werden, ihn aus dem Lande zu jagen." Es kam zum Abschluß eines Vertrages, der, außer daß er dieselben Artikel enthielt, wie der mit Suradsch-ed-Daulah eingegangene, die französischen Factoreien und Waaren den Engländern abtrat, und die Franzosen für immer aus Bengalen ausschloß; das Land um Kalkutta und südlich bis Kulpi sollte die Compagnie als Semindarlehn besitzen, sowie als Entschädigung für ihre Verluste 100 Lak Rupien erhalten; außerdem bestimmte man den englischen Einwohnern von Kalkutta fünfzig, den indischen zwanzig, und den armenischen 7 Lak als Entschädigung. Endlich beschloß das Comité, daß noch eine Summe von fünfzig Lak für die Flotte und die Armee gefordert werden sollte.

„Als dies Alles abgemacht war," sagt Clive, „äußerte Mr. Becher, daß, seiner Meinung nach, das Comité, welches die große Staatsmaschinerie leitete, Anspruch auf einige Berücksichtigung machen könnte, ebenso wie die Armee und die Marine." Wahrscheinlich war Niemand unter den Anwesenden, der an der Gerechtigkeit dieses Vorschlages im mindesten zweifelte; er fand daher bereitwillige Zustimmung, und eine Summe von ungefähr zehn Laks ward festgesetzt. Als dies später zur Kenntniß des Admirals kam, beanspruchte er einen Antheil, und Clive wollte ihm denselben bewilligen; aber Andere wollten ihre Zustimmung nicht geben. Es ist wohl bekannt, wie viel Tadel sich später Clive wegen dieser und anderer großen Summen die er noch von Mihr Dschaffier erlangte, zugezogen hat; es ist daher wohl der Mühe werth, zu untersuchen, ob und welche moralische Schuld damit verbunden war.

Erstlich müssen wir bedenken, daß der Hauptbeweggrund, welcher die Angestellten in Indien leitete, die Hoffnung war, die spätere Zeit ihres Lebens in der Heimath in unabhängigen, wenn nicht in wohlhabenden Verhältnissen zuzubringen. Die Gehalte, welche ihnen die Compagnie zahlte, waren so jämmerlich gering, daß man gar nicht erwarten durfte,

daß sie davon leben sollten, und es war ihnen daher erlaubt, auf eigene Rechnung Handel zu treiben. Ebenso durften sie Geschenke von den eingebornen Fürsten und Anderen annehmen, mit denen sie in Angelegenheiten der Compagnie verhandelten. Diese Sitte, Geschenke anzunehmen und zu geben, ist bekanntlich im Orient seit undenklichen Zeit herrschend, und weder der Geber noch der Nehmer thut dabei etwas Unehrenhaftes. Ferner war es, wie wir bereits sahen, bei einem neuen Monarchen Brauch, bei seiner Thronbesteigung Geschenke unter seine Freunde auszutheilen, und diese waren natürlich verhältnißmäßig groß, wenn sie ihm geholfen hatten, den Thron zu erlangen. Bis jetzt waren die Engländer noch nicht bei großen Geschäften dieser Art betheiligt gewesen, aber sie hatten gesehen, daß Mosuffer Dschung der französischen Compagnie und ihren Truppen bedeutende Summen gegeben, daß Dupleix für seine Person von ihm eine Summe von 300,000 Pfund Sterling, außer werthvollen Juwelen, empfangen hatte*), und daß bei der Thronbesteigung Salabut Dschung's dieser die Officiere des französischen Corps mit einem so reichlichen Geschenk bedachte, daß selbst ein Fähndrich mehr als 5000 Pfund Sterling erhielt, während der Antheil des Corpsführers, des berühmten Bussy, sich auf 100,000 Pfund belief.**) Dürfen wir uns dann wundern, daß, mit diesen Beispielen vor den Augen, Clive (denn wir sprechen nicht von den Anderen), der England in seinem achtzehnten Jahre verlassen, und dessen Geiste niemals romantische, oder vielleicht nicht einmal hohe Principien der Ehre eingeprägt worden waren, dem Beispiele eines so großen Mannes, wie Bussy, folgte, und nicht eine als ehrenhaft sich darstellende Gelegenheit, reich zu werden, vorübergehen ließ? Wir würden ihn allerdings mehr bewundern, wenn er nur an die Interessen der Compagnie gedacht, und seine eigenen vernachlässigt hätte, und in diesem Falle hätte er vielleicht den Dank des Directorenhofes geerntet, aber gewiß weiter nichts, außer dem Beifall seines Gewissens, denn es läßt sich bis jetzt kein einziges Beispiel anführen, wo sich die Directoren gegen einen ihrer Beamten freigebeg gezeigt hätten, und wenn es blos auf sie ankam, hätte er seine Tage in Armuth und Noth beschließen können.

---

*) S. oben Seite 207. Orme I. 162.
**) Orme I. 250.

Schließlich sollten wir, wenn wir eine so heroische Tugend von einem Angestellten der ostindischen Compagnie erwarten, nicht die scandalöse und schamlose Käuflichkeit, welche damals in England unter Staatsmännern und Beamten herrschte, vergessen. Im Ganzen, und wenn wir Alles in Betracht ziehen, können wir Clive nicht tadeln, daß er sich bei dieser Gelegenheit ein Vermögen erwarb; aber wir wollen nicht behaupten, daß er sie nicht zu sehr ausgebeutet hat, obgleich nicht auf Kosten der Compagnie.

Doch kehren wir zu unserer Geschichte zurück. Alles war auf diese Weise zur Zufriedenheit aller Betheiligten geordnet, als von einer Seite, wo man sie nicht erwartet hatte, plötzlich Gefahr drohte. Ein eingeborner Kaufmann, Omitschund, der neben anderen Verlusten bei der Einnahme von Kalkutta noch um 4 Lak Rupien in baarem Gelde beraubt worden war, war in der Hoffnung, für seine Verluste Entschädigung zu erlangen, dem Subahdar nach Murschidabad gefolgt. Er erlangte hier einigen Einfluß auf diesen Fürsten, und war Mr. Watts, dem Residenten, von großem Nutzen. Man hielt es Anfangs nicht für rathsam, ihn in die Verschwörung einzuweihen; aber da es sich unmöglich zeigte, seinen Scharfblick zu täuschen, erschien es Mr. Watts als die beste Politik, ihm das Geheimniß mitzutheilen. Er ging bereitwillig auf den Plan ein. Von dem von Mihr Dschaffier zu bezahlenden Gelde ward ihm eine sehr bedeutende Summe bestimmt, um ihn für seine Verluste zu decken, und es war ihm außerdem gelungen, von dem Subahdar eine Anweisung auf einen der ihm baar geraubten Geldsumme gleichkommenden Betrag zu erhalten. Aber der Dämon des Geizes hatte sich seiner Seele bemächtigt, und da er nun ganz in das Geheimniß der Verschwörung eingeweiht war, und das Leben aller dabei Betheiligten in seiner Hand lag, drohte er Mr. Watts, Alles dem Subahdar zu verrathen, wenn man ihm nicht 5 % von allem aus dem Schatze zu zahlenden Geld und ein Viertel der Juwelen zusicherte *). Er willigte jedoch ein, die Sache der

*) Orme II. 151. Er sagt, daß, wenn man den Schatz auf 4½ Millionen Pfund Sterling veranschlage, Omitschund's Antheil 675,000 Pfund Sterling betragen haben würde; aber dies wäre viel mehr als 5% gewesen. Malcolm und Wilson geben seine Forderung auf 30 Lak Rupien, ungefähr 300,000 Pfund Sterling an.

Entscheidung des Comité's zu überlassen, an welches Mr. Watts sofort schrieb. Daß der Anspruch über alle Grenzen der Billigkeit hinausging, war klar, und die Mittel, durch die ihn Omitschund geltend machte, schienen Diejenigen, mit denen er zu thun hatte, von jeder Rücksicht auf Gerechtigkeit und Ehre loszusprechen; aber wie sie handeln sollten, war eine schwierige Frage, denn das Leben vieler Personen und selbst die Existenz der Engländer in Bengalen stand auf dem Spiele. Clive rieth auf der Stelle zu dem Auskunftsmittel eines fingirten Vertrages. Dieser Gedanke fand Beifall, und zwei Verträge wurden entworfen: ein erster, in welchem Omitschund's keiner Erwähnung geschah, auf weißes Papier geschrieben, und ein anderer, der ihn täuschen sollte, auf rothem Papier. Der Admiral unterzeichnete den ersteren, weigerte sich aber, seine Unterschrift dem letzteren beizufügen. Da jedoch das Fehlen seines Namens den Verdacht Omitschund's hätte erregen können, ward derselbe von dem Comité unterzeichnet. Omitschund ließ sich täuschen, wie zu erwarten war, und als er bald darauf nach Kalkutta kam, ward er mit dem Anscheine der größten Herzlichkeit empfangen.

Da nun alles endgiltig verabredet war, und Mihr Dschaffier versprochen hatte, sich mit einem ansehnlichen Corps von dem Subahdar zu trennen, um zu den Engländern zu stoßen, so rückten die Truppen von Kalkutta, durch 150 Matrosen von der Flotte verstärkt, am 12. Juni nach Tschandernagore. Von hier aus schrieb Clive an den Subahdar einen Brief, in welchem er ihm seinen Wortbruch vorwarf, ihm aber anbot, ihre Streitigkeiten Mihr Dschaffier, Roy Dullub und Anderen zur schiedsrichterlichen Entscheidung vorzulegen. Schließlich sagte er ihm, daß er bei dem nahe bevorstehenden Anfang der Regenzeit es für nothwendig finde, ihm sogleich seine Aufwartung zu machen. Da Mr. Watts gerade um diese Zeit seine Abreise von Murschidabad bewerkstelligt hatte, wußte der Subahdar, wie er den Brief auslegen sollte, und rückte mit seiner ganzen Armee bis Plassy vor.

Clive's Streitkräfte bestanden aus ungefähr 3000 Mann, mit neun Geschützen. Da Mihr Dschaffier keine Miene zu machen schien, zu ihm zu stoßen, so wurde er etwas unruhig, und am 21. rief er einen Kriegsrath zusammen, dem er die Frage vorlegte, ob es besser sei, den Nabob ohne Beistand anzugreifen, oder zu warten, bis eine einheimische Macht

zu ihnen stoße, womit er die Maratten meinte. In einem solchen Kriegsrath pflegt gewöhnlich der jüngste Officier seine Meinung zuerst zu sagen, und die übrigen pflegen, dem Range nach, zu folgen. Aber Clive ergriff zuerst das Wort, und sprach sich zu Gunsten des Verzuges aus. Seine Autorität war jedenfalls von Gewicht, und dreizehn von zwanzig stimmten mit ihm, während sieben, und unter ihnen Coote, für sofortigen Angriff waren. Der Kriegsrath ging auseinander, und, so seltsam es erscheinen mag, kurz darauf ertheilte Clive den Truppen Befehl, aufzubrechen, und über den Fluß zu gehen. Mr. Scrafton, der bei der Armee war, sagt, dieser veränderte Entschluß sei die Folge eines von Mihr Dschaffier eingetroffenen Briefes gewesen; Orme berichtet, daß nach dem Auseinandergehen des Kriegsraths sich Clive allein in ein nahes Wäldchen zurückzog, dort fast eine Stunde in tiefem Nachdenken verweilte, und dann den Truppen Befehl zum Aufbruch gab, und Coote giebt an, daß eine Stunde nach Beendigung des Kriegsraths Clive ihm seinen Entschluß mitgetheilt habe, nächsten Morgen zu marschiren, während Clive selbst erklärt, daß er vierundzwanzig Stunden gebraucht habe, um einen Entschluß zu fassen. Sei dem, wie ihm wolle, die Truppen gingen am 22. über den Fluß, und erreichten eine Stunde nach Mitternacht Plassy, wo sie in einem Wäldchen von Mangobäumen Stellung nahmen.

Während der Nacht überzeugten sie die Klänge kriegerischer Musik, daß die Armee des Subahdar's in ihrer unmittelbaren Nähe war. Mit Tagesanbruch (am 23.) sah man sie in vielen Colonnen, in deren Zwischenräumen Kanonen aufgestellt waren, zum Angriff vorrücken. Eine Partei von vierzig oder fünfzig „französischen Landstreichern", wie Orme sie nennt, bildete die Spitze, und ihr Anführer, ein Officier, Namens Sinfray, rief den Truppen des Subahdars zu, ihnen zu folgen; aber sie trauten einander nicht, und er rief vergebens. Mehrere Stunden lang wurde eine Kanonade auf die Engländer unterhalten, die hinter einer hohen Schlammbank Schutz fanden. Bald darauf zog der Feind seine Geschütze zurück, und näherte sich seinem Lager. Aber die Franzosen behaupteten immer noch ihren Posten, bis eine Abtheilung unter Major Kilpatrick eine Bewegung gegen sie machte, worauf sie sich mit ihren Kanonen zurückzogen. Die ganze englische Streitmacht rückte nun vor. Sie eröffnete eine Kanonade auf das feindliche Lager, nahm eine Ecke desselben

und eine dabei liegende Höhe in Besitz, und nun floh die ganze feindliche Armee in wilder Verwirrung, und überließ dem Sieger das Lager mit seinem ganzen Inhalt. Sechs Meilen ward die Verfolgung fortgesetzt; der Verlust des Feindes betrug ungefähr 500 Mann; die Engländer hatten gegen siebzig Todte und Verwundete, meistens Sipoys. Das war die Schlacht von Plassy, welche England ein Reich erwarb.

Suradsch-ed-Daulah hatte, wie Clive bemerkt, „kein Vertrauen zu seiner Armee, und seine Armee kein Vertrauen zu ihm." Als sein treuester General, Mudun Khan, durch eine Kanonenkugel ums Leben kam, schickte er nach Mihr Dschaffier, warf ihm seinen Turban vor die Füße, und flehte ihn bei dem Andenken Aliverdi's, ihres Verwandten, allen Zwist zu vergessen und seinen Thron zu vertheidigen. Dschaffier versprach es natürlich, und rieth ihm, seine Truppen zurückzurufen, und am nächsten Morgen den Kampf zu erneuern. Dies geschah, und die Folge war, daß die Engländer vorrückten. Roy Dullub schlug ihm vor, sich nach Murschidabad zurückzuziehen; zu diesem Schritt drängten ihn auch seine eigenen Befürchtungen, und das unausbleibliche Ergebniß war der Sieg der Engländer; denn orientalische Truppen fechten nie, wenn ihre Führer sie verlassen.

Mihr Dschaffier hatte während aller dieser Vorfälle ein doppeltes Spiel gespielt. Als er dem Subahdar den eben erwähnten Rath ertheilte, schrieb er an Clive, und forderte ihn auf, das Lager ungesäumt anzugreifen. Aber der Brief erreichte seine Bestimmung nicht, und der Angriff fand auf den eigenen Entschluß der englischen Führer statt. Er hielt auch seine Truppen von den übrigen getrennt; aber sein Gewissen machte ihn argwöhnisch, und als er nach dem Siege seine erste Zusammenkunft mit seinen Verbündeten hatte, erfüllten ihn die militairischen Ehrenerweisungen, mit denen man ihn empfing, mit Schrecken, und er legte ihn unverkennbar an den Tag. Er erholte sich jedoch wieder, als Clive ihn mit vieler Herzlichkeit als Subahdar begrüßte. Wenige Tage später (am 29.) installirte ihn Clive in aller Form auf dem Musnud in Murschidabad.

Der unglückliche Suradsch-ed-Daulah fand bei seiner Ankunft in der Hauptstadt Niemand, der ihm treu blieb, und in der Nacht des 24., als Mihr Dschaffier bereits in der Stadt eingezogen war, verließ er sie

heimlich, nur begleitet von einem Verschnittenen und einem seiner Kebsweiber, in der Absicht, sich zu Mr. Law zu begeben. Aber in der Nähe von Radschmahal erkannte ihn ein Frommer, dem er vor einigen Monaten Nase und Ohren hatte abschneiden lassen, und verrieth ihn an den Gouverneur der Stadt, der ein Bruder Mihr Dschaffier's war. Der unglückliche Fürst ward festgenommen, und nach Murschidabad geschickt. Dschaffier fühlte einiges Mitleid mit ihm; aber sein Sohn Mirum, ein Jüngling von grausamem und gewaltthätigem Charakter, zeigte keines, und ließ ihn auf der Stelle hinrichten, wie man sagt, ohne Wissen seines Vaters. Suradsch-ed-Daulah hatte noch nicht sein zwanzigstes Jahr vollendet und nur vierzehn Monate regiert.

Was nun hauptsächlich zu thun übrig blieb, war die Vertheilung der in dem Vertrage ausgemachten Geldzahlungen. In der Schatzkammer fand man 150 Lak Rupien, jedenfalls eine große Summe, aber lange nicht so viel, als man erwartet hatte, und viel zu wenig, um die Ansprüche der Engländer zu befriedigen. Man kam daher überein, daß eine Hälfte ihrer Forderungen gleich bezahlt werden sollte, zwei Drittel in Geld, und ein Drittel in Silberzeug, Juwelen und Gold, der Rest in drei gleichen Jahreszahlungen. Siebenhundert Kisten mit Geld und Geldeswerth gefüllt, wurden in hundert mit Flaggen geschmückten Booten mit Musik den Fluß hinab nach Kalkutta gebracht. Clive empfing um diese Zeit von Mihr Dschaffier ein weiteres Geschenk von 16 Lak Rupien*), was mit 2 Lak, seinem Antheil an dem, was die Armee erhielt, und 2, 80,000 Rupien, seinem Antheil als Zweiten im Rathe, eine Summe von 230,000 Pfund Sterling macht. Mr. Watts erhielt ebenfalls ein Geschenk von 8 Lak.

Unter Denen, die bei der Vertheilung des Inhaltes der Schatzkammer anwesend waren, befand sich Omitschund, keineswegs der am wenig-

---

*) Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er dieses Geld verlangte; jedenfalls deutete er an, daß er es zu haben wünschte. Im Jahre 1773, als er sich im Unterhause vertheidigte, äußerte er die merkwürdigen Worte: „Wenn ich daran zurückdenke, wie ich die Schatzkammer des Nabobs in Murschidabad betrat, und rechts und links Haufen von Gold und Silber, gekrönt mit Juwelen, glänzen sah, bei Gott!“ rief er aus, und schlug sich heftig vor die Stirn, „so erstaune ich diesen Augenblick noch über meine Mäßigung.“ Leben Clive's I. 313.

sten Betheiligte. Er schwelgte in Hoffnungen, und glaubte schon, Millionen Rupien in den Händen zu haben. Als der Vertrag, in dem er nicht erwähnt war, verlesen worden, wurde er unruhig. „Das kann der Vertrag nicht sein," sagte er; „es war ein rother, den ich gesehen habe." „Ja, aber das ist ein weißer," gab Clive kühl zur Antwort; dann wendete er sich zu Scrafton, der die Sprache der Eingebornen besser sprach, als er, und setzte hinzu: „es ist jetzt Zeit, Omitschund zu enttäuschen;" Scrafton fuhr darauf gleich weiter fort: „Omitschund, der rothe Vertrag ist falsch; Ihr bekommt nichts." Der unglückliche Getäuschte sank ohnmächtig in die Arme seiner Dienerschaft, die ihn in seinen Palankin, und von da nach Hause schaffte, wo er mehrere Stunden lang in Betäubung liegen blieb. Einige Tage später besuchte er Clive, der ihm rieth, eine Pilgerfahrt anzutreten. Er that dies, kehrte wahnsinnig zurück, und starb vor Ablauf von anderthalb Jahren. *)

„Die beiden Millionen Rupien, die er erwartete, hätte man ihm auszahlen, und ihn in Dunkelheit und Verachtung seinen Reichthum genießen lassen sollen." Das ist die Meinung Orme's, eines Freundes von Clive. Wir fürchten jedoch sehr, daß, wenn dies geschehen wäre, die meisten Personen, wie die Menschen einmal sind, die Großmuth Clive's und seiner Genossen äußerlich zwar sehr bewundert, im Innersten ihres Herzens aber verurtheilt, und gesagt haben würden, daß ihm geschehen sei, wie er verdient hätte. Das Beste war vielleicht, sich mit ihm wegen einer kleineren und weniger übertriebenen Summe zu vergleichen. Was die gegen ihn ausgeübte Täuschung betrifft, so muß sie ihre Rechtfertigung in der Nothwendigkeit, diesem gefälligsten aller Rechtfertigungsgründe, suchen.

---

*) Orme II. 182. Wir halten Mr. Wilson's Behauptung nicht gerechtfertigt, daß Clive's Brief vom 6. August, in welchem er Omitschund als eine Person erwähnt, „die fähig ist, große Dienste zu leisten, und deshalb nicht ganz unberücksichtigt bleiben kann," die Richtigkeit dieses Berichts verdächtig macht, denn dies war vor seiner Rückkehr von der Pilgerfahrt geschrieben.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Krieg im Karnatik. — Entsatz von Tritschinopoly. — Ankunft des Grafen Lally. — Einnahme des Forts St. David. — Krieg gegen Tandschore. — Belagerung von Madras. — Einnahme von Masulipatam. — Menterei in der französischen Armee. — Ankunft Coote's. — Einnahme von Wandewasch und Karangoly. — Schlacht von Wandewasch. — Belagerung und Einnahme von Ponditscherry. — Vernichtung der französischen Macht in Indien. — Schicksal Lally's.

Während die Macht der Engländer in dieser Weise Fortschritte machte, dauerten die Feindseligkeiten im Karnatik fort. Capitain Calliaud, der gegen einen aufrührerischen Bruder des Nabobs im Felde stand, machte sich bereit, nachdem sein erster Angriff auf Madura fehlgeschlagen war, einen zweiten Versuch zu machen, als er erfuhr (21. Mai), daß die Franzosen vor Tritschinopoly erschienen waren, wo Capitain Smith, der daselbst Commandirende, nur mit 165 Europäern und 700 Sipoys stand, während er 500 französische Gefangene zu bewachen hatte, und die Angreifer 1150 Europäer und 3000 Sipoys mit mehreren Stücken Geschütz zählten.

Calliaud erhielt diese Nachricht um drei Uhr früh, und um sechs Uhr war er auf dem Marsch; Zelte und Gepäck ließ er zurück; die Mannschaften trugen ihre Lebensmittel, und einige wenige Ochsen die Munition. Um sechs Uhr Abends, am 25., war er nur noch zwölf englische Meilen von Tritschinopoly. Aber jetzt entstand die Hauptschwierigkeit. Die Truppen des Feindes waren so aufgestellt, daß sie jeden Weg, auf dem man sich der Stadt nähern konnte, beherrschten, und ihre Spione befanden sich mitten unter den Engländern. Diesen letzteren Umstand kannte Calliaud recht gut, aber er stellte sich, nichts zu wissen, und nachdem er sich anscheinend für einen Weg bestimmt hatte, marschirte er denselben sechs Meilen. Die Spione entfernten sich mit Einbruch der Nacht mit dieser Nachricht, und die Franzosen sammelten ihre Streitkräfte an dem Punkte, wo sie glaubten, daß die Engländer erscheinen würden. Aber Calliaud verließ die eingeschlagene Straße, marschirte über überschwemmte Reisfelder, wo die Leute bis über das Knie im Schlamm waten mußten, und nur eine englische Meile die Stunde zurücklegen konnten, und erreichte das Fort mit Tagesanbruch, wo die Salve von einundzwanzig Kanonen

schüssen, welche ihre Ankunft begrüßte, den Franzosen sagte, daß sie überlistet waren. Calliaud war von körperlicher und geistiger Anstrengung so erschöpft, daß er sich von zwei Grenadieren unterstützen lassen mußte, als er sich in das Fort begab. Die Franzosen aber kehrten nach Ponditscherry zurück, als sie sahen, daß ihr Versuch fehlgeschlagen war.

Jetzt erschien der Badschi Rao, und verlangte Tschaut von dem Nabob, der sich dazu verstand, 2 Lak Rupien baar zu bezahlen, und für weitere 2½ Anweisungen auf die Poligars und Andere zu geben. Als dies abgeschlossen war, muthete er seinen englischen Verbündeten zu, seinen Antheil aus den ihnen für die Kriegskosten angewiesenen Einkünften zu bezahlen. Dazu hatten sie sehr wenig Lust, aber, wie Orme sagt, „sie hatten keine Wahl, als zu zahlen, oder zu kämpfen;" sie entschieden sich für das Erstere, obgleich Morari Rao und andere Häuptlinge ihnen Hilfe anboten, und Badschi Rao reiste ab, beladen mit baarem Gelde und Wechseln.

Am 28. April 1758 erschien ein französisches Geschwader von zwölf Segeln auf der Rhede von Fort St. David. Es hatte Truppen, und den zum General-Statthalter der französischen Besitzungen in Indien ernannten Grafen von Lally an Bord. Letzterer begab sich sofort mit zwei Schiffen nach Ponditscherry. Die übrigen machten Anstalt, ihm zu folgen, als sie sich von der englischen Flotte von Bengalen, unter dem Befehl des Admiral Pocock*), angegriffen sahen. Das Gefecht blieb ohne Entscheidung, und nach demselben gelang es den Franzosen, Ponditscherry zu erreichen, da die Takelage der englischen Schiffe sehr beschädigt war. Der Befehlshaber des französischen Geschwaders, d'Aché, ließ sich von Lally nur sehr schwer bereden, wieder in See zu stechen, und als er es that, segelte er nicht zum Angriff gegen die englische Flotte, sondern steuerte, mit Benutzung eines Windes, der sie fernhielt, nach dem Fort St. David, welches Lally nach der Einnahme von Cuddalore belagerte. Er hatte das Fort mit 2500 Europäern und ungefähr ebensoviel Sipoys eingeschlossen; die Besatzung bestand aus mehr als 600 Europäern, 1600 Sipoys und anderen eingebornen Truppen, die unter dem Befehle des Majors Polier, eines Schweizerofficiers im Dienste der

*) Admiral Watson war gestorben.

Compagnie, standen. Während der ersten Zeit der Belagerung hatte die Garnison ihre Munition in der leichtsinnigsten Weise vergeudet, und, wie Orme sagt, „Nacht und Tag auf Alles, was sie sah, hörte oder argwöhnte, geschossen,“ sodaß sie dieselbe sehr eintheilen mußte, als sie ihrer am meisten bedurfte. Von den eingebornen Truppen waren viele desertirt; die Europäer waren meistens berauscht und ungehorsam, und der Wasservorrath ging aus. Als nun die französische Flotte erschien, fürchtete man, sie werde noch mehr Truppen an das Land setzen, und alsdann würde ein allgemeiner Sturm stattfinden, dem die Besatzung keinen Widerstand leisten konnte. Man faßte daher den Entschluß, zu capituliren; am folgenden Tage (2. Juni) ergab sich das Fort dem Feinde und Lally begann sofort, die Befestigungen zu schleifen. Dewi Kottah widerstand ebenfalls nicht, und nun zog Lally, wie sein Vorgänger Dupleix, in einem Triumphzug in Ponditscherry ein, auf welchen ein Tedeum und ein glänzendes Festmahl folgten.

Da der Mangel an Geld das größte Hinderniß weiterer Operationen war, beschloß Lally, um sich welches zu verschaffen, eine Verschreibung, die der Radschah von Tandschore dem verstorbenen Tschunda Sahib ausgestellt hatte, und die in seinen Besitz gekommen war, einzucassiren. Er erklärte daher dem Radschah den Krieg, der die Engländer um Hilfe anrief, welche sehr bald erschienen, wurde zwar alsbald wieder mit Lally über einen Angriff auf Tritschinopoly einig, entzweite sich jedoch abermals mit ihm, und Lally drohte endlich, ihn nebst seiner ganzen Familie nach Isle de France zu schicken. Dies wendete ihn wieder den Engländern zu, und neue Truppen erschienen vor Tritschinopoly zu seiner Hilfe. Bald darauf berief Lally einen Kriegsrath zusammen, um über die Frage, ob man stürmen oder sich zurückziehen sollte, zu entscheiden, und wie zu erwarten stand, empfahl der Kriegsrath das Letztere. Die Kranken und Verwundeten wurden sogleich fortgeschickt, und der folgende Tag (der 10. August) war zum Aufbruch der Hauptmasse der Truppen bestimmt.

Da Monakdschi, der Anführer der Tandschorier, diesen Entschluß erfuhr, ersann er einen Plan, einen Angriff auf das französische Lager zu machen. Er begann mit einem verrätherischen Streich, indem er fünfzig Reiter abschickte, die sich als Deserteure ins französische Lager einschleichen und den französischen Befehlshaber ermorden sollten; aber sie wur-

den durch Zufall entdeckt und in Stücken gehauen, und als dann die Tandschorier ihren Angriff machten, ward er auf allen Punkten zurückgewiesen. Lally bewerkstelligte seinen Rückzug, obgleich nicht ohne Verluste. Um die Schmach dieser Schlappe wieder auszuwischen, führte er seine Truppen gegen Arcot, in dessen Besitz er durch freigebige Versprechungen gelangte, die er dem dort befehligenden Officier machte. Nachdem er von verschiedenen Seiten einige Geldzufuhren erlangt, beschloß er, nun zur Belagerung von Madras zu schreiten, und gegen Mitte Decembers erschien er mit 2700 Europäern und 1000 Eingebornen vor dieser Stadt. Die Besatzung bestand aus ungefähr 1800 Europäern, 2200 Sipoys und 200 Reitern des Nabobs, und ward vom Obersten Lawrence befehligt.

Ohne Widerstand bemächtigten sich die Franzosen der schwarzen Stadt. Hier fanden sich große Vorräthe von Arac vor, worin sich die Mehrzahl der Europäer berauschte, und da man sie von dem Fort aus in den Straßen herumwanken sah, schlug Oberstlieutnant Draper vor, einen Ausfall zu machen. Lawrence gab seine Zustimmung, und 500 Mann wurden ausgewählt und unter den Befehl Draper's gestellt, während hundert Andere unter Major Brereton zur Unterstützung folgten. Der Angriff kam dem Feinde ganz unvermuthet, und er litt von dem Feuer der Engländer beträchtlich. Ein französisches Regiment, das sie aufhalten sollte, wich und floh, und nun rief Draper seinen Leuten zu, mit Schießen aufzuhören, und ihm zu folgen, um vier Geschütze des Feindes in Besitz zu nehmen. Er eilte voran, und schoß sein Pistol auf den feindlichen Officier ab, der sein Feuer erwiderte. Jetzt erst bemerkte Draper, daß ihm nur vier seiner Leute gefolgt waren. Die Franzosen faßten wieder Muth und machten Kehrt, und die Engländer mußten sich schließlich mit einem Verlust von 200 Mann an Todten und Gefangenen zurückziehen. Unter den Gebliebenen befand sich Major Polier, der, um die Schmach der Uebergabe von Fort St. David wieder gutzumachen, Draper als Freiwilliger begleitet hatte. Die Franzosen zählten ungefähr 200 Todte und Verwundete, und Graf d'Estaigne, einer ihrer tüchtigsten Officiere, gerieth in Gefangenschaft. Lally warf die Schuld auf Bussy, (den er aus dem Dienste des Nisams zurückberufen hatte), weil er Lally's eigenes Regiment nicht rechtzeitig zur Unterstützung herangeführt

habe; aber Bussy schützte Mangel an Befehl vor. Ein Officier, Namens Murphy*), rieth, einen allgemeinen Nachtangriff in vier Abtheilungen zu machen, und Orme hält es für ein Glück für die Engländer, daß man seinen Rath nicht befolgte.

Am 2. Januar 1759 begann Lally, das Fort aus den von ihm errichteten Batterien zu beschießen. Die Vertheidigung leiteten mit Geschick Mr. Pigot, der Gouverneur, und Oberst Lawrence. Häufige Ausfälle fanden statt, und die Truppen in Tschinglepüt, das Lally einzunehmen versäumt hatte, so wie Sipoys des Mohamed Jsuff und einige des Nabobs, nebst Abtheilungen der Reiterei von Tandschore, störten die Verbindungen der Belagerer mit Ponditscherry sehr. Major Calliaud befand sich damals in Tandschore, bemüht, den dortigen Radschah zu einer Vermehrung seiner Truppen zu bewegen; aber dieser glaubte, das Glück der Engländer sei im Sinken, und da die eingebornen Banquiers derselben Meinung zu sein schienen, sah sich Calliaud außer Stand gesetzt, das für die Truppen erforderliche Geld zusammenzubringen, wenn der Radschah sie schicken sollte. Seine Sendung hatte daher so gut wie gar keinen Erfolg; aber mit der wenigen Mannschaft, die er sammeln konnte, und einer Abtheilung Sipoys von Tritschinopoly kam er am 7. Februar nach Mount St. Thomas, und übernahm den Befehl über die dortigen Truppen, die Lally mit den Fliegen verglich, die, wenn sie auf der einen Seite fortgetrieben wären, auf der anderen Seite wieder kämen.

Lally beschloß, einen Versuch zu machen, sich von ihnen zu befreien, und am Morgen des 9. schickte er zwei Truppenabtheilungen gegen sie, die ein Verwandter und Namensvetter von ihm befehligte. Die eine bestand aus 1200 Sipoys und 500 eingebornen Reitern, die andere aus 600 Fußgängern und 300 Reitern, lauter Europäern. Calliaud hatte 2500 Sipoys, 2200 Mann eingeborne Reiterei, 103 Europäer und zehn englische Cavaleristen, unter Rittmeister Vasserot. Seine eingeborne Reiterei stürzte, als sie den Feind erblickte, in unordentlichem Haufen mit wildem Geheul und die Säbel schwingend, auf ihn los. Aber eine Carabinersalve aus dem ersten Gliede der französischen Cavalerie,

*) Wahrscheinlich ein Irländer von der irländischen Brigade.

von welcher vier oder fünf der Angreifer fielen, machte sie ebenso schnell das Weite suchen, und Calliaud blieb mit seinen zehn Reitern allein auf dem Platze. Mit diesen rückte er in eine Umzäunung ein; der Kampf dauerte mit wechselndem Erfolg den ganzen Tag fort, und des Abends räumten die Franzosen das Feld. Da die Engländer fast ihre ganze Munition verschossen hatten, führte Calliaud seine Leute während der Nacht nach Tschinglepnt zurück, nachdem er Feuer angezündet hatte, um den Feind zu täuschen.

Lally lag jetzt fast zwei Monate vor Madras. Eine Bresche war gelegt; aber seine Officiere erklärten, daß sie zwar prakticabel, aber nicht zugänglich sei, und gaben zugleich die Meinung zu erkennen, daß sie mit ihren gegenwärtigen Streitkräften das Fort nicht einnehmen könnten. Lally war bei seinen Officieren wegen seines Stolzes und seiner Grobheit verhaßt; die Ausreißerei nahm bei den Sipoys täglich überhand, und die Europäer drohten, ihrem Beispiele zu folgen. Er beschloß daher, die Belagerung aufzuheben, vorher aber die schwarze Stadt in Brand zu stecken. Das Erscheinen des Admirals Pocock mit Verstärkung am 16. rettete jedoch den Stadttheil der Eingebornen. Nachdem der Feind die ganze Nacht hindurch ein heftiges Feuer unterhalten hatte, marschirte er den Tag darauf nach Arcot ab, und zwar in solcher Eile, daß er zweiundfünfzig Kanonen und hundertfünfzig Fässer Pulver zurückließ. Auch vier verwundete und kranke Europäer blieben zurück, die Lally in einem Briefe der Menschlichkeit des englischen Gouverneurs empfahl, und die eine solche Behandlung fanden, daß er trotz seines Stolzes und seiner Rauhheit seine Dankbarkeit dafür zu erkennen gab. So endigte die letzte Belagerung von Madras.

Die Engländer erschienen bald wieder im Felde, diesmal unter Major Brereton, da sowohl Lawrence wie Draper krank waren. Die Franzosen unter dem Marquis de Soupires wagten nicht, ihnen entgegenzutreten, und sie nahmen Kondscheveram durch Sturm ein. Gegen Ende Mai bezogen beide Armeen Cantonnirungen.

Während diese Ereignisse stattfanden, erfuhr Lally, daß Masulipatam den Engländern in die Hände gefallen, und so dem französischen Einfluß in den Sirkars ein Ende gemacht worden war. Einer der Radschahs dieses Landes, Namens Amunderas, war von Bussy beleidigt wor-

den, und hatte seine Abreise benutzt, um Wisagapatam anzugreifen und wegzunehmen. Er schickte sofort nach Madras um Hilfe, und versprach den Engländern, ihnen den Platz zu übergeben. Da Fort St. David damals gerade gefallen war, und man jeden Augenblick einen Angriff auf Madras erwartete, so wies man seine Anerbietungen zurück. Er wendete sich nun an Clive, der sich sofort bereit erklärte, ihm beizustehen, und 500 Europäer und 2000 Sipoys mit dreißig Geschützen, unter dem Befehl des Oberstlieutnants Forde, gingen im Monat September zur See nach Wisagapatam ab. Sie stießen zu des Radschahs „Gesindel", wie Orme sehr unehrerbietig seine Truppen nennt, und nach den gewöhnlichen Streitigkeiten wegen des Geldes rückten sie gegen die französischen Truppen unter Conflans, den sie bei Peddabore vollständig schlugen. Sie marschirten dann vierzig Meilen weiter, um Radschamundra am linken Ufer des Godaweri, anzugreifen; aber die Franzosen räumten es bei ihrer Annäherung, und zogen sich über den Fluß nach Masulipatam zurück. Mangel an Geld hemmte für einige Zeit die Fortschritte Forde's, und unterdessen hatte der Subahdar seine Streitkräfte am Kistna versammelt, um es zu entsetzen. Forde rückte jedoch vor, und kam am 6. März Angesichts der Stadt an. Er war mit dem Bau von Batterien und anderen Vorbereitungen zum Angriff beschäftigt, als plötzlich alle seine europäischen Truppen unter das Gewehr traten, und abzumarschiren drohten, wenn er ihnen nicht die rückständigen Prisengelder auszahle, und sich verpflichte, die ganze Beute von Masulipatam, wenn dasselbe eingenommen würde, ihnen zu überlassen. Durch Versprechungen und Vorstellungen bewog er sie jedoch, zu ihrer Pflicht zurückzukehren, und die Belagerung nahm ihren Fortgang. Am 6. April wurden drei Breschen als gangbar angezeigt, und da es sich herausstellte, daß nur noch auf zwei Tage Munition für die Batterien vorhanden war, und die Nachricht eintraf, daß der Subahdar und die Franzosen, (die sich Radschamundras wieder bemächtigt hatten) sich näherten, so beschloß man, einen Sturmversuch zu machen.

Am 10. wurde den ganzen Tag über das Feuer mit großer Lebhaftigkeit unterhalten, und um zehn Uhr Nachts traten die Truppen unter das Gewehr. Der Hauptangriff fand in drei Abtheilungen, zwei mit europäischen Truppen unter den Hauptleuten Fischer und Yorke, und eine

mit Sipoys unter Hauptmann Maclean, statt. Eine andere Abtheilung unter Hauptmann Knox, und eine fünfte, aus den Truppen des Radschahs bestehend, sollten durch falsche Angriffe die Aufmerksamkeit des Feindes ablenken. Hauptmann Fischer erreichte die Bresche, und nahm von einer Bastion Besitz; hier stieß Hauptmann Yorke zu ihm, der jedoch beinahe sein Leben verlor, da wegen einer Mine ein panischer Schrecken unter seinen Leuten entstand, und sie ihn mit zwei Tambouren ganz allein ließen. Er sammelte jedoch noch sechsunddreißig von ihnen, aber die Franzosen hatten Zeit gefunden, eine Kanone mit Kartätschen zu laden, und verwundeten durch Abfeuern derselben ihn selbst und fünfzehn Andere; außerdem wurden Einige getödtet. Conflans ergab sich jedoch auf Gnade und Ungnade, und die Zahl der Gefangenen überstieg die der Sieger. Ueberfluß von Vorräthen und 120 Stück Geschütz befanden sich im Fort; die andere Beute war beträchtlich.

Salabut Dschung, der nur fünfzehn Meilen entfernt stand, zeigte jetzt Geneigtheit, zu unterhandeln. Oberst Forde begab sich daher in sein Lager, und schloß einen Vertrag mit ihm ab, kraft dessen er Masulipatam und einige andere Districte den Engländern übergab, und sich verpflichtete, die Franzosen aus seinem Dienste zu entlassen, und sie in Zukunft nicht mehr zu verwenden, auch ihnen keine Niederlassungen südlich vom Kistna zu gestatten. Ihrerseits versprachen die Engländer, seinen Feinden weder zu helfen, noch sie zu beschützen. Diese Bedingungen waren ganz zu Gunsten der Engländer, und wären wahrscheinlich nicht so leicht erlangt worden, wenn nicht Nisam Aly, des Subahdars Bruder, dessen Feindschaft gegen Bussy wohlbekannt war, einen Brief von Clive bekommen hätte, der ihn einlud, Oberst Forde zu unterstützen, der schon bis Heiderabad vorgerückt wäre, in der Hoffnung, seinen Bruder zu verdrängen. Der Subahdar forderte Forde auf, ihm einige der englischen Truppen zu überlassen, und behielt auf seine Weigerung die Franzosen bei sich. Es kam jedoch zu einer Verständigung mit Nisam Aly, der in die Statthalterschaft Berar, aus der ihn Bussy verdrängt hatte, wieder eingesetzt ward. Baselut Dschung, ein anderer Bruder, nahm nun die französischen Truppen in seinen Dienst, und begab sich mit ihnen nach dem Süden, um seine eigenen Pläne zu verfolgen. Dies veranlaßte die Engländer, eine Truppenabtheilung unter Major Monson gegen das Fort

Koverpauk zu schicken, das sich zu ihrem großen Erstaunen, denn Niemand erwartete es, auf die erste Aufforderung ergab. Monson führte dann seine Truppen gegen Arcot, wo er ein ähnliches Ergebniß erwartete, aber er täuschte sich in seiner Hoffnung, und kehrte nach Kondscheveram zurück.

Am 10. September kam es zwischen den Flotten Pocock's und d'Aché's zum Gefecht, und die Schlacht blieb, wie gewöhnlich, unentschieden, obgleich die Franzosen flohen. d'Aché zog sich nach Pondítscherry zurück, von wo er, trotz der Vorstellungen und sogar Drohungen Lally's, nach den Inseln segelte. Er ließ sich jedoch bewegen, 400 Afrikaner und 500 Europäer zurückzulassen, welche letztere Lally den „Abschaum des Meeres“ nennt.

In der Nacht des 29. machten die englischen Truppen unter Major Brereton einen Angriff auf Fort und Stadt Wandewasch; aber er schlug vollständig fehl, hauptsächlich in Folge der Feigheit Major Gordon's, der eine der Abtheilungen führen sollte, aber verschwand, sowie das Zeichen zum Vorrücken gegeben wurde. Als Lally Nachricht von dieser verfehlten Unternehmung erhielt, ließ er hundert Kanonenschüsse zu Ehren des von den Franzosen erfochtenen großen Sieges abfeuern, und schickte überall hochtönende Berichte über denselben hin.

Bussy war jetzt unterwegs, um sich mit Baselut Dschung zu vereinigen, und war noch einen Tagemarsch von Arcot entfernt, als er Nachricht von einer unter den dortigen Truppen ausgebrochenen Meuterei erhielt, die sich alsbald in seinem Lager verbreitete. Die Truppen hatten jetzt mehr als einen Jahressold zu fordern und waren schlecht mit Lebensmitteln versehen. Dies rührte in Wirklichkeit von dem großen Mangel an Geld her; aber die Leute glaubten, d'Aché habe viel Geld mitgebracht, und hatten Lally in Verdacht, für sich große Schätze zu sammeln. Sie beklagten sich laut, und als einige Soldaten des Regimente Lothringen wegen anderer Vergehen bestraft wurden, kündigte das ganze Regiment den Gehorsam auf, und besetzte die vor Kurzem von den Engländern eingenommene Stellung. Bald stießen die anderen Regimenter in Wandewasch zu ihnen; sie wählten einen Feldwebel zu ihrem General, einen Sergeanten zu ihrem Generalquartiermeister, ernannten alle anderen Officiere, und beobachteten die strengste Disciplin.

Als Kunde von diesen Vorfällen in Ponditscherry eintraf, gaben Lally, die Mitglieder des Rathes und Andere all ihr Gold und Silberzeug her, und Vicomte Fumel ward an die Meuterer abgeschickt, um mit ihnen zu unterhandeln. Sie hörten ruhig seine Gründe und Vorschläge an, und entschlossen sich, auf den Rath ihres Generals, des Feldwebels, zu ihrer Pflicht zurückzukehren, unter der Bedingung einer Amnestie, der sofortigen Auszahlung eines sechsmonatlichen Soldes, und der Tilgung des Restes nach vier Wochen. Auf diese Bedingungen ging man ein, und die Truppen kehrten nach Wandewasch zurück. Bussy mußte seinen Leuten ebenfalls einen Monat Sold auszahlen, und stehen bleiben, bis er ihnen so viel geben konnte, als die Anderen erhalten hatten. Er vereinigte sich dann mit Baselut Dschung; aber da dieser ein Anleihen von vier Lak Rupien verlangte, konnte er nichts zum Nutzen der Franzosen ausrichten, und er kehrte, verstärkt durch die Franzosen, die bei Baselut Dschung gewesen waren, nach dem Karnatik zurück.

Wie wir gesehen haben, war es Geldmangel, der allen Operationen der Franzosen hemmend in den Weg trat. Jetzt zeigte sich Gelegenheit, eine beträchtliche Summe zu erhalten, und Lally beschloß, sie zu benutzen. Die bevorstehende December-Ernte auf der Insel Seringham versprach, ungewöhnlich reich zu werden, und man schlug den Antheil der Regierung auf sechs Lak Rupien an. Daher ging gegen Ende November eine Abtheilung von 900 Europäern, 1000 Sipoys und 200 eingebornen Reitern unter dem Befehl Crillon's dorthin ab. Keine Nachrichten von seinem Marsch gelangten nach Madras oder Tritschinopoly, bis er fast seinen Bestimmungsort erreicht hatte. Er betrat dann die Insel, und griff die Pagode an, die einige Sipoys und andere einheimische Truppen tapfer vertheidigten. Die Kanonen der Franzosen erzwangen sich jedoch bald Einlaß, und nun benahmen sie sich mit der gewöhnlichen französischen Barbarei. Sie gaben kein Quartier, und als sie Diejenigen, welche das Blutbad überlebt hatten, hinaustrieben, schossen sie auf Einige, während ihre Reiterei Andere verfolgte und niederhieb. Den Officieren muß man jedoch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie das Benehmen ihrer Leute nicht billigten.

Dieser Verlust ward bald durch Erfolge in einer anderen Gegend aufgewogen. Die englischen Streitkräfte waren durch die Auswechslung

von Gefangenen, und noch mehr durch die Ankunft des Obersten Coote, (der aus Bengalen nach England zurückgekehrt war), mit 600 Mann, dem Reste seines Regiments, verstärkt, der es auf seine volle Stärke von 1000 Mann brachte. Er ward zum Befehlshaber in Bengalen ernannt, aber mit der Erlaubniß, in Koromandel zu bleiben, wenn er es für rathsam hielte. Da er sich zu bleiben entschloß, ging Major Calliaud nach Bengalen, wie Clive gewünscht hatte, im Falle Coote in Koromandel zurückblieb.

Coote, welcher den Oberbefehl übernahm, beschloß, die Eroberung von Wandewasch zu versuchen. Die Truppen sammelten sich in Kondscheveram, von wo Major Brereton, während Coote mit dem Hauptcorps nach Arcot marschirte, mit einer starken Entsendung gegen Wandewasch vordrang, und die Stadt ohne Widerstand in Besitz nahm. In dem Fort befehligte ein Killidar oder eingeborner Gouverneur, der außer seinen eigenen Truppen noch ungefähr siebzig Europäer bei sich hatte. Coote ließ gleich nach seiner Ankunft Batterien errichten, die bald einen Wallbruch zu Stande gebracht hatten. Nun forderte man das Fort zur Uebergabe auf, erhielt aber eine trotzige Antwort. Die Beschießung ward fortgesetzt, und am folgenden Morgen schickte der Killidar Unterhändler ab. Coote versprach ihm, wenn er die bei ihm befindlichen Franzosen ausliefern wollte, sollte er seine Statthalterschaft unter den Engländern behalten. Bis zwei Uhr Nachmittags mußte er sich jedoch entschließen. Um diese Stunde traf keine Antwort ein, und die Franzosen erschienen auf den Wällen, und erboten sich, das Fort zu übergeben. Coote schickte eine Abtheilung Sipoys vor, um das Thor zu besetzen; aber sie wurden nicht eingelassen, weil der Schlüssel, wie man behauptete, sich in der Hand des Killidar befinde. Coote war jedoch selbst an der Spitze einer andern Compagnie vorgerückt, und hatte die Bresche erstiegen, und so ward Wandewasch ohne Verlust eines einzigen Mannes eingenommen. Der Killidar hatte den Vertrag unterzeichnet, ehe die Truppen eingerückt waren und hatte, der Billigkeit nach, gewiß ein Recht, an den Vortheilen desselben Theil zu nehmen; aber die Wichtigkeit der Provinz, seine Verwandtschaft mit Tschunda Sahib, seine Feindschaft gegen Mohamed Aly und seine lange Verbindung mit den Franzosen „wogen ungerechterweise,“ sagt Orme, „schwerer, als die einem Vertrage,

von dem er seinen Theil erfüllt hatte, schuldige Achtung." Man brachte ihn als Gefangenen nach Madras, wo er mit Stolz jede Rechenschaft über seine Schätze verweigerte, die er nach einer starken Veste im Gebirge bei Vellore geschickt hatte. Der Nabob sagte, seine Gefangennahme sei von größerer Wichtigkeit, als die Eroberung des Forts; dennoch bot er ihm seine Freiheit für zehn Lak Rupien an.

Von Wandewasch marschirte Coote nach dem Fort Karangoly, fünfunddreißig englische Meilen von jenem entfernt. Nachdem er Bresche gelegt, gestattete er der Besatzung freien Abzug mit allen Kriegsehren, und nahm nur den Sipoys ihre Waffen. Er traf Anstalten, nach Arcot aufzubrechen, wo eine kleine Abtheilung unter Capitain Wood bereits die Stadt besetzt hatte. Aber die Rückkehr Bussy's vereitelte diesen Plan; und da ihn die französische Reiterei und einige Maratten, die sich ihr angeschlossen hatten, sehr belästigten und die Regenzeit eintrat, legte er seine Truppen in Koverpauk und den benachbarten Dörfern in Quartier.

Die beiden Armeen blieben nicht lange unthätig. Frühzeitig im Januar 1760 standen sie sich zwischen Koverpauk und Arcot gegenüber. Lally, dessen Streitkräfte durch die Rückkehr Bussy's und durch die Ankunft des größten Theiles der früher nach Seringham gemachten Entsendungen, die er zurückberufen hatte, eine Verstärkung erhalten hatten, beschloß, Kondscheveram anzugreifen, wo er große Reismagazine der Engländer zu finden glaubte. Durch geschicktes Manövriren gelang es ihm, die Wachsamkeit der Engländer drei Tage lang zu täuschen, während welcher Zeit er dem Ziele seiner Operationen immer näher kam, und in der dritten Nacht brach er mit den Truppen in zwei Abtheilungen nach dem Fort auf. Am andern Morgen nahm er ohne Widerstand von der Stadt Besitz; aber es befanden sich keine Reisvorräthe darin. Die Engländer hatten gar keine Magazine; sie befolgten damals das System, daß jeder Tag für sich selbst sorgen müsse; wenn Lebensmittel zu haben waren, so aß der Soldat; sonst fastete er. In der Pagode von Kondscheveram, welche die Engländer noch besetzt hielten, befanden sich noch einige militairische Vorräthe; aber da die Franzosen keine Geschütze hatten, konnten sie dieselbe nicht angreifen, und sie zogen sich zurück, nachdem sie die Stadt

geplündert und in Brand gesteckt hatten. Ihre werthvollste Beute waren zweitausend Ochsen.

Coote, der einen Angriff Lally's auf Wandewasch vorausgesetzt hatte, brach mit der Reiterei nach Kondscheveram in dem Augenblicke auf, als er Nachricht von dort erhielt, fand Lally aber bei seiner Ankunft schon wieder abgezogen. Dieser Officier bereitete jetzt einen Angriff auf Wandewasch vor, und zwar gegen den Rath des erfahrenen Bussy, welcher behauptete, es sei unmöglich, es Angesichts der ganzen englischen Armee zu nehmen, und vorschlug, da sie an Cavalerie so sehr überlegen wären, und von den Maratten unterstützt würden, die regulairen Truppen zusammenzuhalten, und von der Reiterei die englischen Districte verwüsten zu lassen. Aber Lally war hartnäckig und eingebildet auf seine Meinung; er war eifersüchtig auf Bussy's Beliebtheit, wenn nicht auf seine Talente, und obgleich er anständigerweise nicht vermeiden konnte, ihn um seine Meinung zu fragen, trug er doch Sorge, seinen Rath nie zu befolgen. Bussy's abfällige Meinung entschied daher für den Angriff auf Wandewasch, wohin Lally mit einem Theil seiner Streitkräfte am 4. aufbrach, während Bussy mit dem Haupttrupp in Trivatore zurückblieb. Als Coote Nachricht von Lally's Abmarsch erhielt, nahm er Stellung halbwegs zwischen Wandewasch und Tschinglepút. Lally konnte Bussy kaum Glauben schenken, als er ihn von dieser Bewegung benachrichtigte; als er sich aber von der Wahrheit überzeugte, erlaubte er Bussy, nach seinem Gutdünken zu handeln, und dieser Officier führte seine Truppen nach Wandewasch. Coote beabsichtigte, zu warten, bis der Feind zum Sturm schritte, und alsdann entweder die im Gefecht befindlichen Truppen, oder die zur Deckung auf der Ebene aufgestellten anzugreifen. Bussy, der seinen Plan durchschaute, rieth Lally, die Belagerung zu unterbrechen, und seine Truppen zusammenzuhalten, bis Coote entweder angriffe oder sich zurückzöge. Dieser Rath ward natürlich zurückgewiesen, und Lally beschloß, die Belagerung fortzusetzen.

Gleich nach seiner ersten Ankunft hatte Lally die Stadt angegriffen und eingenommen, hauptsächlich durch seinen persönlichen Muth, eine Eigenschaft, an der es ihm keineswegs mangelte. Er verrammelte die Straßeneingänge nach dem Fort zu, und errichtete eine Batterie; aber da er seine schweren Geschütze aus einiger Entfernung herbeizuholen hatte, konnte er

mit der Beschießung erst am 20. beginnen. Damit hatte er bei Einbruch der Nacht einige Wirkung hervorgebracht, und am nächsten Morgen rückte Coote, welchem Capitain Sherlock, der Befehlshaber im Fort, hatte Nachricht zukommen lassen, mit seiner Reiterei auf Kundschaft vor. Nachdem er weitere Nachrichten von Sherlock empfangen, ertheilte er dem Haupttrupp Befehl, vorzurücken. Wie am folgenden Tage (22. Januar) seine sämmtlichen Streitkräfte versammelt waren, stellte er sich auf einer Ebene, dem Lager der Franzosen gegenüber, in Schlachtordnung auf; aber der Feind blieb unthätig, und selbst die Beschießung des Forts schien aufgehört zu haben. Er ließ nun seine Truppen die Südseite des Wandewaschberges entlang und in der Richtung des Forts weiter marschiren. Er bot abermals die Schlacht an, aber ohne Erfolg, und nachdem er durch das Feuer zweier Geschütze die ihn belästigende französische und Marattenreiterei vertrieben, zog er um den Berg herum, bis er, seinem Plane gemäß, sich so aufgestellt hatte, daß seine eine Seite von dem Feuer des Forts, und die andere von ungangbarem Terrain gedeckt war, während er nach freier Wahl die Batterien, oder das Lager des Feindes angreifen konnte.

Jetzt erkannte Lally seinen Irrthum, beschloß sogleich, das Gefecht zu beginnen, in der Hoffnung, ihn wieder gutzumachen, und als die beiden Armeen sich auf Kanonenschußweite genähert hatten, stellte er sich an die Spitze seiner europäischen 300 Reiter, machte einen großen Bogen und stürzte sich auf die englische Reiterei, unter der sich nur 80 Europäer befanden. Die eingebornen Reiter machten auf der Stelle Kehrt und flohen, aber Capitain Barker, der zwei Geschütze unter sich hatte, führte sie so geschickt, daß gerade, als die Franzosen in vollem Laufe auf die 80 Engländer losstürmten, er ihnen aus nächster Nähe eine Ladung gab, welche sie in solche Verwirrung brachte, daß sie umkehrten und das Feld räumten, und Lally, der zuletzt wich, mit fortrissen.

Lally gab nun seinen übrigen Truppen Befehl zum Vorrücken. Das Regiment Lothringen ging mit einer zwölf Mann breiten Front gegen Coote's Regiment vor, und obgleich es sich in einer Entfernung von fünfzig Schritt von einem verheerenden Feuer empfangen sah, ließ es sich doch nicht aufhalten, bis es mit den Gegnern die Bayonnete kreuzte. Aber hier

behaupteten die Engländer wie immer ihre Ueberlegenheit und die tapfern Franzosen machten Kehrt und flohen in ihr Lager zurück.

Unterdessen traf eine englische Kanonenkugel einen Pulverkarren in einem trockenen Wasserbehälter links von Lally's Regiment, und die Explosion tödtete oder verwundete ungefähr 80 Soldaten. Die Uebrigen flohen und Major Brereton rückte auf der Stelle nach, um den Wasserbehälter zu besetzen. Bussy jedoch, der einige von den Flüchtlingen gesammelt hatte, führte sie wieder ins Gefecht und es entstand ein hartnäckiges Handgemenge; aber die Engländer blieben im Besitz des Wasserbehälters, obgleich ihr tapferer Führer im Kampfe blieb. Das Gefecht dauerte nun zwischen ihnen und dem noch übrigen Rest von Lally's Regiment fort, bis zwei Geschütze auffuhren, um letzteres zu beschießen. Bussy versuchte nun, seine Leute zu einem Angriff vorzuführen, aber sein Pferd erhielt eine Wunde und er sah sich genöthigt, abzusteigen, und jetzt fand er, daß ihm nur 20 Mann gefolgt waren. Er ergab sich einer englischen Partei, die ihn umringte, und so groß war die Achtung, die man ihm zollte, daß er auf der Wahlstatt auf Ehrenwort entlassen und mit einem Paß nach Ponditscherry versehen ward.

Das französische Lager fiel mit seinen Vorräthen, seiner Munition und vierundzwanzig Geschützen den Siegern in die Hände. Der Verlust der Engländer an Todten und Verwundeten betrug ungefähr 200, der der Franzosen gegen 600 Mann. Die Zahl der am Gefecht theilnehmenden Europäer giebt Orme auf 1900 Engländer und 2200 Franzosen, Lally dagegen auf 2500 von Ersteren und 1350 von Letzteren an*).

Coote eroberte zunächst Tschinglepnt, Arcot und andere Forts. Der wichtige Seehafen Karikal ergab sich am 5. April und am 1. Mai war Ponditscherry der einzige Platz, den die Franzosen noch besaßen, und die englische Armee lagerte vier Meilen von dieser Stadt. Sie war vom Vaterland aus bedeutend verstärkt worden und elf Linienschiffe befanden sich jetzt an der Küste. Hoffnung und Vertrauen erfüllten alle Gemüther,

*) Mill, getreu seinem Systeme, seine Landsleute herabzusetzen, nennt Orme's Angabe über die Anzahl der Franzosen eine auf Vermuthung gebaute, während Lally vielleicht hinsichtlich der Angabe seiner eigenen Streitkräfte Glauben verdiene, da er sie Angesichts seiner Feinde veröffentlicht, die ihn hätten widerlegen können. Aber diese Feinde waren ebenfalls Franzosen und seine Angabe ist erwiesenermaßen falsch.

während hinter den Mauern von Ponditscherry nur Mistrauen, Feindschaft und Bitterkeit herrschten. Lally klagte den Gouverneur und den Rath des Unterschleifes und der Bestechlichkeit an; sie antworteten durch Beschuldigungen der Feigheit, Planlosigkeit und Unehrlichkeit. Man erwartete Hilfe von Frankreich, aber vergebens.

Dennoch flößte Lally den Engländern noch solche Achtung vor seinen Streitkräften ein, daß sie nicht wagten, Ponditscherry zu belagern. Er fuhr fort, das Fort mit Lebensmitteln für mehrere Monate zu versehen, und in der Nacht des 4. September unternahm er einen wohlersonnenen Angriff auf das englische Lager, welcher jedoch fehlschlug, hauptsächlich, weil eine seiner Abtheilungen nicht zu rechter Zeit eintraf. Bei den Engländern dagegen kamen immer neue Verstärkungen an und ihre Flotte zählte jetzt siebzehn Linienschiffe.

Die letzten Schiffe von England brachten Oberstlieutenantspatente für die Majore Brereton und Monson von älterem Datum, als das Patent Coote's mit. Aber sie sollten den Befehl nicht übernehmen, solange Coote im Karnatik blieb. Diese unverständige Anordnung war in Unkenntniß des wirklichen Standes der Verhältnisse getroffen worden; denn Coote hatte, wie man zu Hause glaubte, bereits den Oberbefehl in Bengalen übernommen. Monson, in dem wir wenig Achtungswerthes finden werden, erbot sich, sich nach Madras zu begeben, anstatt im Geiste seiner Instructionen, solange die Belagerung dauerte, unter Coote fortzudienen; aber, um der Schwierigkeit ein Ende zu machen, sagte Coote, daß er mit seinem Regiment sogleich nach Bengalen gehen wollte, und als Monson der Präsidentschaft erklärte, daß nach dem Abmarsch dieses Regiments wenig Hoffnung übrig bliebe, Ponditscherry zu nehmen, zeigte sich Coote, nicht dem Beispiele Adlercron's folgend, bereit, es zurückzulassen und allein nach Bengalen abzureisen.

Ponditscherry war, wie die meisten Städte in jenem Theile Indiens, von einer lebendigen Hecke, die aus Bäumen und Stachelpflanzen bestand, umschlossen. Der Nutzen dieser Hecken war, daß sie einen plötzlichen Angriff unmöglich machten. Die von Ponditscherry begann an dem Flusse dem Fort Ariankopang gegenüber, und lief dann um die Stadt herum, bis sie im Norden die Seeküste erreichte. Sie umschloß einen Flächenraum von sieben englischen Quadratmeilen, der Vieh genug ernährte, um

die Besatzung für längere Zeit mit Lebensmitteln zu versorgen. Vier Redouten auf den vier von der Stadt ausgehenden Straßen vertheidigten diese Hecke. Sie und die sie beschützenden Werke wegzunehmen, war für die Engländer von der größten Wichtigkeit. Coote, nach dessen Plane man mit der Eroberung des Forts Arankopang beginnen sollte, hatte den Admiral Stevens bewogen, ihm zu diesem Zwecke 400 Marinesoldaten zu leihen; aber im Rathe fügte er sich Monson's Meinung, die beabsichtigte Expedition unterblieb und die Marinesoldaten kehrten wieder an Bord der Schiffe zurück.

Monson, der den Plan entworfen hatte, die vier Redouten gleichzeitig anzugreifen, verschritt zu seiner Ausführung, sowie er den Befehl übernommen hatte. Der Angriff war zum Theil von Erfolg und wäre es vollständig gewesen, wenn nicht abermals Major R. Gordon im entscheidenden Augenblicke verschwunden wäre. Die Franzosen verließen drei von den Redouten und mehrere Geschütze; aber der Verlust der Engländer war beträchtlich. Monson selbst befand sich unter den Verwundeten, und da der nächste im Rang, Major R. Gordon, sehr bald seine Unfähigkeit dadurch zeigte, daß er die Truppen einem Nachtangriff aussetzte, vor dessen Folgen sie nur ihre eigene verzweifelte Tapferkeit rettete, schrieb Monson sofort an Coote, der sich noch in Madras befand, um ihn aufzufordern, das Commando zu übernehmen. Die Präsidentschaft unterstützte diesen Wunsch und Coote, der keine falschen Ehrbegriffe hatte, fügte sich bereitwillig.

Die Einschließung wurde fortgesetzt und im December machte sich in der Stadt die Hungersnoth fühlbar. Am 27. Mai trieb Lally die Eingebornen, 1400 an der Zahl, aus der Stadt und acht Tage lang trieben sich diese unglücklichen Geschöpfe an der Einhegung herum, nur von Graswurzeln lebend, von den Wachen der Belagerer verhindert, ins Freie zu gelangen und mit Kanonen und Kleingewehrfeuer beschossen, wenn sie sich den Thoren der Stadt näherten. Endlich gestattete ihnen der englische Befehlshaber den Ausgang und die Worte des Dankes, welche die Armen sprachen, waren laut und innig.

Am 30. war ein furchtbares Unwetter; das Meer überschwemmte den Strand, zerstörte die englischen Batterien und Redouten, riß Zelte mit sich fort und verdarb die Munition. Einige Schiffe des Blokade-

geschwaders strandeten; andere wurden sehr beschädigt. Aber die Ueberschwemmung war insofern von guten Folgen, als sie die ganze Umgegend der Artillerie unzugänglich machte, und dadurch der Besatzung verwehrte, einen Ausfall zu machen. Man sparte keine Anstrengungen, um die Schäden auszubessern, und am 12. Januar 1761 eröffneten die Belagerer die Laufgräben. Am 15. Abends erschien eine Waffenstillstandsfahne, welche die Ankunft einer Deputation anmeldete. Die Abgesandten kamen zu Fuße, da sich weder Pferde noch Palankinträger im Fort befanden. Sie überbrachten eine Denkschrift von Lally voller lächerlicher Prahlereien und Beschwerden, daß die Engländer ihr Wort gebrochen hätten, aber zugleich mit dem Anerbieten, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, und eine zweite Schrift von dem Statthalter und dem Rathe, welche um Sicherheit für die Personen, das Eigenthum und die Religion der Bewohner bat. Die Bedingungen wurden bewilligt und am nächsten Tage (18.) nahmen die Engländer Stadt und Citadelle in Besitz. Der Donner von hundert Geschützen von den Schiffen, den Wällen, den Redouten und den Batterien begrüßte die englische Flagge, wie sie sich über der eroberten Stadt entfaltete.

Da die Franzosen die Befestigungen des Forts St. David geschleift hatten, und Lally's Verhaltungsbefehle dahin lauteten, alle maritime Besitzungen der Engländer zu zerstören, so hatte die Compagnie ähnliche Befehle zur Vergeltung erlassen. Daher wurden die Befestigungen von Ponditscherry geschleift. Mr. Pigot nahm die Eroberung für die Compagnie in Anspruch, aber ein Rath von Officieren der Armee und Marine trat zusammen und sprach sich dagegen aus. Er erklärte nun, daß die Präsidentschaft kein Geld für die Unterhaltung der königlichen Truppen und der französischen Gefangenen hergeben würde, und sie mußten nachgeben, obgleich sie gegen seine Berechtigung zu einem solchen Schritte protestirten.

Gingi, Thiagur und Mahé an der Küste von Malabar ergaben sich bald darauf den gegen sie ausgeschickten Truppen; die Franzosen besaßen nun nichts weiter in Indien, als die blosen Handelsfactoreien in Kalikut und Surat, und so waren in einem Zeitraum von weniger als zwanzig Jahren ihre glänzenden Träume eines Reiches im Osten für immer vernichtet.

Und gewiß können wir ohne nationales Vorurtheil sagen, daß es ein Glück für das indische Volk war, daß der Kampf diesen Ausgang hatte. Von allen europäischen Nationen scheinen die Franzosen am wenigsten geeignet zu sein, über ein anderes Volk zu herrschen. Ihre nationale Eitelkeit und der ihnen angeborene Uebermuth machen sie unfähig dazu; sie besitzen nicht die zu einem solchen Behufe nothwendige Würde des Charakters. An dem Benehmen der Engländer in Indien ist unzweifelhaft Vieles zu tadeln; aber viel davon ist unvermeidlicher Unkenntniß zuzuschreiben und der Fortschritt zur Besserung ist langsam aber andauernd gewesen. Hätten dagegen die Franzosen dieselbe Macht in Indien erlangt, so, fürchten wir, würde der Geschichtschreiber ein ganz anderes Bild vorführen müssen, und wir würden über Razzias und Aeußerungen der Gewaltthat, des Uebermuthes und der Grausamkeit zu berichten haben, deren Engländer unfähig sind, und die schließlich mit ihrer Niedermetzelung und Vertreibung geendigt hätten.

Lally kehrte nach Frankreich zurück. Sein Benehmen in Indien war rücksichtslos und übermüthig gewesen und hatte ihm viele Feinde erweckt; aber er hatte sich ehrlich und uneigennützig gezeigt und Beweise von Muth und Geschick gegeben. Das Ministerium und die Compagnie, die ihn nicht unterstützt hatten, beschlossen, ihn zum Sündenbock ihrer eigenen Versäumnisse zu machen und er ward in die Bastille, und alsdann, als ob dies zu ehrenvoll für ihn wäre, in ein gemeines Gefängniß geworfen. Leichtsinnige Anklagen wurden gegen ihn erhoben und das Pariser Parlament verurtheilte ihn zum Tode. Als ihm das Urtheil in seinem Kerker vorgelesen ward, überwältigten ihn Staunen und Entrüstung so sehr, daß er einen Zirkel ergriff, den er eben benutzt hatte und ihn sich in das Herz zu stoßen versuchte; aber man fiel ihm in die Arme. Noch denselben Tag führte man ihn auf einem Düngerkarren durch Paris nach dem Grèveplatz, mit einem Knebel im Munde, damit er nicht zum Volke spreche, und sein Haupt fiel auf dem Schaffot. Voltaire stellte diesen, „mit dem Schwerte der Gerechtigkeit begangenen Mord", wie ihn Orme nennt, blos, und der Sohn des Hingerichteten, Lally Tollendal, wurde in der Hand der Vorsehung ein Werkzeug, die entartete und tyrannische Monarchie, welche das Verbrechen begangen, zu stürzen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Angelegenheiten Bengalens. — Schah Sada's Einfall in Behar. — Krieg mit den Holländern. — Rückkehr Clive's nach England.

Nachdem wir die Ereignisse im Karnatik bis zum Sturz der französischen Herrschaft in Indien erzählt haben, müssen wir jetzt nach Bengalen zurückkehren.

Eine Revolution im Orient begleiten gewöhnlich kleine Erschütterungen im Staate, hervorgerufen von denjenigen, welche Reichthum oder Macht zu gewinnen hoffen, oder zu verlieren fürchten. Dschaffier Khan war ein schwacher Mann und hing zu sehr an seiner Familie und sein Sohn Mirum war als grausam und gewissenlos bekannt. Außerdem hatte es zu des klugen Aliverdi Politik gehört, in wichtigen und gut bezahlten Aemtern Hindu zu verwenden und die Mohamedaner trachteten nach ihren Stellen und ihrem Reichthum. Die Folge war, daß sehr bald Roy Dullub, Abdul Sing, Radschah von Purneah, Radschah Ram, Verweser von Midnapore und Radschah Ram Narrain, Statthalter von Patna, in vollem Aufstande waren und Dschudschah-ed-Daulah von Audh, der jetzt Law und seine Franzosen bei sich hatte, Behar bedrohte. Clive sah sich daher genöthigt, den Nabob mit dem größten Theil seiner Truppen nach Patna zu begleiten, obgleich er dadurch Kalkutta ganz ungedeckt ließ, wenn die Franzosen, wie man fürchtete, eine Truppenmacht gegen dasselbe hätten schicken können. Durch den Einfluß, den die Energie seines Geistes ihm über den wetterwendischen Nabob gab und durch das Vertrauen, das Ram Narrain auf seine Ehre setzte, gelang es ihm, einen Vergleich zu Stande zu bringen und Letzterer blieb im Besitz seiner Statthalterschaft, von der ihn Mihr Dschaffier zu Gunsten seines Bruders hatte entfernen wollen, den Clive „einen größern Dummkopf als er selbst“ nennt. Während seines Aufenthaltes in Patna erlangte Clive auch für die Compagnie das Monopol des Salpeters in dieser Provinz. Es war ganz gewiß ein Vortheil für sie; aber es war auch ein Vortheil für den Nabob, der soviel wie früher erhielt und viel regelmäßigere Zahlung. Clive's Begleiter nach Murschidabad war Roy Dullub gewesen, dem er seinen Schutz versprochen hatte und er begab sich alsdann nach Kalkutta zurück.

Bald nach seiner Rückkehr kam ein Schiff von England an, das die

Anordnungen überbrachte, welche die Directoren nach dem Eintreffen der Nachrichten über die Unfälle in Bengalen getroffen hatten. Das erste Decret vom August 1557 ernannte einen Fünferausschuß, in dem Clive den Vorsitz führen sollte; das zweite vom November entließ Mr. Drake, dessen Unfähigkeit unbestritten war, und ernannte einen Rath von zehn Mitgliedern, von denen die vier älteren der Reihe nach je drei Monate präsidiren sollten. In diesem letzten Erlaß war Clive gar nicht genannt; aber darauf achtete man wenig, und die Mitglieder des Rathes forderten ihn mit Einer Stimme auf, den Vorsitz zu übernehmen, da er allein fähig sei, die Geschäfte in dieser kritischen Zeit zu leiten. Verletzt von der Beleidigung, die seiner Meinung nach die Directoren beabsichtigt hatten, weigerte er sich Anfangs; aber er gab zuletzt seinem Eifer für das gemeine Beste und den vereinigten Bitten aller Stände und Parteien in Bengalen nach. In Wahrheit hatte man ihn gar nicht zurücksetzen wollen. Man glaubte, er sei nach Madras zurückgekehrt, und sowie Nachricht von der Schlacht von Plassy eingetroffen war, und man erfuhr, daß er in Bengalen geblieben, ernannten ihn die Directoren zum Präsidenten.

Bald nachdem dies geschehen, ließ Clive die Expedition unter Oberst Forde nach dem Dekan abgehen, sehr gegen den Willen mehrerer Mitglieder des Rathes, die nur an Bengalen dachten, während er die englischen Interessen in ganz Indien im Auge hatte.

Unterdessen dauerte das Ränkespiel wie gewöhnlich in Murschidabad fort, und Roy Dullub verlor seine Stelle und fiel in Ungnade. Eine Haupttriebfeder bei diesem Umschwung war Nundcomar, ein anderer Hindu und Statthalter von Hughly, der ihn wegen seines Reichthumes und seines Glückes beneidete. Auch seine Hinneigung zu den Engländern war in den Augen des Nabobs und seines Sohnes ein schweres Verbrechen. Gerade um diese Zeit hatte Clive den Nabob nach Kalkutta eingeladen. Er nahm die Einladung an und war kaum abgereist, als Mirum, wie ohne Zweifel verabredet war, Anstalten machte, Roy Dullub's Haus anzugreifen. Mr. Scrafton, der Resident, schickte jedoch eine Compagnie Truppen zu seinem Schutz ab und benachrichtigte Mr. Watts, der sich bei dem Nabob befand. Dieser Fürst leugnete natürlich, etwas von der Sache zu wissen und gestattete Roy Dullub, ihn nach Kalkutta zu begleiten. Einige Zeit darauf erhielt die Familie des Ministers Erlaubniß,

sich zu ihm zu begeben und sein Vermögen blieb von Plünderung verschont. Vermittelst eines verfälschten Briefes, der ein Complot gegen das Leben des Nabobs beweisen sollte, versuchte man alsdann, ihn des englischen Schutzes zu berauben. Aber diesen Kunstgriff durchschaute Clive's Scharfblick sogleich.

Zu Anfang des Jahres 1759 entfloh der Schah Sada, Thronerbe und ältester Sohn des Kaisers von Delhi, müde der Abhängigkeit, in der der Wessir Ghasi-ed-din die kaiserliche Familie hielt und angestachelt von dem Subahdar von Audh, aus der Hauptstadt und beschloß, nachdem er ungefähr 8000 Mann um sich versammelt, einen Versuch zu machen, sich Behars zu bemächtigen. Wie es hieß, hatte Ram Narrain ihn eingeladen und die Seits ihn mit Geld unterstützt; auch behauptete man, daß Law zu ihm gestoßen sei. Auf der anderen Seite flößte das Benehmen seines Sohnes dem Nabob große Besorgniß selbst für sein Leben ein, und seine Truppen waren in Aufruhr und weigerten sich, zu marschiren, wenn ihre Rückstände nicht gezahlt würden. Seine einzige Hilfe war Clive, an den sowohl er, wie Mr. Hastings, der Resident, häufige und dringende Briefe schrieben.

Clive sagte dem Nabob sogleich seine Unterstützung zu und ließ gleichzeitig durch Mr. Amyatt, dem Agenten in Patna, Ram Narrain sagen, daß er auf seinen Schutz gegen den Nabob rechnen könne. Er stellte sich an die Spitze von ungefähr 450 Europäern und 2500 Sipoys und brach nach Patna auf. Die Kunde von seiner Annäherung flößte dem Statthalter, der schon wankte, neuen Muth ein; er schlug die Angriffe des Feindes ab und bald darauf brach der Schah Sada sein Lager ab und trat eiligst den Rückzug an. Zurückgewiesen in Audh, dessen Beherrscher er nicht länger mehr von Nutzen war und von seinem Vater für einen Empörer erklärt, suchte er bei den Engländern Schutz; aber Clive sah sich bei seiner Verbindung mit Mihr Dschaffier genöthigt, ihm denselben zu verweigern; er schickte ihm jedoch ein Geldgeschenk von ungefähr 1000 Pfund Sterling, um durch dessen Hilfe seine Flucht zu bewerkstelligen.

Dieser Kriegszug des Schah Sada war sowohl Mihr Dschaffier, wie Clive von Nutzen. Denn als der Kaiser (oder vielmehr Ghasi-ed-din) davon hörte, ernannte er seinen zweiten Sohn zum Subahdar von

Bengalen ꝛc. und Mihr Dschaffier zu seinem Naib oder Stellvertreter und ließ an Letztern und an Clive, der zum Omrah des Reiches ernannt worden war, Befehl ergehen, diesen Prinzen gefangenzunehmen. Daher thaten Beide, während sie ihre eigenen Interessen verfolgten, ihre Pflicht als gehorsame Unterthanen der Krone. Für Clive war der Hauptvortheil, daß Mihr Dschaffier diese Gelegenheit ergriff, um ihm ein Dschaghir zur Aufrechterhaltung seiner neuen Würde zu schenken. Es bestand aus dem Erbzins des der Compagnie überlassenen Gebietes und wurde auf fast 30 Lak Rupien jährlich veranschlagt.

Zwischen England und Holland herrschte damals Frieden, aber wir dürfen nicht glauben, daß deshalb gegenseitige Feindseligkeiten im Orient unterblieben. Obgleich die Holländer, die ebenfalls von der Habsucht Schudschah-ed-Daulah's gelitten hatten, über seinen Sturz frohlockten und den Engländern Glück wünschten, daß sie ihn herbeigeführt hatten, weigerten sie sich doch, Mihr Dschaffier anzuerkennen, und unterließen die gewöhnliche Begrüßungssalve, als er auf seiner Reise nach Kalkutta an ihrer Factorei Tschinsura vorbeikam. Der beleidigte Nabob verbot ihnen den Handel und sie baten nun, nach ihrer gewöhnlichen Weise, auf das Demüthigste um Verzeihung. Gemeinsame Eifersucht gegen die Engländer zog sie bald wieder enger aneinander. Der Nabob ärgerte sich über die Bevormundung, in der er gehalten wurde. Die Holländer beneideten die Engländer um das Salpetermonopol (obgleich sie jetzt den Salpeter billiger als früher kauften) und sahen es ungern, daß ihre Fahrzeuge — als eine nöthige Vorsichtsmaßregel gegen die Franzosen — englische Lootsen nehmen mußten. Angeblich sollten sie nun miteinander ausgemacht haben, daß die Holländer Truppen von Batavia herüberschicken sollten, um den Engländern das Gegengewicht zu halten, und den Nabob zu unterstützen. Aber dann kam der Einfall Schah Sada's dazwischen, welcher den Nabob bewog, sich viel enger an Clive anzuschließen als bisher, und als Nachricht eintraf, daß die Holländer eine große Expedition in Batavia ausrüsteten, erließ er an den Statthalter von Tschinsura ein Purwannah, welches ihnen den Einlaß in diesen Hafen verbot. Kurz darauf erschien ein holländisches Schiff voll Truppen. Der Nabob erließ ein zweites Purwannah, und die Holländer gaben an, daß sie nur wegen Seenoth einlaufen wollten und bald wieder absegeln würden. Sie

versuchten aber dennoch, Truppen zu landen, sahen sich aber daran durch die Wachsamkeit der Engländer verhindert, welche die Boote durchsuchten und die Soldaten zurückschickten, die sie in denselben fanden.

Zeitig im October, während der Nabob auf Besuch in Kalkutta war, traf die Kunde ein, daß abermals sechs oder sieben holländische Schiffe, „vollgepfropft mit Soldaten“, im Flusse erschienen wären. Der Nabob, der sich bewußt war, daß sie in Folge seiner Aufmunterung kamen, sagte, er wollte auf einige Tage nach seiner Stadt Hughly gehen und sie fortschicken lassen. Anstatt aber dies zu thun, begab er sich nach einem Ort zwischen der Hauptstadt und Tschinsura, wo er die Holländer huldvoll empfing und den Engländern sagen ließ, daß er ihnen einige kleine Handelserleichterungen gewährt habe, und daß sie ihre Schiffe und Truppen fortschicken würden, sowie die Jahreszeit es erlaubte. Aber daß dies Alles bloses Schauspiel war, lag offen dar, denn die Jahreszeit war so günstig, als nur gewünscht werden konnte, und bald darauf traf die Nachricht ein, daß die Schiffe den Fluß hinaufsegelten und daß die Holländer Truppen aller Art anwarben, was ohne das Mitwissen des Nabobs gar nicht geschehen konnte.

Der Leser darf nicht vergessen, daß damals ein Theil der Truppen sich mit Oberst Forde im Dekan, ein anderer in Patna befand und daß die von England nach Bengalen geschickten in Madras geblieben waren, sodaß die Besatzung von Fort William sehr schwach war, und daß nur drei Kriegsschiffe im Flusse lagen. Den Holländern gestatten, den Fluß hinauf zu segeln, hätte jedoch die Herrschaft der Engländer in Bengalen bis in ihre Grundlage erschüttern können, und außerdem schrieb man dem Durbar des Nabobs die Absicht zu, die Nebenbuhler sich gegenseitig schwächen zu lassen und dann zu versuchen, Beide zu verdrängen oder sich im schlimmsten Falle auf die Seite des Stärkeren zu stellen. Auf der anderen Seite war die Möglichkeit vorhanden, besiegt zu werden, und der Zweifel, ob man berechtigt sei, gegen einen Verbündeten Englands Feindseligkeiten zu beginnen, im Fall die Holländer versuchen sollten, an den Batterien vorbeizufahren. Aber während zaghafte Gemüther zauderten und Clive, um ihm sein Vorhaben auszureden, sogar vorstellten, welche persönliche Verantwortlichkeit er übernehme, gab er zur Antwort: „einem öffentlichen Charakter falle zuweilen die Rolle zu,

mit dem Strick um den Hals zu handeln," und beschloß, auf jede Gefahr hin das Interesse und die Ehre seines Vaterlandes aufrechtzuerhalten und den Holländern entgegenzutreten, wenn sie versuchen sollten, im Flusse vorzudringen *).

Aus der Verlegenheit, der angreifende Theil zu sein, sahen sich die Engländer bald von den Holländern selbst erlöst, welche Schiffe, Kanonen und Vorräthe wegnahmen, Gefangene machten und die englische Flagge beseitigten. Daraus schloß man, daß sie Nachricht von dem Ausbruch eines Krieges zwischen den beiden Staaten in Europa empfangen hätten, oder daß sie auf die Hilfe oder die Neutralität des Nabobs rechneten. Da man ihre Pläne nicht kannte, wurde der größere Theil der Truppen unter Capitain Knox in der Charnok- und der Tanna-Batterie aufgestellt, während Oberst Forde, der aus Gesundheitsrücksichten vom Dekan zurückgekehrt war, mit einer andern Abtheilung in der Richtung von Tschinsura abmarschirte, um die holländischen Truppen aufzuhalten, wenn sie unterhalb der Batterien ans Ufer gehen und zu Lande sich diesem Platz nähern sollten. Die drei Schiffe erhielten Befehl, oberhalb der Batterien vor Anker zu gehen, wo Branderboote bereit lagen und andere Vorbereitungen getroffen waren.

Am 21. November legten sich die holländischen Schiffe ein wenig unterhalb der Batterien vor Anker und am 23. setzten sie an dem gegenüberliegenden Ufer 700 Europäer und gegen 800 Bugoffen, d. h. Malaien, ans Land. An demselben Tage erhielt Commodore Wilson Befehl, die Wiederherausgabe der Schiffe, der Mannschaften und des Eigenthumes zu verlangen, oder die holländischen Schiffe, wenn sie sich dessen weigerten, „anzugreifen, zu versenken, zu verbrennen, oder zu vernichten." Den nächsten Tag (24.) übermittelte er den Holländern diese Forderung und als sie dieselbe abschlugen, zögerte der Commodore nicht länger, seine weiteren Verhaltungsbefehle auszuführen. So ungleich die Kräfte waren, hatten doch schon nach zwei Stunden sechs von den holländischen Schiffen die Flagge gestrichen; das siebente segelte den Fluß hinab, ward aber unterwegs weggenommen.

*) Als Clive diesen Entschluß faßte, befand sich fast sein ganzes Vermögen in den Händen der Holländer, durch welche er es nach Europa übermachte.

An demselben Tage mußte Oberst Forde in den Ruinen von Tschandernagore einen Angriff von der Besatzung von Tschinsura aushalten, schlug ihn aber ab und verfolgte die Angreifer bis an die Thore dieser Stadt, die er, unterdessen verstärkt durch Capitain Knox aus den Batterien, einzuschließen Anstalt machte, als er von der Annäherung der Truppen von den Schiffen Kunde erhielt. Obgleich seine gesammten Streitkräfte nicht 4000 Europäer und 800 Sipoys überstiegen, rückte er dem Feinde doch entgegen. Das Gefecht war „kurz, blutig und entscheidend“; denn es dauerte nur eine halbe Stunde und die Holländer verloren an Todten 120 Europäer und 200 Malaien, an Verwundeten 150 und an Gefangenen 350 Europäer mit 14 Officieren und 200 Malaien. Forde kehrte dann zur Belagerung von Tschinsura zurück. Aber die Holländer waren jetzt bereit, nachzugeben; sie desavouirten das Auftreten ihrer Flotte, gestanden zu, der angreifende Theil gewesen zu sein, und erklärten sich bereit zur Bezahlung der Kosten und Schäden. Sie erhielten nun ihre Schiffe zurück.

Doch die Bedrängnisse der Holländer waren noch nicht vorüber. Nach Ablauf weniger Tage näherte sich Mirum an der Spitze eines starken Reitertruppes Tschinsura und stellte seine Forderungen an die Holländer. Sie wendeten sich schriftlich an Clive, um ihn um seine Vermittelung zu bitten. Er brachte einen Vertrag zum Abschluß, der die Zahl der Truppen, welche die Holländer halten durften, auf 125 Europäer festsetzte, und der junge Nabob zog dann wieder ab und belästigte sie nicht weiter.

Clive führte jetzt seinen Plan aus, nach England zurückzukehren und ging, als der reichste Mann, der jemals die Küsten Ostindiens verlassen hat, um sich nach Europa zu begeben, am 25. Februar 1760 unter Segel. Der Nabob, der in ihm seine einzige Stütze sah, beklagte seine Abreise tief, und viele von den Beamten der Compagnie prophezeiten nur zu wahr, als Folge seiner Abwesenheit, Unheil für das Vaterland.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Niederlage des Kaisers. — Tod Mirum's. — Entthronung Mihr Dschaffier's. — Gefangennahme Ram Narrain's. — Der Handel auf eigene Rechnung. — Zwist mit Mihr Kossim. — Angelegenheiten Patna's. — Wiedereinsetzung Mihr Dschaffier's. — Schlacht von Geriah. — Ermordung englischer Gefangenen. — Schlacht von Patna. — Meuterei der Sipoys. — Schlacht von Buxar. — Tod Mihr Dschaffier's. — Sein Nachfolger. — Austheilung der Geschenke.

Nach dem eingeführten Reihenfolgesystem fiel jetzt das Amt eines Statthalters an Mr. Holwell, da die ihm Vorhergehenden gestorben oder nach Europa zurückgekehrt waren. Auch Oberst Forde kehrte zurück und der Oberbefehl in Militairsachen kam an Oberst Calliaud.

Am 18. Januar war dieser Officier in Begleitung eines ansehnlichen einheimischen Truppencorps unter Mirum nach Patna abmarschirt. Denn der frühere Schah Sada, der jetzt Kaiser war, nachdem sein Vater ermordet worden *), lag jetzt wieder vor dieser Stadt. Calliaud hatte an Ram Narrain geschrieben, er möge ein Gefecht vermeiden; aber dieser beachtete den Rath nicht, suchte einen Zusammenstoß und erlitt eine Niederlage. Am 22. Februar entschloß sich Calliaud zu einer Schlacht, in welcher der Kaiser vollständig geschlagen ward, und der Sieg wäre noch vollständiger gewesen, wenn Mirum sich nicht geweigert hätte, seine Reiterei an der Verfolgung Theil nehmen zu lassen. Der Kaiser marschirte nach Bengalen, verfolgt von Calliaud, der ihn zwei- oder dreimal fast einholte und ihn, ohne die Weigerung des Nabobs, Reiterei herzugeben, wahrscheinlich abermals geschlagen hätte. So gelang es ihm, Patna zu erreichen, auf das er, von Law und seinen Franzosen unterstützt, zwei Sturmangriffe machte. Er bereitete einen dritten vor, als die Ankunft einer Abtheilung unter Capitain Knox ihn zum Abzug zwang. Knox marschirte dann gegen den Fuhdschdar von Purneah, der sich dem Kaiser anzuschließen beabsichtigte. Er brachte ihm eine Niederlage bei und Calliaud und Mirum, die unterdessen Patna erreicht hatten, machten sich auf den Weg, um ihn zu verfolgen. Aber hier machte Mirum abermals durch die Verweigerung seiner Reiterei den Erfolg zunichte. Seine Laufbahn war jedoch bald zu Ende. In der Nacht des 2. Juli war ein fürchter-

*) Siehe oben Seite 146.

liches Gewitter, während dessen der Blitz in das Zelt Mirum's traf und alle darin Befindlichen erschlug. Da im Orient sich die Truppen stets bei dem Tode des Feldherrn zerstreuen, beschloß man, das Ableben Mirum's geheim zu halten; es hieß daher, er sei krank und während eines siebentägigen Marsches nach Patna ahnte das Heer niemals die Wahrheit. Als sie bekannt wurde, forderten die Truppen ungestüm ihre Soldrückstände. Sie schimpften auf den Nabob in den erbittertsten Ausdrücken, bedrohten ihn sogar mit dem Tode, und ließen sich nur durch die Bemühungen seines Schwiegersohnes, Mihr Kossim, beschwichtigen, der drei Lak Rupien vorschoß und für den Rest die Bürgschaft übernahm.

So gewaltthätig und gewissenlos Mirum war und obgleich der Nabob in beständiger Besorgniß lebte, durch ihn ums Leben zu kommen, führte jetzt doch sein Ableben zum Sturz der Macht seines Vaters, Mihr Kossim, ein fähiger, ehrgeiziger und keine Bedenken scheuender Mann, hatte, als er das Geld vorschoß, darauf bestanden, an Mirum's Stelle zu treten, und obgleich der Nabob zwei andere Söhne besaß und Mirum einen hinterlassen hatte, sah er sich doch genöthigt, dieser Anordnung seine Zustimmung zu geben. Mihr Kossim war jedoch damit noch nicht zufrieden; er stand im Briefwechsel mit Mr. Holwell, welcher Mihr Dschaffier haßte, und die Entfernung dieses Fürsten wurde beschlossen.

Unterdessen war Mr. Holwell durch Mr. Vansittart von Madras ersetzt worden, den man auf Clive's sehr angelegentliche Empfehlung zu seinem Nachfolger in Bengalen ernannt hatte. Mr. Vansittart war ein Mann von vielen guten Eigenschaften und keineswegs ohne Talent; aber es fehlte ihm das, was für einen Mann in seiner Stellung von der größter Wichtigkeit war — nämlich fester Wille und Energie des Charakters, und er hörte daher bald auf, Herr in seinem Rathe zu sein. Die Ausgaben der Compagnie in Bengalen waren damals sehr groß und ihre Hilfsquellen flossen mit jedem Tage spärlicher; der Nabob, der schlecht wirthschaftete, war natürlich im Rückstand und es ward daher Mr. Holwell nicht schwer, den Gouverneur zu seinen Ansichten zu bekehren und ihn zu bewegen, auf den Plan zur Entthronung dieses Fürsten einzugehen.

Da Mr. Holwell den Plan entworfen hatte, wurde ihm auch der Auftrag, ihn auszuführen. Mihr Kossim erhielt Erlaubniß, nach Kalkutta zu kommen, wo er sich mit Mr. Holwell besprach, der allen seinen Vor-

schlägen zustimmte, mit Ausnahme der Ermordung des Nabobs. Darauf sprach Ersterer die Besorgniß aus, daß Letzterer nicht so sehr sein Freund sei, als er geglaubt habe. Da er jedoch ohne die Engländer nichts thun konnte, verstand er sich dazu, auf diesen Punkt nicht weiter zu bestehen, und man kam überein, daß Mihr Dschaffier den Nabobtitel behalten, die ganze Executivgewalt aber mit dem Amte des Dewan oder Schatzmeisters an Mihr Kossim fallen sollte. Die Compagnie sollte zur Deckung ihrer Kosten die Districte Burdwan, Midnapore und Tschittagong bekommen. Diese Bedingungen genehmigte der auserwählte Ausschuß, und dieser und Mihr Kossim unterzeichneten einen dahin lautenden Vertrag.

Es blieb nun weiter nichts übrig, als Mihr Dschaffier zu benachrichtigen, daß er aufgehört habe, zu regieren. Man hatte erwartet, daß sich Mr. Holwell auch dieser Aufgabe unterziehen würde; aber er schlug es aus verschiedenen Gründen ab und verließ den Dienst der Compagnie. Mr. Vansittart beschloß nun, den Auftrag zu übernehmen und am 14. October traf er in Murschidabad ein. Den Tag darauf besuchte ihn der Nabob. Er sprach von den Mängeln der Regierung, und Mihr Dschaffier gab seine Bereitwilligkeit zu erkennen, sich von seinem Rathe leiten zu lassen. Andere Besuche und Briefe folgten und der Nabob ward angegangen, unter „seinen Kindern“ eine zur Leitung der Staatsgeschäfte fähige Person auszuwählen. Durch beständiges Drängen brachte man ihn dazu, seine eigene Unfähigkeit und die größere Tüchtigkeit Mihr Kossim's einzugestehen; aber da er nicht geneigt zu sein schien, zu thun, was man wünschte, so beschloß man, Gewalt anzuwenden. Nachdem die Vorbereitungen dazu mit dem gehörigen Geheimniß getroffen waren, stieß Oberst Calliaud mit seinen Truppen zu Mihr Kossim und erschien in dem äußern Hofe des Palastes, wo er seine Leute aufmarschiren ließ und Mihr Dschaffier einen Brief von dem Gouverneur überschickte, welcher sich über sein Schweigen während des Tages beschwerte, seine schlechten Berather anklagte, ihn benachrichtigte, daß er Oberst Calliaud mit einer Abtheilung Militair abgeschickt habe, „um ihm aufzuwarten“ und seine schlechten Räthe fortzujagen und ihn ermahnte, den Gouverneur als seinen besten Freund zu betrachten und „sich zufrieden zu geben.“ Aber seine Zufriedenheit gab sich durch einen Ausdruck von Wuth zu erkennen,

in welchem er gelobte, bis auf das Aeußerste Widerstand zu leisten. Calliaud verhielt sich ruhig, um ihn Zeit zur Ueberlegung zu geben, und er unterwarf sich zuletzt und bedang sich nur sein Leben, seine Ehre und einen standesmäßigen Unterhalt aus. Jetzt erschien Mr. Vansittart und versicherte ihn, daß nicht nur seine Person sicher sei, sondern daß er auch die Regierung behalten könne, wenn er wolle, aber als er fand, daß er nur den Titel haben sollte, schlug er die nichtige Ehre aus und reiste, nachdem er die Erlaubniß erhalten hatte, sich in Kalkutta niederzulassen, noch an demselben Abend nach dieser Stadt ab. Mihr Kossim ward sofort auf den Musnud gesetzt und die Engländer und die Eingebornen brachten ihm gemeinschaftlich ihre Glückwünsche dar.

So ward, mit Verletzung des mit ihm abgeschlossenen Vertrages und britischer Ehre, Mihr Dschaffier entthront. Verschiedene nichtige Gründe, wie: daß er die Holländer begünstigt, mit dem Kaiser in Briefwechsel gestanden und Aehnliches, wurden zur Rechtfertigung der That angeführt; aber der wahre Grund war — Geld. Die Compagnie erhielt 5 Lak; aber in der Nacht, wo der Vertrag unterzeichnet worden, hatte Mihr Kossim Mr. Vansittart ein Papier überreicht, welches sich als eine Anweisung zur Auszahlung von 20 Lak an die Mitglieder des auserwählten Ausschusses herausstellte. Man wird kaum irregehen, wenn man vermuthet, daß auch dies zwischen ihm und Mr. Holwell verabredet war; dennoch wies Letzterer mit den Anderen dies Anerbieten zurück und bat den Präsidenten, Jenem zu erklären, daß er ihre Beweggründe verkenne. Dennoch hörte er nicht auf, in sie zu dringen und endlich, da es ihm wehzuthun schien, daß sie ihm nicht erlaubten, ihnen Beweise seiner Dankbarkeit zu geben, sagte ihm der gutmüthige Präsident: wenn die Angelegenheiten geordnet wären und das Land wieder blühte, wollten sie solche Zeichen seiner Gunst annehmen, als er ihnen zu spenden belieben würde. Es ist überflüssig, hinzuzufügen, daß seiner Zeit das Geld angeboten und angenommen ward*). Da nun die Mitglieder des auserwählten

*) Bei der Theilung der Beute bekam Mr. Vansittart 5 Lak Rupien (58,333 Pfd.); Mr. Holwell 2, 70,000 (30,937 Pfd.); Mr. Summer 2, 40,000 (28,000 Pfd.); M'Guire 2, 50,000 (29,370 Pfd); Mr. Smyth, der Secretair, 1, 34,000 (15,354 Pfd.); Major Yorke, der das Mihr Kossim begleitende Detachement befehligte, dieselbe Summe, und Oberst Calliaud endlich 2 Lak (22,916 Pfd.); im Ganzen 17, 33,000 Rupien (200,269 Pfd. Sterl.)

Ausschusses so berücksichtigt wurden, fühlten sich die übrigen Mitglieder des Rathes sehr verletzt und scheuten sich nicht, in einem Briefe an die Directoren anzudeuten, daß dies der wahre Grund der Revolution sei. Sie rechneten es sich auch zur großen Ehre an, die Kraft gehabt zu haben, die wiederholten Anerbietungen Mihr Kossim's zurückzuweisen. Wir werden jedoch sehen, daß sie in Wirklichkeit nicht viel tugendhafter waren, als diejenigen, gegen die sie Opposition machten.

Um die nöthigen Gelder für die Zahlungen, die der neue Nabob zu machen hatte, zu bekommen, fing er an, Ansprüche an die Verwandten und Freunde seiner Vorgänger zu erheben, wobei er bis in die Zeit Aliverdi Khan's zurückging. Da der Kaiser sich immer noch in der Nähe von Patna befand, suchten die Unzufriedenen Schutz bei ihm und um ihn zu entfernen, lieferte ihm der dort befehligende Major Carnac eine Schlacht und schlug ihn (15. Januar 1761). Mr. Law und seine Franzosen geriethen in Gefangenschaft; es begannen nun Unterhandlungen; Major Carnac besuchte den Kaiser in seinem Lager und dieser begleitete ihn wieder nach Patna zurück, wohin auch Mihr Kossim kam, der als Subahdar von Bengalen, Behar und Orissa anerkannt ward, nachdem er sich verpflichtet hatte, einen jährlichen Tribut von 24 Lak Rupien zu zahlen.

Mihr Kossim theilte die Gesinnungen seines Vorgängers gegen Ram Narrain, der für sehr reich galt. Er forderte ihn jetzt auf, seine Rechnungen zu berichtigen; aber der Hindu behauptete, nichts schuldig zu sein, da die Vertheidigung und andere Ausgaben der Provinz alle seine Einnahmen aufgezehrt hätten. Mr. Vansittart unterstützte den Nabob; Major Carnac trat auf die Seite Rám Narrain's, weshalb er, da er unzweifelhaft gegen die Subordination handelte, abberufen und durch Oberst Coote, der sich jetzt in Bengalen befand, ersetzt wurde. Aber auch Coote weigerte sich, mit zur Vernichtung eines Mannes beizutragen, für dessen Sicherheit das Wort Englands verpfändet war; auch er ward abberufen und den Befehl in Patna erhielt Hauptmann Carstairs, mit der Anweisung, dem Vorsteher der Factorei zu gehorchen. Die Folge war, daß Ram Narrain festgenommen und dem Nabob übergeben ward, und so brachte Mr. Vansittart abermals einen Flecken auf die Reinheit britischer Treue und Ehre.

Mr. Vansittart blieb jedoch nicht lange mehr im Besitz der Macht. Ehe

Clive Indien verlassen hatte, war ein von ihm und den Herren Holwell, Summer, Pleydell und M'Guire, den anderen Mitgliedern des geheimen Ausschusses, unterzeichneter sehr energischer Brief, welcher den Directoren einige derbe Wahrheiten sagte, an das Indiahouse abgegangen. Er brachte großen Zorn und große Entrüstung hervor, und es traf alsbald der Befehl in Kalkutta ein, die vier Civilisten zu entlassen. Mr. Holwell hatte bereits seinen Abschied genommen und der Abgang der drei anderen ließ Mr. Vansittart im Rathe in der Minderheit, sodaß die Regierungsgewalt in die Hände seiner Gegner fiel, an deren Spitze Mr. Amyatt und Mr. Johnstone standen. Eine ihrer ersten Handlungen war, Mr. Ellis, einen heftigen und keine Mäßigung kennenden Mann, zum Residenten in Patna zu ernennen, wo es ihm bald gelungen war, den Nabob durch verschiedene kleinliche und belästigende Maßregeln zu erbittern. Um ihn zu besänftigen, schlug der Gouverueur vor, Mr. Hastings in einer speciellen Mission an ihn abzuschicken. Der Rath gab seine Zustimmung, wollte aber seinen Verhaltungsbefehlen einen Satz beigefügt wissen, der ihm einschärfte, von dem Nabob die Bezahlung der 20 Lak Rupien, die er den Mitgliedern des geheimen Ausschusses angeboten, zum Besten der Compagnie zu verlangen. Dem widersetzte sich Mr. Vansittart natürlich, und bemerkte gegen Mr. Amyatt, daß dieser Herr niemals daran gedacht habe, der Compagnie seinen Antheil an dem von Mihr Dschaffier erhaltenen Gelde zu überlassen. Aber Mr. Amyatt behauptete, daß „ein großer Unterschied sei zwischen dem, was in Gemeinschaft mit dem ganzen Collegium, sowie mit der Armee und Marine empfangen werde, und dem, was nur für fünf Herren bestimmt sei." Der Antrag, der ein reines Parteimanoeuvre war, ging natürlich durch, aber er brachte ihnen nichts ein, was sie vielleicht auch gar nicht erwarteten; denn der Nabob wies ganz entschieden ihren Anspruch zurück, da er weder Geld von ihnen geborgt, noch sich verpflichtet habe, ihnen etwas zu zahlen. „Ich schulde Niemandem eine einzige Rupie und bezahle Ihre Forderungen nicht"! ist der Schluß der Antwort, die er Mr. Hastings gab.

Ueberhaupt hatten sie sich vollständig in ihrem Mann geirrt, als sie Mihr Kossim, anstatt Mihr Dschaffier's, auf den Musnud setzten. Letzterer war schwach und ließ sich einschüchtern oder überreden; Ersterer besaß sowohl Energie, wie Fähigkeit. Er hatte seine Unterthanen zum

Gehorsam gebracht und hatte sich durch finanzielles Geschick und Sorgsamkeit in der Einsammlung seiner Einnahmen in Stand gesetzt gesehen, seine sämmtlichen Verbindlichkeiten gegen die Compagnie und ihre Diener zu tilgen. Wir haben bereits die von dem Statthalter ausgestellten Dustuks oder Certificate erwähnt, welche die Waaren der Compagnie von Zöllen befreiten. Unter diesen Waaren verstand man solche, die von England eingeführt oder in Indien zur Ausfuhr gekauft wurden und keine anderen. Dies war eine der Billigkeit angemessene Einrichtung, welche blos den auswärtigen Kaufmann von den lästigen und willkürlichen Abgaben befreite, welche die zahllosen Tschokies oder Zollhäuser dem Binnenhandel des Landes auferlegten. Da es den Beamten der Compagnie erlaubt war, auf eigene Rechnung Handel zu treiben, so waren, wie schon erwähnt, mehrfache Versuche gemacht worden, auch diesen Handel unter den Schutz der Dustuks der Compagnie zu stellen; sie waren aber vergeblich geblieben, solange die einheimischen Staaten einige Kraft behielten. Sowie jedoch durch die Entthronung Schudschah-ed-Daulah's die Macht und der Einfluß der Engländer in Bengalen vorherrschend geworden waren, machten die Beamten der Compagnie Anstalten, die veränderten Verhältnisse auszubeuten. Solange Clive in Indien blieb, war ihrer Habsucht einigermaßen ein Zaum angelegt, aber sowie er fort war, stürzten sie sich voller Eifer in den Binnenhandel; sie machten mit Salz, Betel, Tabak, überhaupt mit Allem Geschäfte, und die Flagge der Compagnie sollte Alles decken; die Gomastahs oder eingebornen Agenten der Compagniebeamten benahmen sich mit der größten Anmaßung und Tyrannei; die Beamten des Nabobs fürchteten sich meistens, ihre Pflicht zu thun und seine Einnahmen, deren Hauptquelle verstopft war, nahmen reißend ab. Reiche Eingeborne bezahlten sogar den jungen Commis große Summen für ihre Namen und so konnten blose Knaben nach einem Maßstabe leben, als ob sie 1500 oder 2000 Pfund Sterling Einkünfte hätten. Manche Eingeborne waren sogar so keck, sich als englische Sipoys oder Gomastahs zu kleiden, oder die englische Flagge aufzuziehen, um auf diese Weise das Volk ungestraft auszuplündern und zu bedrücken.

Mihr Kossim beklagte sich über diese Misbräuche wiederholt bei Mr. Vansittart, dem es seinerseits am Herzen lag, dem Uebelstand abzu-

helfen, und wenn wir uns an den Abscheu vor Bestechung und die stolze Uneigennützigkeit erinnern, welche Mr. Johnstone und der Rest der Majorität vor Kurzem gezeigt hatten, so hätten sie, sollte man meinen, ihn auf das eifrigste unterstützen sollen. Aber dies war nicht der Fall, und nur Mr. Hastings trat auf seine Seite; denn diese Herren trieben alle selbst auf eigene Rechnung Handel und betrachteten jeden Versuch, ihn zu hemmen, als die größte Tyrannei und Ungerechtigkeit. Selbst der schwache Vansittart schien zu denken, daß, weil sie ihn fünf oder sechs Jahre ungestört hatten forttreiben können, sie eine Art Verjährungsrecht darauf hätten. In einer Zusammenkunft mit dem Nabob traf er jedoch ein leidlich billiges Abkommen, welches darin bestand, daß die Beamten der Compagnie, gegen Erlegung eines Zolles von neun Procent bei der ersten Versendung der Waaren, Binnenhandel treiben dürften. Dieses Abkommen sollte erst nach der Rückkehr des Gouverneurs nach Kalkutta veröffentlicht werden; aber der Nabob, in seiner Begierde, davon Vortheil zu ziehen, schickte überall Abschriften hin, mit dem Befehle an seine Beamten, sich darnach zu richten, und diese führten die neue Verordnung auf die verletzendste Weise aus. Der Rath trat zusammen, um die Sache in Erwägung zu ziehen. Es waren zwölf Mitglieder anwesend, mit Einschluß von zwei Militairs, deren Recht, über eine andere als eine rein militairische Frage, abzustimmen zweifelhaft war, und alle, mit Ausnahme des Gouverneurs und Hastings', erklärten, daß die Compagnie und ihre Beamten das Recht hätten, den Binnenhandel zollfrei zu betreiben. Einige waren allerdings geneigt, eine unbedeutende Abgabe von gewissen Waaren zu gestatten; aber zuletzt beschloß man, daß nichts Zoll bezahlen solle, als Salz und dieses nur zweiundeinhalb Procent. Der Nabob beklagte sich in verschiedenen Briefen an den Statthalter, der ihm keine Abhilfe gewähren konnte. Es kam zu Händeln zwischen seinen Truppen und den Sipoys, welche die englischen Waaren beschützten, und zuletzt, als er sah, daß seine Einkünfte aller Wahrscheinlichkeit nach ganz aufhören würden, erließ er Befehl, in seinem Gebiete gar keine Durchgangsabgaben zu erheben.

Der Empfang dieser Nachricht versetzte die Mitglieder des Rathes in Bestürzung, denn sie sahen mit einem Streich alle ihre schönen Träume von ungeheuerm Reichthum vernichtet. Denn natürlich gab ihnen der

Umstand, daß die Eingebornen Handelszölle bezahlen mußten, während sie davon frei blieben, ein thatsächliches Monopol des ganzen Handels im Lande, während jetzt, wo alle auf gleichen Fuß gestellt waren, der Vortheil auf der Seite der Eingebornen blieb. Ihre Frechheit überstieg jetzt alle Grenzen. Sie behaupteten, daß die von dem Nabob ergriffenen Maßregeln dem Handel der Compagnie nachtheilig und eine Verletzung ihrer vertragsmäßigen Rechte wären, und sie beschlossen, darauf zu bestehen, daß er die Zölle wieder einführe, außer auf die durch ihren Paß gedeckten Waaren. Eine aus den Herren Amyatt und Hay bestehende Deputation ward mit dieser Forderung abgeschickt (4. April). Sie erreichten nichts, und der Rath, entschlossen, seinen Gewinn nicht fahren zu lassen, trat zusammen und beschloß, den Streit durch die Waffen zu schlichten (14. April). Der Nabob, obgleich durch eine Schlappe geschwächt, die er vor Kurzem bei einem Versuch gegen Nepal erlitten, war entschlossen, nicht ohne Widerstand zu fallen, und wendete sich an den Kaiser und den Wessir von Audh um Hilfe.

Am 25. Mai kamen einige mit Waffen beladene und nach Patna bestimmte Boote in Monghir an. Ueberzeugt, daß sie gegen ihn verwendet werden sollten, befahl der Nabob, die Boote anzuhalten. Die Deputirten verlangten ihre Freilassung, die verweigert wurde, wenn nicht die englischen Truppen Patna räumten, oder Mr. Amyatt, M'Guire oder Mr. Hastings anstatt Mr. Ellis hingeschickt würden. Sie verlangten nun, entlassen zu werden, und Mr. Amyatt erhielt Erlaubniß, abzureisen, während Mr. Hay als Geisel für die Sicherheit der Agenten des Nabobs in Kalkutta zurückbleiben mußte. Unterdessen hatte Mr. Ellis, der längst darauf gedrungen hatte, ihm unbeschränkte Vollmachten zu ertheilen, dieselben endlich erlangt, und traf nun sofort Anstalten zu einem Angriff auf das Fort von Patna. Sowie er die Abreise Mr. Amyatt's erfahren hatte, überfiel und nahm er die Stadt. Der Gouverneur floh nach kurzem Widerstande nach Monghir, und nur das Fort und ein befestigter Palast hielten sich noch. Man erlaubte dann den Truppen, sich zu zerstreuen, und sie waren eifrig mit der Plünderung der Häuser beschäftigt, als der Gouverneur, der unterwegs einer von Monghir kommenden Abtheilung begegnet war, plötzlich zurückkehrte, und über sie herfiel. Nach geringem Widerstande vernagelten sie ihre Kano-

nen und zogen sich in die Factorei zurück. Sie ward eingeschlossen, und während der Nacht warfen sich die Truppen, ihren Befürchtungen nachgebend, in die Boote, und versuchten, stromaufwärts Audh zu erreichen; aber unterwegs angegriffen, ergaben sie sich, und wurden nach Monghir gebracht, wo sie auch die Bewohner der Factorei vom Kossimbasar fanden, welche ebenfalls angegriffen und geplündert worden war. In seinem ersten Zorn hatte der Nabob Befehl ertheilt, Mr. Amyatt anzuhalten. Da man aber aus seinen Booten schoß, als sie angerufen wurden, enterten die Verfolger die Fahrzeuge, und er und mehrere seiner Begleiter kamen ums Leben.

Sobald es offenbar wurde, daß dem Kriege mit Mihr Kossim nicht mehr auszuweichen war (vielleicht sogar schon eher), hatten Mr. Johnstone und seine Freunde beschlossen, Mihr Dschaffier wieder einzusetzen, und am 7. Juli erschien eine dies verkündende Proclamation. Er verstand sich zu der Bestätigung der Verwilligungen, welche Mihr Kossim der Compagnie gemacht hatte, und zur Einzahlung von 30 Lak als Entschädigung für ihre Verluste und Unkosten; er sollte auch die Verluste der Privatpersonen ersetzen; die früheren Zölle vom Handel der Eingebornen sollten wieder erhoben werden, während die Engländer, mit Ausnahme der 2½ Procent von Salz, zollfrei blieben. Endlich verpflichtete er sich, eine Streitmacht von 12,000 Pferden und 12,000 Mann Fußvolk zu unterhalten, einen Residenten an seinem Hofe zu empfangen, und das in Kalkutta geprägte Geld in seinem Gebiet ohne Batta, d. h. Entschädigung, als Courantmünze gelten zu lassen.

Unterdessen hatten die englischen Truppen unter Major Williams von der königlichen Armee den Feldzug begonnen, und rückten gegen Murschidabad vor. Am 19. schlugen sie die Truppen Mihr Kossim's; am 24. erstürmten sie die Linien von Mutegil, und nahmen Murschidabad, und am 2. August stießen sie auf das Heer des Nabobs auf der Ebene von Geriah bei Suti. Diese Truppen waren besser als die andern eingebornen Truppen, denen die Engländer bis dahin gegenüber gestanden hatten, denn sie waren zum Theil auf europäische Weise bewaffnet und exercirt, und standen unter dem Befehl eines Schweizers, Namens Somru, der Sergeant in französischen Diensten gewesen war. Der Kampf war hartnäckig, und dauerte vier Stunden. Einmal gelang es

dem Feinde, einen Theil der Linie der Engländer zu durchbrechen, und zwei Geschütze zu erobern; aber schließlich blieb der Sieg den Europäern. Der Feind floh nach dem Fort Autanulla, das zwischen Bergen und einem Fluß gelegen und von Werken vertheidigt war, in denen sich hundert Stück Geschütz befanden. Die Engländer rückten heran, und während ein falscher Angriff von der Flußseite stattfand, geschah der wirkliche am Fuße der Berge, und nach hartnäckigem Kampfe waren die Angreifer im Besitze des Forts und seines ganzen Inhaltes. Die Streitkräfte Mihr Kossim's in diesem Platz sollen sich auf 60,000 Mann belaufen haben, während die der Engländer, Europäer und Sipoys, nicht 3000 Mann überstiegen.

Die Armee rückte jetzt gegen Monghir, das Mihr Kossim zu seiner Hauptstadt gemacht und stark befestigt hatte. Bei ihrer Annäherung floh er nach Patna, nachdem er vorher mehrere angesehene Personen, und unter ihnen Ram Narrain, hatte hinrichten lassen. Unterwegs ermordete er die beiden Seits, die Banquiers, die er gezwungen hatte, ihn zu begleiten, damit sie nicht etwa den Engländern hälfen, und ließ ihre Leichen, von einigen Sipoys bewacht, den Raubthieren zur Beute liegen. In Patna angekommen, führte er, auf die Nachricht vom Falle Monghirs, die Maßregel aus, mit der er längst gedroht hatte — die Ermordung der englischen Gefangenen. Der Vollzug wurde Somru anvertraut, der keinen Widerwillen dagegen fühlte. Den Opfern waren schon vorher sogar Messer und Gabeln weggenommen worden, damit sie keinen Widerstand leisten könnten. Einige wurden erschossen, andere in Stücken gehauen; sie vertheidigten sich, so gut sie konnten, mit Flaschen und Steinen. Unter ihnen befanden sich Mr. Ellis und Mr. Hay; die Gesammtzahl der dort und anderwärts Ermordeten wird auf zweihundert angegeben. Die einzige Person, deren Leben verschont blieb, war Mr. Fullarton, ein Arzt.

Bei der Annäherung der Engländer entfloh Mihr Kossim aus Patna, und am 6. November ward diese Stadt erstürmt. Sie verfolgten ihn bis an die Ufer des Karamnassa, über den er ging, um eine Zuflucht in Audh zu suchen, wo er sich zu dem Kaiser und dem Wessir begab, die sich in Allahabad befanden. Sie empfingen ihn mit großer Achtung, und Letzterer versprach ihm, in Behar zu seiner Unterstützung ein-

zurücken. Major Carnac, der die englische Armee führte, erhielt deshalb Befehl, an den Karamnassa zu rücken, um sich ihm entgegenzustellen, aber leider waren seine Truppen in Aufstand, weil die Belohnungen, die sie erwartet hatten, ausgeblieben waren. Die meuterische Stimmung hatte sich zwar wieder etwas gelegt; aber Carnac hielt es doch nicht für rathsam, vorzurücken, sondern schlug unter den Mauern von Patna ein Lager auf, wo ihn am Morgen des 13. Mai die vereinigten Streitkräfte des Wessirs und Mihr Kossim's angriffen. Die englischen Sipoys fochten mit ausgezeichneter Tapferkeit, und mit Sonnenuntergang war der Feind vollständig zurückgeworfen. Vorschläge zu einem Vergleich wurden nun gemacht; aber da die englischen Behörden auf der Auslieferung Mihr Kossim's, Somru's und der englischen Deserteure bestanden, und der Wessir Behar verlangte, so blieben die Unterhandlungen ohne Erfolg, und im Juni zog sich der Feind wieder nach Audh zurück.

Da die Truppen sich bei Patna so gut benommen hatten, glaubte der Rath, die meuterische Stimmung sei ganz verschwunden; aber Carnac kannte sie besser, und trat mit großer Vorsicht auf. Der Befehl wurde nun dem Major Hektor Munro, einem königlichen Officier, der eben mit Truppen von Bombay angekommen war, übergeben. Bei seiner Ankunft in Patna war Desertion unter den Sipoys eingerissen, und sie drohten sogar, ihre Officiere gefangenzunehmen, und sie dem Feinde auszuliefern, wenn man nicht ihren Sold erhöhe, und ihnen ein von Mihr Dschaffier versprochenes Geschenk auszahle. Ein Bataillon marschirte sogar bewaffnet ab, um zu dem Feinde zu stoßen. Munro schickte ihm hundert Europäer und ein Bataillon Sipoys, auf das man sich verlassen konnte, nach, und diese überraschten die Deserteure, während sie schliefen, nahmen sie gefangen, und brachten sie zurück. Der Major stand mit seinen Truppen unter den Waffen, in Bereitschaft, sie zu empfangen. Er befahl ihren Officieren, fünfzig der schlimmsten auszusuchen, und aus diesen wurden wieder vierundzwanzig ausgewählt, die ein Kriegsgericht von eingebornen Officieren auf der Stelle der Meuterei und Desertion schuldig fand, und sie zum Tode verurtheilte. Munro befahl nun, sie vor die Mündung von Kanonen zu binden, und in Stücken zu schießen. Als die ersten aufgerufen wurden, traten vier Grenadiere hervor und beanspruchten es „als ein Recht, welches Leuten zukomme, die immer die ersten auf dem Posten der

Gefahr gewesen.“ Ihr Verlangen ward erfüllt, und die Kanonen wurden abgefeuert. Die Officiere der Sipoys meldeten dann dem Major, daß ihre Mannschaften keine weiteren Hinrichtungen dulden wollten. Er befahl sofort, die vier Geschütze mit Kartätschen zu laden, und ließ die Europäer mit den Kanonen zwischen den Zügen aufmarschiren. Die Sipoys erhielten nun Befehl, Gewehr beim Fuß zu setzen, widrigenfalls auf sie geschossen werden würde. Noch sechzehn Meuterer wurden alsdann vor den Kanonen erschossen, und die vier noch übrigen nach anderen Cantonirungen geschickt, um dort hingerichtet zu werden.

Da damit die Meuterei unterdrückt war, traf Munro Anstalten, ins Feld zu rücken. Gegen Mitte September setzte sich sein Heer in Bewegung; der Feind versuchte, den Uebergang über den Son zu vertheidigen, ward aber geschlagen, und am 22. October erreichte die Armee Buxar, wo die Truppen des Wessirs sich gelagert hatten. Munro beabsichtigte Anfangs, sie am nächsten Morgen vor Tagesanbruch anzugreifen; aber da ihn die Berichte seiner Kundschafter vermuthen ließen, daß, wie er wünschte, der Feind angreifen wollte, so beschloß er, ihn zu erwarten. Um acht Uhr erhielt er die Meldung, daß er im Anmarsch sei; die Truppen wurden aufgestellt, um ihn zu empfangen; um neun Uhr begann das Gefecht, und um zwölf Uhr wich der Feind. Er zog sich jedoch langsam zurück, indem er eine Schiffbrücke abbrach, und so rettete der Wessir durch Aufopferung von 2000 seiner Leute den Rest seiner Armee. Seine Streitkräfte wurden auf 40 bis 60,000 Mann angeschlagen. Munro hatte 857 Europäer, 5,297 Sipoys, 1,918 eingeborner Reiter. Von dem Feinde lagen 2000 Leichen auf der Wahlstatt; die Engländer hatten 847 Todte und Verwundete. Die Folge dieser wichtigen Schlacht, welche die Macht des Wessirs von Audh brach, war, den Engländern die Alleinherrschaft nördlich des Windyagebirges zu verschaffen.

Den Tag nach der Schlacht schrieb der Kaiser an Major Munro, wünschte ihm Glück wegen seines Sieges, und sprach ihn um Schutz gegen seinen Wessir an, der, wie er sagte, ihn als Gefangenen behandelte. Als die Engländer nach Benares aufbrachen, schlug er dieselbe Richtung ein, und schlug jede Nacht seine Zelte neben ihrem Lager auf. In einer Zusammenkunft mit Munro bot er den Engländern die Besitzungen Schudschah-ed-Daulah's, oder Alles, was sie sonst fordern wollten, für

ihren Schutz an, den ihm schließlich die Behörden in Kalkutta gewährten, und so sank der Abkömmling Timur's und Baber's zu einem Schützling der fremden Kaufleute herab, die sich vor dem Throne seiner Vorfahren demüthig gebeugt hatten.

Unterdessen beraubte der Wessir, um sich für seine Verluste und seine Niederlage zu trösten, in der schamlosesten Weise seinen Freund, Mihr Kossim, seines noch übrigen Reichthums. Aber immer noch wollte er ihn den Engländern nicht ausliefern, und bot, wenn sie von dieser Bedingung abgehen wollten, der Compagnie 25 Lak Rupien, ebensoviel dem Heere und 8 Munro persönlich. Als man diese Bedingungen zurückwies, erbot er sich, Mihr Kossim seinen Schutz zu entziehen, ihn aber entfliehen zu lassen. Was Somru betrifft, so gab er einen sehr einfachen Weg an; man sollte ihn nämlich zu einem Gelage einladen, wo zwei oder drei englische Officiere anwesend wären, die ihn kennten, und vor den Augen derselben sollte er ermordet werden. Aber selbst dieser Antrag fand keine Annahme. Die englische Armee rückte nun gegen Allahabad vor, und begann unterwegs die Belagerung des Forts Tschunarghur. Da Schudschah-ed-Daulah Versuche machte, der Armee in den Rücken zu kommen, um sich des Kaisers zu bemächtigen, verwandelte Munro die Belagerung in eine Einschließung, und führte den Rest seiner Armee nach Benares zu. Die beiden Heere lagen sich eine Zeitlang unthätig gegenüber, und bald darauf legte Munro den Befehl nieder, und verließ Indien.

Mihr Dschaffier blieb nicht lange im Genuß seiner wiedergewonnenen Würde. Er starb zu Anfang des Jahres 1765, nachdem seine natürliche Hinfälligkeit durch die beständigen Sorgen vermehrt worden war, die ihm die unaufhörlichen Geldforderungen der Engländer verursachten. Unter diesen beschwerte er sich am meisten über die an Privatleute zu zahlende Entschädigung für Verluste, auf die am dringendsten bestanden ward. Beim Abschluß des Vertrags hatte man ihn versichert, daß die Forderung im schlimmsten Falle nicht 20 Lak Rupien übersteigen könnte, aber sie ward allmälig erhöht, und zuletzt auf 53 Lak gebracht, und von dieser großen Summe wurde die Hälfte von ihm erpreßt, obgleich er seine Zahlungen an die Compagnie noch nicht vollständig geleistet hatte, und diese sich zur Deckung ihrer nothwendigen

Ausgaben von ihren eigenen Beamten Geld zu acht Procent borgen mußten.

Ein neuer Nabob war nun zu ernennen, und die Wahl schwankte zwischen Dschaffier's zweitem Sohne, Nudschum-ed-Daulah, und dem Sohne Mirum's, einem Knaben von nur sechs Jahren. Der Rath entschied sich zu Gunsten des Ersteren; denn obgleich eine lange Minderjährigkeit vortheilhafter für die Compagnie zu sein schien, so konnte sie doch die Macht derselben augenfälliger machen, als vor der Hand wünschenswerth sein mochte. Mill deutet an, daß der Umstand, daß Dschaffier's Sohn mündig war, und deshalb Geschenke geben konnte, was einem Unmündigen nicht erlaubt war, möglicherweise auch von Gewicht gewesen ist. In dem mit dem neuen Nabob abgeschlossenen Vertrag übernahm die Compagnie die militairische Vertheidigung des Landes, und hinsichtlich der Civilregierung verpflichtete sich der Nabob, mit dem Beirath der Compagnie einen Naib Subah oder Deputirten zu ernennen, der sie verwalten sollte, und ohne die Zustimmung der Compagnie nicht absetzbar war. Die Wahl dieser Person war ebenfalls schwer. Nundkomar, ein Hindu, den wir bereits im Dienste Suradsch-ed-Daulah's gefunden haben, ein Mann vom treulosesten und gewissenlosesten Charakter, und im Geheimen ein erbitterter Feind der Engländer, hatte sich bei Mihr Dschaffier während seines letzten Aufenthaltes in Kalkutta so eingeschmeichelt, daß er bei seiner Wiedereinsetzung um Erlaubniß bat, ihn zu seinem Minister ernennen zu dürfen. Dem widersetzte sich Vansittart, was ein genügender Grund für die Mehrheit war, ihre Zustimmung zu geben. Jetzt aber, wo Mr. Vansittart nicht mehr im Amte war, und die Ursache zum Widerspruch dadurch wegfiel, weigerte sich die Majorität, ihre Zustimmung zu der Ernennung Nundkomar's zu geben, und schlug Mohamed Resa Khan, einen Mohamedaner von achtbarem Charakter vor, und dieser ward trotz der Ränke Nundkomar's Naib Subah.

Der Directorenhof hatte zweimal während des abgelaufenen Jahres Depeschen nach Indien geschickt, welche den Handel der Beamten auf eigene Rechnung verboten, und befahlen, ihn nicht mehr stattfinden zu lassen. Hauptsächlich sprachen sie sich gegen den Artikel im Vertrag mit Mihr Dschaffier aus, welcher mit Ausnahme des unbedeutenden Salzzolls alle Abgaben vom Privathandel aufhob. Dennoch war trotz dieses Verbotes

der Rath jetzt keck genug, denselben Artikel in den mit Nudschum-ed-Daulah abgeschlossenen Vertrag einzurücken. Außerdem hatte die Compagnie Reverse verfaßt, welche alle Civil- und Militairbeamten zu unterschreiben hatten, und in welchen sie sich verpflichteten, ohne die Genehmigung des Directorenhofes keine Geschenke von mehr als 1000 Rupien anzunehmen; diese Reverse waren in Kalkutta vor dem Tode Mihr Dschaffier's eingetroffen, und wenn wir an die von Mr. Johnstone über die von Mihr Kossim empfangenen Geschenke aufgestellten Grundsätze zurückdenken, so sollten wir sicherlich erwarten, bei der gegenwärtigen Gelegenheit alle Hände rein zu finden. Aber dies war nicht der Fall; man nannte die Reverse lächerlich und unverständig, und nahm Geschenke von elf Lak Rupien von dem Nabob*), und außerdem noch von Resa Khan und Dschugget Seit, dem Banquier, an.**)

Unterdessen hatten die in England eingetroffenen Nachrichten von dem Blutbad in Patna und dem Kriege mit dem Wessir bei den Actionairen so große Besorgnisse erregt, daß sie Clive für den einzigen Mann hielten, der im Stande sei, die Angelegenheiten der Compagnie in Bengalen wieder auf einen guten Fuß zu bringen, und er wurde daher zum Statthalter dieser Präsidentschaft ernannt. Wir müssen deshalb einen Augenblick bei dem verweilen, was in den letzten Jahren in England vorgefallen war.

---

*) Mr. Spencer, der vor Kurzem als Nachfolger Mr. Vansittart's von Bombay angekommen war, erhielt 2 Lak Rupien (23,333 Pfund Sterling); Mr. Johnstone 2,37000 (27,650 Pfund); Mr. Senior 1,72500 (20,125 Pfund); Mr. Middleton 1, 22500 (14,261 Pfund); Mr. Leycester 1, 22500 (13,125 Pfund). Diese vier bilden die Deputation zum Abschluß des Vertrages mit dem Nabob. Die Herren Pleydell, Burdett und Gray, Mitglieder des Rathes, bekamen Jeder ein Lak (11,666 Pfund), und Mr. Gideon Johnstone, der Bruder des Deputirten, der nicht einmal in dem Dienste der Compagnie stand, erhielt 50,000 (58,333 Pfund Sterling.)

**) Dies war der Vetter und Nachfolger des von Mihr Kossim ermordeten Seits.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Clive in England. — Seine Rückkehr nach Bengalen. — Verträge mit dem Wessir und dem Kaiser. — Clive's Reformplan. — Salzgesellschaft. — Meuterei der englischen Officiere. — Unterdrückung derselben durch Clive. — Seine Rückkehr nach England. — Sein Tod und sein Charakter.

Als Clive 1760 nach England zurückkehrte, belief sich das von seinem Dschaghir und seinem Gelde herrührende Einkommen auf mehr als 40,000 Pfund Sterling jährlich. Er fand die schmeichelhafteste Aufnahme bei dem jungen König, bei dem Ministerium und bei dem Directorenhof. Man ernannte ihn zum irischen Peer und stellte ihm den Bathorden in Aussicht. Er wurde auch Mitglied des Unterhauses und kaufte, um seinen Einfluß in demselben zu vermehren, mehrere Sitze für seine Freunde. Aber er hatte seine Feinde, vornehmlich Mr. Lawrence Sulivan, damals Vorsteher des Directorenhofes, und er war noch nicht lange in England, als ihm dieser Herr zu wissen that, daß die Directoren wahrscheinlich sein Anrecht auf sein Dschaghir anfechten würden. Den Bruch zwischen ihnen erweiterte noch der Umstand, daß sie entgegengesetzten politischen Parteien angehörten. Da ein großes Herz sich von dem andern angezogen fühlt, bewunderte und unterstützte Clive den älteren Pitt; er war auch ein vertrauter Freund Mr. Georg Grenville's. Sulivan gehörte zur Partei Lord Butes', des damaligen Ministers. Dieser Staatsmann hatte Clive Anerbietungen gemacht, auf seine Seite zu treten, aber diese waren zurückgewiesen worden. Da er nicht gewonnen werden konnte, beschloß man, ihn soviel als möglich zu schwächen, indem man seinen Reichthum und seinen Ruhm zu schmälern suchte.

Clive scheint es für nothwendig gehalten zu haben, zu seiner Sicherung selbst Director zu werden. Damals wurden sämmtliche Directoren jährlich gewählt, und um eine Stimme zu haben, mußte man für 500 Pfund Sterling Actien besitzen. Damit war jedenfalls bona fide-Besitz gemeint; aber da das Gesetz sich nicht bestimmt ausdrückte, war es leicht, es zu umgehen, und es entstand der Gebrauch, durch leihweise Vertheilung von Actien fingirte Wahlberechtigungen zu schaffen. Bei dieser Gelegenheit vertheilte Clive 200,000 Pfund Sterling; aber er unterlag, und die siegreiche Partei beschloß nun, ihm ihre Rache fühlen zu lassen.

Befehle ergingen sofort nach Bengalen, den Agenten Lord Clive's nicht länger die Einkünfte seines Dschaghirs auszuzahlen. Ein Grund wurde öffentlich nicht angegeben; aber in einem Privatbriefe an Mr. Vansittart äußerte Mr. Sulivan, daß es geschehe „weil alle Freundschaft zwischen Lord Clive und dem Directorenhof aufgehört habe.“ Als sein einziges Mittel reichte Clive eine Bill im Canzleigericht ein; von beiden Seiten wurden die ausgezeichnetsten Juristen zu Rathe gezogen, und alle sprachen sich für Clive aus, dessen Rechtsanspruch auf das Dschaghir, wie sie ganz richtig sagten, genau derselbe sei, wie der der Compagnie auf den Landbesitz, von dem es herrührte. Nichts konnte nichtiger und haltloser sein, als die von den Directoren angegebenen Gründe; dennoch beharrten sie bei ihrem Vorhaben, und würden ihn aus reinem Haß noch länger verfolgt haben, wenn nicht Nachrichten aus Indien eingetroffen wären, welche den Actionairen den Wunsch einflößten, womöglich Clive noch einmal in diesem Lande zu verwenden. Bei der nächsten Wahl für den Directorenhof erlitten Mr. Sulivan und seine Partei eine Niederlage, und Mr. Roß, der Lord Clive unterstützte, wurde Vorsitzender. Man kam zu einem, von Clive selbst vorgeschlagenen, Vergleich über sein Dschaghir, nämlich daß ihm die Nutznießung zehn Jahre bleiben sollte, wenn er so lange lebte, und wenn die Ländereien, an denen es haftete, so lange im Besitz der Compagnie blieben. Nun ernannte man ihn zum Statthalter und Oberbefehlshaber in Bengalen, wohin er bald unter Segel ging. Am 3. Mai 1765 kam er in Kalkutta an. Mr. Sumner und Mr. Sykes begleiteten ihn, und diese sollten mit Mr. Verelst und General Carnac einen ausgewählten Ausschuß bilden, der mit außerordentlichen Vollmachten zur Abstellung von Misbräuchen ausgestattet war.

Dieser Ausschuß begann am zweiten Tage nach seiner Ankunft seine Arbeiten. Mr. Leycester und Mr. Johnstone versuchten, seine Vollmacht in Zweifel zu ziehen; aber Clive brachte sie durch die Erklärung zum Schweigen, daß sie diesen Gegenstand nicht in die Debatte ziehen, aber, wenn sie wollten, ihre abweichende Meinung zu Protokoll geben könnten. Nun beruhigten sie sich. Bald darauf kam die Frage der Reverse zur Sprache, auf deren unverzüglicher Vollziehung der Ausschuß bestand. Auch sie wurden unterschrieben, aber mit Unzufriedenheit und Groll.

Auf die Beschwerde des Nabobs, daß Mohamed Resa Khan seinen Schatz durch die den Beamten der Compagnie gegebenen ansehnlichen Geschenke erschöpft hätte, ward eine Untersuchung über diese Geschenke angestellt. Mr. Johnstone vertheidigte sich und seine Collegen, indem er auf Clive's Beispiel hinwies; aber er gab nicht an, daß damals die Compagnie sich über diese Frage noch nicht ausgesprochen hatte, während er und seine Collegen im directen Widerspruch mit den Vorschriften ihrer Principale gehandelt hatten. Mohamed Resa Khan ward von den gegen ihn erhobenen Beschuldigungen freigesprochen; aber er mußte von nun an sein Amt mit Roy Dullub und Dschugget Seit theilen.

Am 3. Mai, an demselben Tage, wo Clive landete, schlug General Carnac bei Korah den Wessir von Audh, zu dem ein Marattenheer und andere einheimische Truppen gestoßen waren. Nach dieser Niederlage entschloß sich der Wessir, sich der Großmuth der Engländer in die Arme zu werfen, und am 19. erschien er in ihrem Lager, wo man ihn mit der größten Achtung empfing. Aber der Abschluß des Vertrages ward bis zur Ankunft Clive's verschoben. Man hielt es für klüger, ihm seine sämmtlichen Besitzungen zurückzugeben, mit Ausnahme von Korah und Allahabad, die man dem Kaiser zuwies. Er verstand sich zur Zahlung von 50 Lak Rupien für die Kriegskosten und versprach, Mihr Kossim oder Somru nie bei sich aufzunehmen oder anzustellen. Er verpflichtete sich auch, Radschah Bulwunt Sing, der unter ihm die Semindarschaften Benares und Ghasipur besaß und sich den Engländern angeschlossen hatte, nicht zu belästigen. Auf sein ernstliches Verlangen blieb ein Artikel, der in seinen Besitzungen freien Handel und die Errichtung von Factoreien gestattete, aus dem Vertrag weg.

Zunächst mußten die Angelegenheiten des Kaisers geordnet werden. Nach der mit ihm zu Zeiten Mihr Dschaffier's getroffenen Verabredung sollte er 26 Lak Rupien jährlich aus den Einkünften der drei Provinzen erhalten, und Dschaghirs zu einem Jahresbetrag von 5½ Lak besitzen. Diese Dschaghirs sollte er jetzt aufgeben, und ebenso einen Anspruch auf Bezahlung eines Rückstandes von 32 Lak, den er zu fordern hatte. Auf seine Vorstellungen erwiederte Clive, daß in Folge des Krieges, der zum großen Theile wegen seiner geführt worden sei, keine Rupie bezahlt werden könnte, und es blieb ihm nichts übrig, als sich seinem Schicksale zu

unterwerfen. Man ging ihn damals an, der Compagnie das Dewani der drei Provinzen zu gewähren, wofür sie ihm 26 Lak jährlich zu bezahlen versprach, und dem stimmte er bereitwillig zu, da er es bereits angeboten hatte; gleichzeitig ward dem Nabob das Nisamut zugesichert. Der über diese wichtige Verwilligung ausgestellte Firman trägt das Datum des 12. August 1765. Vorher war man mit dem Nabob übereingekommen, daß er sich mit 50 Lak jährlich für sich und seine Familie begnüge, wogegen die Compagnie alle Regierungskosten übernahm. *)

Clive konnte sich jetzt dem schwierigen Werke widmen, Reformen und Ersparnisse im Dienste der Compagnie durchzuführen. Und hier war die Schwierigkeit von nicht geringer Größe. Da die Gehalte, welche die Compagnie ihren Beamten gab, notorisch zu ihrem Unterhalte nicht genügten **), so erlaubte man ihnen, zur Entschädigung nach der Landessitte Geschenke anzunehmen, und für eigene Rechnung Handel zu treiben. Solange die Compagnie eine blose Handelsgesellschaft war, waren die daraus entstehenden Uebelstände von verhältnißmäßig geringer Wichtigkeit; aber jetzt, wo sie eine souveraine Macht geworden war, deren Autorität in der Hand ihrer Beamten lag, wuchsen diese Uebelstände zu einer Größe heran, die man sich früher nicht hatte träumen lassen. Es war damals für die Compagnie eine leichte Sache, Reverse vorzuschreiben, und den Handel auf eigene Rechnung zu verbieten, aber den Uebelständen auf diese Weise vorzubeugen, war unmöglich.

Clive erkannte die Schwierigkeit; er sah auch ein, daß das einzige Mittel dagegen war, den Beamten der Compagnie ein Einkommen zu sichern, von dem sie standesgemäß leben konnten, und das ihnen eine Aussicht eröffnete, als wohlhabende Leute den Dienst zu verlassen. Aber er kannte die Compagnie und ihre kaufmännische Sparsamkeit zu gut, um zu hoffen, daß sie jemals ihre Zustimmung geben würde, zu diesen

*) Er war über dieses Abkommen ganz erfreut. „Das einzige, was er beim Abschied von mir sagte," erzählt Clive, „war: Gott sei Dank! ich kann mir nun so viel Tänzerinnen halten, als ich Lust habe." Leben Clive's III. 152.

**) Ein Mitglied des Rathes erhielt nur 250 Pfund Sterling jährlich, ein Factor 140 Pfund, und ein Schreiber oder Commis nach der vor Kurzem stattgefundenen Erhöhung 130 Pfund: dabei betrug der Zins für ein sehr mittelmäßiges Haus 200 Pfund, und ein Rath konnte nach Clive's Behauptung nicht unter 3000 Pfund jährlich leben.

Zwecken beträchtliche Summen aus ihren Einkünften zu entnehmen, und wenn sie sie geben sollte, bezweifelte er kaum, daß die Habsucht der Minister sich regen würde, und daß sie danach streben würden, diesen Ausweg zur Versorgung der jungen Söhne des Adels und ihrer anderen Anhänger zu benutzen, wodurch die Angelegenheiten Indiens in die Hände der Unfähigen und der Unwissenden gerathen wären.

Der Plan, den er entwarf, war folgender. Zu allen Zeiten (und selbst noch gegenwärtig) ist die Verfertigung und der Verkauf des Salzes in Indien ein Monopol gewesen; sie sind es noch jetzt in Frankreich. Dieses Monopol erhielt gewöhnlich ein Günstling des Fürsten geschenkt, der das Salz zu dem von ihm festgesetzten Preise an die einheimischen Händler verkaufte. Clive schlug nun vor, das Monopol in die Hand einer Actiengesellschaft zu legen, die aus dem Statthalter, den Mitgliedern des Rathes und den vornehmsten Civil- und Militairbeamten der Compagnie bestehen sollte. Die Zahl der Actien sollte 56 sein, von denen der Statthalter 5, der zweite im Rathe und der General Jeder 3, zehn Mitglieder des Rathes und zwanzig Obersten Jeder 2, ein Kaplan, vierzehn Senior Kaufleute und zwei Oberstlieutnants Jeder zwei Drittel einer Actie bekommen sollten; die noch übrigen 9 Actien sollten zu gleichen Theilen unter eine gewisse Anzahl Factore, Majore, Aerzte und Andere, in allem siebenundzwanzig Personen, vertheilt werden. Ein Ausschuß von Vieren hatte die Angelegenheiten der Gesellschaft zu verwalten. Die Compagnie erhielt eine Abgabe von 35 Procent von den Verkäufen, und der Verkaufspreis in den verschiedenen Niederlassungen sollte 12 bis 15 Procent niedriger sein, als der Durchschnittspreis der letzten zwanzig Jahre. Das Gesammtcapital der Gesellschaft war auf 32 Lak festgesetzt, und jedes Mitglied hatte dazu nach seinem Antheil beizutragen.

Auch die Armee sollte eine Umgestaltung erleiden, und hier stieß Clive auf die größten Schwierigkeiten, denn Militairs haben einen bekannten Abscheu vor Ersparnißmaßregeln. Nach der Schlacht von Plassy hatte Mihr Dschaffier den englischen Truppen, die er zu bezahlen hatte, doppelte Batta oder Feldzulage bewilligt. Clive machte sie schon damals darauf aufmerksam, daß die Zulage nur vorübergehend sein könnte, und die Compagnie sie niemals bezahlen würde. Seine Vorhersagung traf

ein; denn so wie der Nabob der Compagnie gewisse Districte zur Bezahlung der Armee überlassen hatte, traf von England Befehl ein, die doppelte Batta abzuschaffen. Diese Befehle wurden oft wiederholt, aber nie befolgt, und als Clive wieder zurückkehrte, stellte er den Directoren die Nothwendigkeit einer Aenderung dringend vor.

Nach einem von Clive vorgeschlagenen Plan waren die Truppen der Compagnie in Regimenter, und diese in drei Brigaden formirt worden. Die erste derselben, unter Oberstlieutnant Sir Robert Fletcher, stand in Monghir, die zweite, unter Oberst R. Smith, in Allahabad, um den Kaiser gegen die Maratten zu schützen, die dritte, in Benkipore, unter Oberst Sir Robert Barker. Es war eine Ordre erlassen, daß vom 1. Januar 1766 an die doppelte Batta für die europäischen Officiere aufhören sollte, außer bei der zweiten Brigade, solange sie wirklich im Felde stand; halbe Batta ward denen in Patna und Monghir vorbehalten, wenn sie nicht im Dienst waren, aber denen in Kalkutta keine. Die Reduction trat demnach ein; aber die Officiere in Monghir hielten geheime Zusammenkünfte, wo sie beschlossen, alle gleichzeitig ihre Patente zurückzugeben; sie theilten ihre Pläne den andern Brigaden mit, und ungefähr zweihundert Patente von Hauptleuten und Lieutnants lagen bereit, dem Oberbefehlshaber am 1. Juni zurückgegeben zu werden, obgleich sich die Zurücktretenden erboten, noch bis zum 15. als Freiwillige fortzudienen, bis Antwort von Kalkutta eintreffen könnte. Sie verpflichteten sich eidlich zur Geheimhaltung, und schworen, auf Gefahr ihres Lebens Jeden zu retten, der von einem Kriegsgericht zum Tode verurtheilt werden sollte; Jeder versprach, bei einer Strafe von 500 Pfund Sterling, wenn er seine Zusage verletzte, sein Patent nicht wieder anzunehmen, außer wenn doppelte Batta bewilligt würde. Subscriptionen, zu denen viele Civilisten beisteuerten, wurden für Diejenigen gesammelt, die etwa cassirt werden würden. Ihre Hoffnungen stiegen jetzt sehr durch die Nachricht von dem Marsch von 50,000 oder mehr Maratten gegen Korah. Oberst Smith erhielt demzufolge Befehl, mit der ganzen zweiten Brigade, mit Ausnahme des europäischen Regiments, das wegen der Hitze in Allahabad blieb, ein Lager bei Seradschapur zu beziehen.

Im Monat März begaben sich Clive und General Carnac nach Murschidabad, um gewisse wichtige Angelegenheiten zu ordnen. Clive

empfing dort einen Brief von Mr. Verelst und dem Rathe mit einer Vorstellung der Officiere der dritten Brigade wegen der Batta. Am 28. April bekam er einen Brief von Sir Robert Fletcher, der ihn benachrichtigte, daß die Officiere seiner Brigade beabsichtigten, ihm ihre Patente Ende des Monats einzuschicken. Er schloß auch einen Brief von Sir R. Barker bei, welcher meldete, daß etwas Aehnliches in der dritten Brigade beabsichtigt würde. Ein Zwist unter den Officieren hatte die ganze Sache ans Licht gebracht, und in Folge davon hatten sie jetzt den 1. Mai anstatt des 1. Juni als den Tag festgesetzt, wo sie ihren Abschied einschicken wollten.

In seiner Antwort an den Oberst Fletcher erklärte Clive, daß jeder Officier, der seinen Abschied einreiche, entlassen und nie wieder angestellt werden würde. Als er bald darauf erfuhr, daß die Verschwörung allgemein war, änderte er deshalb seinen Entschluß nicht, obgleich er befürchtete, daß die Truppen vielleicht ihre Officiere unterstützen könnten. Er ließ von dem Rathe aus Madras alle Officiere und Cadetten, die entbehrt werden konnten, nach Kalkutta beordern und veranlaßte ihn, die Privatkaufleute aufzufordern, als Officiere einzutreten. Auf seinen Wunsch beschloß auch der Rath, alle zurückgegebenen Patente anzunehmen, und diejenigen, welche den Abschied forderten, nach Kalkutta zu schicken.

In den ersten Tagen des Mai begaben sich Clive und Carnac nach Monghir, und da Ersterer aus einem Brief, den er unterwegs von Sir R. Fletcher empfing, ersah, daß die Meuterer nach Madras schrieben, um die dortigen Officiere abzumahnen, nach Bengalen zu kommen, schrieb Clive nach Kalkutta, damit man dort alle Privatbriefe nach dieser Präsidentschaft zurückbehielte, und an Sir R. Fletcher, um den Beistand der eingebornen Officiere und der Sergeanten zu sichern. Er hatte bereits alle treu gebliebenen Officiere, die er zusammenbringen konnte, vorausgeschickt, und diese warfen bei ihrer Ankunft in Monghir den Anderen ihre Undankbarkeit gegen einen Mann vor, der erst vor Kurzem eine so bedeutende Summe hergegeben hätte, um eine Kasse für ihre Invaliden und Witwen zu bilden. Sie sagten, daß Sir Robert Fletcher ihnen nie etwas davon gesagt habe, und beschuldigten ihn, den ersten Anlaß zu dem ganzen Plane gegeben zu haben. Am 10. traten die europäischen Soldaten

ins Gewehr, um ihre Officiere zu unterstützen; aber das Erscheinen des Hauptmanns Smith mit dem Sipoybataillon brachte sie zum Gehorsam. Als Sir R. Fletcher sie anredete und Geld unter sie vertheilte, sagten sie zu ihm, sie hätten geglaubt, er werde an ihre Spitze treten; da aber dies nicht der Fall sei, wollten sie zu ihrer Pflicht zurückkehren. Am 15. traf Clive ein, und Sir R. Fletcher gestand nun, daß er um die Verschwörung schon seit Januar gewußt und sich gestellt habe, sie zu billigen, damit nichts ohne sein Wissen geschehe. Clive bemerkte nichts dagegen. Er hielt eine Anrede an die Truppen, erwähnte seine Stiftung, und befahl, den eingebornen Truppen für Mai und Juni doppelten Sold zu bezahlen.

Im Lager von Seradschapur hatten, obgleich man jeden Tag eine Schlacht erwartete, sämmtliche Officiere, mit Ausnahme von Zweien, ihre Entlassung eingereicht; Einige wollten gleich, Andere den 1. Juni den Abschied nehmen. Den Ersteren befahl Oberst Smith, sich sofort nach Kalkutta zu verfügen. In Allahabad erklärten die Officiere des europäischen Regiments, daß sie am 20. Mai nach Kalkutta abgehen würden. Da der dort befehligende Major Smith fand, daß ihre Leute sie unterstützen würden, schickte er nach einem alten Sipoybataillon, das lange unter seinem Befehl gestanden hatte, und diese Truppen, die den Marsch von Seradschapur, hundertundvier englische Meilen, in vierundfünfzig Stunden zurückgelegt hatten, kamen gerade an, als die Officiere abreisen wollten. Major Smith nöthigte sie nun, sich zu unterwerfen und um Verzeihung zu bitten, und schickte nur sechs nach Kalkutta, wohin auch Oberst Smith die Hälfte seiner Officiere beorderte.

Durch die Festigkeit Lord Clive's, des Obersten Smith und Anderer und die unerschütterliche Treue der Sipoys war die Meuterei nun unterdrückt. Jetzt, wo die Rädelsführer verhaftet waren und Befehl erhielten, sich auf die Untersuchung vorzubereiten, wurden Bestürzung und Reue allgemein. Einige waren durch Vorspiegelung verführt und Andere eingeschüchtert worden. Viele erhielten daher Verzeihung; aber sie mußten sich schriftlich verpflichten, drei Jahre zu dienen, und nicht ohne einjährige Kündigung den Abschied zu nehmen. Sechs Officiere wurden vor Gericht gestellt, und der Meuterei für schuldig befunden; aber wegen eines Formfehlers in der Meutereiacte wurde keiner zum Tode verur-

theilt. Sir R. Fletcher *), der eigentliche Urheber der Meuterei, ward vor ein Kriegsgericht gestellt, für schuldig befunden und cassirt. Die einzigen Civilisten, denen eine strafbare Unterstützung der Officiere nachgewiesen werden konnte, obgleich kein Zweifel an der Schuld vieler Hochangestellten war, waren Mr. Higginson, Untersecretair des Raths, und Mr. Grindal aus dem Bureau des Secretairs. Diese Herren wurden entlassen.

Es ist von Clive's Freigebigkeit gegen die Armee die Rede gewesen. Die Veranlassung dazu war folgende. Mihr Dschaffier, der immer an Clive gehangen hatte, und der sich nie verhehlen konnte, wie ganz anders e r gegen ihn gehandelt haben würde, vermachte ihm auf dem Sterbebett ein Legat von 5 Lak Rupien. Das Geld befand sich in den Händen der Mutter des gegenwärtigen Nabobs, und Einige wollten behaupten, es sei eine Bestechungssumme, und kein Legat. Aber dafür war kein Beweis vorhanden, und die Wahrscheinlichkeit ist ganz auf der anderen Seite. Jedenfalls verweigerte Clive, der feierlich sein Wort gegeben hatte, in keiner Weise von seiner Statthalterschaft in Indien Nutzen zu ziehen, die Annahme der Summe. Als jedoch die doppelte Batta den Officieren entzogen ward, fiel es ihm ein, daß er durch Annahme des Geldes eine Kasse für die Officiere und ihre Witwen bilden könnte, und er beschloß, es nicht länger zurückzuweisen. Die Compagnie genehmigte den Plan; Nudschum-ed-Daulah's Nachfolger gab auf Clive's Wunsch noch 3 Lak dazu, und so entstand die Anstalt in Poplar zur Unterstützung invalider Officiere und Soldaten von der Armee der ostindischen Compagnie, die noch besteht.

Während Clive mit der Unterdrückung der Meuterei beschäftigt war, starb der junge Nabob an einem bösartigen Fieber. Seinen Tod schrieb man, wie es immer der Fall ist, einer Vergiftung zu, und die Schuld ward, ohne den Schatten eines Beweises, auf die Engländer geschoben. Sein Bruder Seiuf-ed-Daulah, ein Jüngling von sechzehn Jahren, folgte ihm.

*) Wir werden diesen Mann in Madras wieder finden, selbstsüchtig und ungehorsam wie immer. Ein Mann, John Petrie, einer der Rädelsführer, den Clive mit einem Strick um den Hals nach Hause geschickt hatte, kehrte einige Zeit darauf als hoher Civilbeamter nach Bengalen zurück, angestellt durch den Einfluß seiner Freunde, der Johnstones, wahrscheinlich um Clive zu kränken.

Da sich der Ertrag des Salzmonopols viel größer herausstellte, als man erwartet hatte, erhöhte die Compagnie ihren Zoll auf 50 Procent, wodurch man eine Einnahme von 160,000 Pfund Sterling jährlich zu erlangen hoffte. Clive hatte die übeln Wirkungen der Anstellung von europäischen Verkaufsagenten beobachtet, und man beschloß nun, das Salz in Kalkutta oder an seinem Erzeugungsort nur an eingeborne Händler zu verkaufen, und die Europäer ganz von dem Salzhandel fernzuhalten. Nachdem diese Angelegenheit geordnet war, machte Clive den Vorschlag, jeden Statthalter in Zukunft von aller Theilnahme am Handel auszuschließen, indem man ihm 1 1/8 Procent von den Einnahmen gewährte, und ihn sich eidlich verpflichten ließ, bei einer Strafe von 150,000 Pfund Sterling, mit Ausnahme dieses Procentsatzes, seines gewöhnlichen Gehaltes und der gewöhnlichen Nebeneinkünfte, keinerlei Nutzen von seinem Amte zu ziehen.

Aber jetzt trafen Briefe von den Directoren ein, mit dem Befehl, die Gesellschaft aufzulösen und den Handel freizugeben und ganz den Eingebornen zu überlassen, aber ohne für Entschädigung ihrer Beamten Sorge zu tragen. Die Actionaire zu Hause forderten nämlich so lärmend eine größere Dividende, daß die Directoren sich fürchteten, eine Verminderung der Einnahmen eintreten zu lassen. Clive nahm es jedoch auf sich, so zu handeln, wie er es den wirklichen Interessen der Compagnie für angemessen hielt. Er bestätigte das Privilegium der Gesellschaft auf ein Jahr, wo sie dann aufhören sollte, und gab auf diese Weise den Directoren Zeit, einen andern Plan zur Besoldung ihrer Beamten zu ersinnen.

Die Directoren der Compagnie wünschten angelegentlichst, daß Clive noch ein Jahr in Indien bleiben möchte; aber dies verbot der Zustand seiner Gesundheit, und er verließ das Land für immer, Ende Januar 1767. Er ward abermals in England mit jedem Zeichen der Achtung empfangen, und durch einen Beschluß des Hofes der Actionaire ward ihm und seinen Erben sein Dschaghir noch auf zehn Jahre nach Ablauf des gegenwärtigen Termins bewilligt. Aber ein Ungewitter sollte bald über ihn losbrechen. Mr. Sulivan war jetzt Vorsitzender; Mr. Johnstone und seine Schuldgenossen waren in England, und sie verfolgten Clive wie Bluthunde, die nach Rache dürsteten. Er hatte wiederholt im Parlamente seine verschiedenen Maßregeln in Indien zu erklären und

zu vertheidigen, und endlich, wie im Mai 1773, beantragte Oberst Burgoyne, als Vorsitzender eines Ausschusses über indische Angelegenheiten, einen Beschluß des Hauses, daß Lord Clive zur Zeit der Absetzung Suradsch-ed-Daulah's verschiedene Summen in Belauf von 234,000 Pfund empfangen, und „dadurch die ihm anvertraute Macht, den öffentlichen Beamten ein böses Beispiel gebend, und dem Staate zur Unehre und zum Schaden, gemisbraucht habe". Der Antrag, daß er diese Summen empfangen, ging durch; aber für den letztern Theil wurden einstimmig die Worte gesetzt, „daß er zu derselben Zeit seinem Vaterlande große und rühmliche Dienste geleistet".

Obgleich auf diese Weise ehrenvoll freigesprochen, nagte doch die Thatsache, angeklagt worden zu sein, an seinem stolzen Geiste. Er war überhaupt von melancholischem Temperament; seine Leber hatte in Indien gelitten, und es belästigten ihn Gallensteine, die ihn so heftige Schmerzen verursachten, daß er zur Erleichterung viele Jahre lang beständige Zuflucht zum Opium nehmen mußte. Gegen Ende November 1774 hatte er einen sehr heftigen Anfall; er nahm starke Dosen Laudanum ein, und machte in einem Anfall von Schmerz am 22. dieses Monates seinem Leben ein Ende, nachdem er eben sein neunundvierzigstes Jahr vollendet hatte.

Der Name Clive muß immer eine hervorragende Stelle in der englischen Geschichte, als der des Gründers des außerordentlichen Reiches, das jemals die Welt gesehen hat, einnehmen. Als Militair steht sein Ruf hoch, obgleich er nicht die Gelegenheit hatte, große Schlachten zu schlagen, wie Coote; denn alle kriegerischen Tugenden waren in ihm vereinigt; er war, wie sein Freund Lawrence erklärt, ein geborner Feldherr. Als Staatsmann, glauben wir, ist er unterschätzt worden; man nennt seinen Blick klar aber nicht umfassend. Uns scheint er fast so umfassend gewesen zu sein, als er bei einem praktischen Manne zu jener Zeit sein konnte. Allerdings drang er nicht durch die Leere, wie der des Dupleix, um das Unmögliche zu erzielen; aber seine Meinungen über die meisten Fragen indischer Politik waren gesund und einsichtsvoll. Im Privatleben war Clive liebenswürdig, und hing sehr an seiner Familie und seinen Freunden. Daß er nach Reichthum verlangte, ist nicht zu leugnen; aber, wie eine andere ausgezeichnete Person, „wenn er unersättlich im

Verlangen war, so war er höchst fürstlich im Geben".*) Er war frei von dem niedrigen Geiz, der Marlborough entwürdigte; wenn er den Reichthum liebte, so war es nicht um seiner selbst willen, sondern wegen der Würde, der Macht und des Einflusses, den er verleiht. Allerdings hat sein Beispiel geschadet, und viele schlechte Nachahmer gefunden; aber der wesentliche Unterschied war stets, daß Clive zuerst an die Compagnie und sein Vaterland, und zuletzt an sich dachte, und ohne Bedenken zurücktrat, wo ihre Interessen nicht zu vereinigen waren, während die Herren in Kalkutta und Madras sich nur um ihren eignen Gewinn zu kümmern, und alle anderen Interessen gar nicht zu achten schienen.

---

*) Selbst ehe er noch das Dschaghir erhielt, gab er 50,000 Pfund Sterling, ein Sechstel seines Vermögens, seiner Familie und seinen Freunden. Einen Theil davon verwendete er zum Ankauf einer Leibrente von 500 Pfund Sterling für seinen alten Commandeur, General Lawrence, und bot ihm das Geschenk auf eine so rücksichtsvolle Weise an, daß er es ohne Erröthen annehmen konnte.